

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALMEDIZIN, SEXUALTHERAPIE UND SEXUALWISSENSCHAFT

Deutsche
Gesellschaft
für Sexualmedizin
Sexualtherapie und
Sexualwissenschaft

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 25 / 2018
S. 121-224

3-4

Schwerpunkt

Intimität und Immersion



Herausgeber: Ch. J. Ahlers, Berlin · K. M. Beier, Berlin · C. Friedrich Köthen · F. Hausmann, Kappelrodeck ·
A. Korte, München · U. Plogstieß, Bad Godesberg · D. Rösing, Stralsund · S. Siegel, Berlin

www.sexuologie-info.de

In Kooperation
mit der
Österreichischen
Akademie für
Sexualmedizin

Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Eröffnung

- 123 Last Exit before Border
Dorothee Kimmich-Laux

Themenschwerpunkt – Intimität und Immersion

- 125 Von Intimität zur Immersion?
Rainer Alisch
- 135 Wie tief Netzwerk ist Deine Liebe?
Maria Dada
- 143 Humaner, transhumaner und artifizierlicher Sex – eine futurologisch-sexologische Perspektive
Wolfgang Mastnak

Fortbildung

- 153 „Du siehst mich einfach nicht“ – negative Interaktionen und Emotionen im Hannover-Modell der Sexualtherapie
Monika Christoff und Norbert Christoff
- 163 Sexualmedizin im Prozess
Marianne Greil-Soyka
- 167 Der Mythos unendlicher Fruchtbarkeit und seine Folgen
Barbara Maier
- 171 „Als würde ich wieder vergewaltigt“ – Sexuelle Probleme von Menschen mit sexueller Gewalterfahrung
Melanie Büttner

Historia

- 187 150 Jahre Magnus Hirschfeld
Florian G. Mildenberger
- 193 Zwischen repressivem Maßnahmenstaat und der Bagatellisierung sexueller Gewalt – Zur strafrechtlichen Verfolgung von Kindesmissbrauch im Nationalsozialismus
Dagmar Lieske

Aktuelles

- 201 Sexuell übertragbaren Infektionen (STI) auf der Spur – Rückblick auf den 63. Deutschen STI-Kongress 2018
Thomas Meyer, Norbert H. Brockmeyer
- 203 Interview – Zeugung mit Risiken
Ulrike Baureithel, Urs Scherrer

Aktuelles – Rezensionen

- 205 Schäffler, Eva, *Paarbeziehungen in Ostdeutschland. Auf dem Weg vom Real- zum Postsozialismus*
Christopher Neumaier
- 207 Malo, Antonio, *Mann und Frau. Eine anthropologische Betrachtung zur Differenz der Geschlechter*
Ferdinand Fellmann
- 209 Velten, Julia, *Sexuelle Funktionsstörungen bei Frauen*
Wolfgang Weig
- 210 Driemeyer, Wiebke, Benjamin Gedrose, Armin Hoyer, Lisa Rustige (Hg.), *Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft*
Florian G. Mildenberger

-
- 211 Herzog, Dagmar, *Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA*
Kurt Starke
- 213 Kempe, A., *Lückenhaftigkeit und Reform des deutschen Sexualstrafrechts vor dem Hintergrund der Istanbul-Konvention*
Florian G. Mildenberger
- 214 Taylor, Michael Thomas, Annette F. Timm, Rainer Herrn (Hg.), *Not Straight from Germany. Sexual Publics and Sexual Citizenship since Magnus Hirschfeld*
Florian G. Mildenberger
- 215 Qureshi, Ayaz, *AIDS in Pakistan: Bureaucracy, Public Goods and NGOs*
Thomas K. Gugler
- 217 Lottmann, Ralf, Rüdiger Lautmann, Maria do Mar Castro Varela (Hg.), *Homosexualität_en und Alter(n). Ergebnisse aus Forschung und Praxis*
Florian G. Mildenberger
- 218 Sanders, E., K. Achtelik, U. Jentsch, *Kulturkampf und Gewissen. Medizinethische Strategien der „Lebensschutz“-Bewegung*
Florian G. Mildenberger
- 220 Grumbach, Detlef (Hg.), *Demo.Für.Alle. Homophobie als Herausforderung*
Florian G. Mildenberger
- 221 Slimani, Leila, *Sex und Lügen: Gespräche mit Frauen aus der islamischen Welt*
Thomas K. Gugler
- 224 Call for Papers
Utopien des Sexuellen – Nach 68 | Was bleibt? | Was kommt?
-

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: Rainer Alisch, Taunusstraße 8, D-12161 Berlin, Tel.: 0173 249 3575, e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2018

Lieferkonditionen (2018): Volume 25 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2018): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; StudentInnenabo 30,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag von 120,00 € enthalten

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 302 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de

Coverfoto: Getty Images, Mads Perch, Young Woman Covered by Futuristic Line
Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft bzw. auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier gedruckt

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar

(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier). Hergestellt in Deutschland
Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft



Last Exit before Border

Dorothee Kimmich-Laux

Sie war beim Erstgespräch und hat jetzt einen neuen Namen nur für hier. Danach endlich Auftanken im Konsumraum. „Hi, ich bin Roosie!“ singt sie und tänzelt die Treppen zum Cafe hinunter. „Wir decken die Kleiderstange immer erst eine halbe Stunde nach Öffnung ab, Rosi. Ach ja und heute ist unsere Ärztin da: Thea, sie ist auch Frauenärztin. Zeig ihr mal Deine Leiste, ja?“ „Ha, träum weiter! Nie im Leben geh ich zu einem Frauenarzt! – Was gibts zu essen?“

Zögernd holt sie den dicken Schlüsselbund aus der Hosentasche. Eigentlich muss sie nur kurz aus dem Zimmer gehen, um etwas zu holen. Der Medizinschrank muss trotzdem abgeschlossen werden. Grade spürte sie, dass so etwas wie Nähe aufkam. Jetzt weiß die Frau, dass ihr prinzipiell nicht getraut wird. Alles wieder kaputt.

Mal sehen, wie es da läuft. Erst mal sind die oft nett und es ist ja auch gut, dass man da sein kann, vor allem, wenn es draußen kalt ist und nass. In Ruhe rauchen, was Warmes essen, nicht dauernd angequatscht werden. Duschen auch, aber nur eine halbe Stunde lang. Da sind sie dann furchtbar streng. Richtig zickig. Regeln so viele wie im Knast.

Bei der Ärztin weiß man nicht ... Kriegt man die leicht rum? Dass sie einem was mitgibt? Vielleicht auf Mitleid machen, schlechte Kindheit und so?

Sie stürmt ins Behandlungszimmer, empört, klopft nicht an. Aber die Ärztin ist allein und hat Zeit. „Weißt Du, Thea, der Kunde war grade sooo groß! Ich wollte das nicht und hab ihn angebrüllt, aber der hat einfach weitergemacht. Ich hab alles zusammengeschrien und dann hat er Angst gekriegt und ist weggelaufen. Seither brennt es furchtbar und tut weh. Ich kann heute nicht mehr arbeiten.“ „Möchtest Du, dass ich nachschaue?“ „Nee, lieber nicht. Hast Du was für mich? Creme und Schmerzmittel oder so?“

Zum Frauenarzt wollte ich noch nie, zu einer Frau erst recht nicht. Was denkt die von mir? Und dann rammen sie einem diese kalten Metallringer da unten rein. Und überhaupt dieser Stuhl, der ist ja was für SM, richtig pervers.

Sie wollte, dass die Ärztin eine richtige Untersuchung macht,“ so mit allem drum und dran“, „damit ich weiß, dass alles in Ordnung ist mit mir“.

„Ich mache jetzt noch einen Abstrich vom Muttermund.“ Eine Sekunde später schwingt ihr rechtes Bein eilig über den Kopf der Ärztin nach der Seite, hüpf mit einem Satz von der Liege, zieht hastig einen Schlüpfel über und

verschwindet. „Ich geh duschen“ murmelt sie noch. Sie hat auf das große Wort MUTTERMUND reagiert, denkt die Ärztin. Sie hatte es benutzt aus Gewohnheit und nicht damit gerechnet, dass es etwas auslösen könnte. Später klopft es und die Tür geht einen Spalt weit auf. „Bist Du sauer jetzt?“ „Nein, ich glaube, es war zu viel für Dich. Ich habe vielleicht verstanden, warum.“ – „Dann bis Donnerstag.“

Sie zieht Handschuhe an und legt sie erst mal auf meine Oberschenkel. Ihre Hände sind warm. Alles langsam. Ich schaue zur Decke auf ein buntes Mobile. Bisschen kindisch, lauter kleine bunte Ballons, die sich leicht hin und her bewegen. Ich könnte da drin sitzen und fliegen. Auf die Welt herunterschauen, Wiesen Wälder, kleine Dörfer oder das Meer. Ich soll weiter runterrutschen mit dem Po. Was denkt sie jetzt von mir? Ich will nicht, dass eine Frau mich so sieht. Lesbisch ist sie nicht. Findet sie mich hässlich? Oder ekelt sie sich vor mir? Lehnt sie das eigentlich ab, was ich tue und verurteilt mich?

Heute trägt die Sozialarbeiterin ein T-Shirt mit der Aufschrift GET DOWN FROM YOUR CROSS WE NEED THE WOOD. Sie sitzt auf der Bank im Hof, raucht und hört zu. Man hört angeregte Stimmen aus dem Stundenhotel von gegenüber. Nicht zu verstehen. Vielleicht bulgarisch?

Superstolz, dass ich das geschafft habe: Abstrich, Untersuchung und sogar Ultraschall. Da konnte man sehen, dass ich noch Eier habe. Das hat mich so gefreut, weil ich doch gar nicht blute. Ich kann noch viele Kinder kriegen. Wenn ich mit all dem hier durch bin, lebe ich in einem Haus mit Garten und meine Tochter kriegt ein eigenes Pony.

Für die Ärztin ändert sich der Stellenwert der Diagnosen. Sucht, Polytoxikomanie, Borderline, Essstörung, Depression, diverse Hauterkrankungen, Hepatitis C. Nica 27 Jahre alt. Ein Mensch. Sie säubert Wunden, streicht desinfizierendes Gel darauf. Aufgekratzte Wunden im Gesicht, da will sie kein Pflaster. Der Zahnstatus ist unbeschreiblich. Sie streicht Emla-Gel und Lavasept auf das entzündete Restzahnfleisch, das Zahnmobil hat erst am Dienstag wieder Sprechstunde. Heute hat sie eine kugelförmige schmerzende Schwellung am Scheideneingang und es tut weh beim Verkehr, stört außerdem die Freier. Gonorrhoe? Man müsste dringend wieder mal Infektionsdiagnostik machen, Abstrich, Urin, Blut. Jetzt ist es fast Mitternacht. Sie vereinbaren einen zeitnahen Termin. Vielleicht kommt sie, vielleicht nicht, vielleicht keine Zeit, vielleicht kein Bock. Sie will keine Untersuchung heute Nacht. Jedenfalls war das Verhältnis heute gut, fast zärtliche Stimmung. Eine echte Umarmung – Borderline hin oder her – zum Abschied.

Sie hat gesagt, dass bei mir alles in Ordnung ist und alles normal aussieht. Man weiß ja nicht mehr, bei all dieser Fickerei. Und sie meckert auch nicht an mir rum. Sie war wenigstens vorsichtig und langsam und hat mir nicht wehgetan. Das hat mich selbst gewundert, was ich ihr alles erzählt habe. Auf der Straße nachher war alles wieder wie sonst. Gefühlsduselei. Es ändert sich ja doch nichts.

Ihre Termine mit Freiern macht sie per Smartphone. Wenig Essen, viel workout. Die Ärztin trifft sie im Cafe, wo sie unruhig hin und her läuft. Der Kontakt wirkt eher zufällig. „In Lettland ich bin gewesen große Kletterin und auch Hochseil. Bin ich gefallen vom großen Haus und war alles kaputt. Mir niemand geholfen. Und keine Mami und Papi. Hast Du Mittel für Kraft für mich, oder Vitamine?“

Manche Frauen haben sich an die Frauenärztin gewöhnt, aber es hat lange gedauert. Jetzt möchten sie sich manchmal dafür zu entschuldigen, dass sie sich nicht untersuchen lassen wollen. So, als würden sie sagen wollen: Nimm es nicht persönlich. „Ich geh sonst nicht zum Frauenarzt und auch nicht zu einer Frauenärztin. Ist mir zu privat, meine Sache. Da wird man beurteilt. Aber irgendjemand muss das machen, was wir tun. Weißt Du wie viele Frauen gar nicht wissen, wie sie das anstellen sollen, dass ihr Mann einen hochkriegt und so. Dann kommen die bei uns angekrochen, freuen sich, wenn man sie mal lobt. Und dann fragen sie mich, ob es schön für mich war. Richtig lustig ist das manchmal.“

„Weißt Du, auch wenn es Dich vielleicht wundert: Ich mag Sex. Das finden die Freier auch gut an mir. Weil sie merken, dass ich nicht immer so tue, als ob. Ich kann mich richtig wegbeamten und den ganzen Scheiß vergessen.“

Bei der Untersuchung wühlen sie unten in einem herum, das machen die Freier ja auch manchmal. Die denken wohl alle, da ist ein Schatz drin ...

Sie weiß, dass die Frauen sie nicht brauchen und nicht auf sie gewartet haben. Keine wollte gynäkologisch untersucht werden. Bisher noch kein Abstrich ohne Verdacht auf HPV-Infektion. Die Abstrichergebnisse haben aber keine Konsequenzen. Keine Frau ändert ihr Verhalten, solange es so viel mehr Geld gibt für Verkehr ohne Kondom als mit. Und eine Operation bei Dysplasie ohne Versicherung ist schwer zu organisieren. Ganz abgesehen davon, dass die Frau dann sechs Wochen nicht arbeiten könnte. Wer lässt sich darauf schon ein?

Soll sie sich als Ärztin also einreihen? All die vielen Menschen, die bei diesen Frauen Grenzen überschritten haben, so, dass sie wohl meistens selbst nicht mehr wissen, wo sich die befinden. „Du bist die einzige, die mich untersuchen darf. Ich mag das überhaupt nicht. Weißt Du, dass ich jetzt in einem Container wohne? Da habe ich Glück gehabt, der ist nur für mich und mein Freund kann mich besuchen. Ich hab da keine Toilette, aber einen Eimer für die Nacht.“

Die Ärztin bekommt Komplimente während sie im Cafe sitzt und Tee trinkt. „Du bist wie eine liebe Oma!“ Die Sozialarbeiterin protestiert. So alt sei die Ärztin doch gar nicht. „Nein, das habe ich doch nicht so gemeint. Ich hatte eine Oma, die war nett zu mir. Nicht so wie meine Eltern.“

Es ist kurz nach Mitternacht. Sie hat noch Falafel im Pita-Brot ergattert. Auf der anderen Seite winkt eine Frau und ruft „Schönen Feierabend, Thea!“ Sie geht langsam zum Hauptbahnhof, fährt mit der S-Bahn nach Hause. Dort kann sie duschen, solange sie will.

(Arasluokta im August 2018)

Von Intimität zur Immersion?

Rainer Alisch

From Intimacy to Immersion?

Abstract

The access to intimacy, as well as to the sexual in its various manifestations, is subject to socio-cultural influences. The text asks how this works in digital capitalism. The starting point are v.a. sociological studies by Niklas Luhmann, Günter Dux and Eva Illouz, which explore the fate of romantic love, including intimacy, in their reflexively reified forms, as reflected in therapeutic manuals. This is connected with a second thesis that the immersive is a technological form that not only transforms intimacy, but also serves the purpose of shaping new world and social relations.

Keywords: Intimacy, Immersion, Romantic love, Sex therapy, Self-technology

Zusammenfassung

Der Zugang zur Intimität, wie auch zum Sexuellen in seinen diversen Erscheinungsformen, unterliegt sozio-kulturellen Prägungen. Der Text stellt die Frage, wie sich Intimität im digitalen Kapitalismus gestaltet. Ausgangspunkt sind v.a. soziologische Studien von Niklas Luhmann, Günter Dux und Eva Illouz, anhand derer dem Schicksal der romantischen Liebe, inklusive der Intimität, in ihren reflexiv-vergegenständlichten Formen wie sie auch in therapeutischen Manualen vorliegt, nachgegangen wird. Dies ist mit einer zweiten These verbunden, dass mit dem Immersiven eine technologische Form vorliegt, die Intimität nicht nur überformt, sondern auch für die Ausgestaltung neuer Welt- und Gesellschaftsverhältnisse in den Dienst nimmt.

Schlüsselwörter: Intimität, Immersion, romantische Liebe, Sexualtherapie, Selbsttechnologien

Vorab

Der dieses Heft eröffnende Text von Dorothee Kimmich-Laux – „Last Exit bevor Border“ – beschreibt in einer Abfolge von Gedankensplittern den schmalen Grad, auf dem Nähe, Vertrautheit und auch so etwas wie Intimität zwischen einer Frauenärztin und Sexarbeiterinnen balanzieren. Der Text selbst ist in Arasluokta entstanden, einer im äußersten Norden Schwedens gelegenen Samen-Siedlung. Ihm sind Fotos beigelegt, die die karge, nahezu baumlose Landschaft einer subpolaren gebirgigen Hochebene zeigen.

Es ist unter anderem diese Landschaft, in die der Schriftsteller und Kieler Skandinavist, Klaus Bödl, seine Geschöpfe schickt, in der sie einer sukzessiven Selbstauflösung erliegen und in der die Natur – die ohnehin ohne Menschen auskommt – über sie triumphiert.

Ist es das, was mit „bevor border“ anklingt? – Vielleicht. Nähe und Intimität setzen durchaus voraus, eine Grenze überschreiten zu können, nämlich die der eigenen strukturellen Begrenztheit, um sich dem anderen gegenüber öffnen zu können. Bödl's Figuren ist dies weithin verwehrt. Als in sich verkapselte, auf sich zurückgeworfene, aber zugleich in sich aufgehobene Sonderlinge müssen sie immer wieder los – raus weit raus, nach draußen, um im Nebel zu verschwinden –, so wie der Held in Bödl's neuestem Roman *Der Atem der Vögel* (2017). Es wäre allerdings vorschnell, Bödl's Figuren als gescheitert abzutun, eher zeugen sie von dem Versuch, einen *Einklang* von Natur und Kultur zu finden, der der westlichen Moderne verstellt ist, die stattdessen nach anderen Wegen sucht.



Abb. 1 und 2: Landschaft bei Arasluokta (Nord-Schweden)

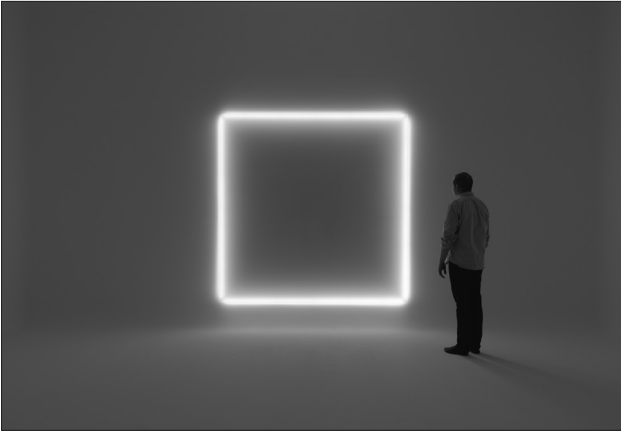


Abb. 3: Doug Wheeler, Untitled, 1969/2014 (Vakuumgeformtes Acryl, Sprühlack auf Acryl, elektronischer Transformator, Neonlampen) © 2014 Doug Wheeler. Courtesy David Zwirner, New York; Foto: Tim Nighswander

Der vorangestellte Text von Dorothee Kimmich-Laux und der erste, kurze Abschnitt dieses Textes benennen die Ausgangskonstellation für das Nachfolgende: Aufgeworfen wird die Frage nach den menschlichen Existenzformen, wie sie aus einem Wechselverhältnis zwischen der Hinwendung zum *Mitmenschen* einerseits und der Hinwendung zur *Welt* andererseits resultieren. Im Folgenden wird zunächst eine Form der Hinwendung zur *Welt* skizziert – die allerdings eine künstliche ist. Das damit verbundene Weltverhältnis des *Immersiven* entspricht insofern dem *Intimen*, da Begriffsbedeutungen wie Eintauchen, Überschreiten, Verschmelzen usw. aufgerufen werden, die zumeist mit dem *Intimen* assoziiert sind. Das Weltverhältnis des *Immersiven* – so wie es unter den neuen technologischen Bedingungen realisierbar erscheint – bildet somit eine Art Rahmen für den gesamten Text, der im letzten Teil wieder zu einer auf den Menschen gerichteten Perspektive des *Immersiven* zurückkehrt.

Immersive Welten

Nicht um einen *Einklang* mit der natürlichen Welt, sondern um eine Übereinstimmung in den Formaten und Kunstformen des digitalen Zeitalters ging es in der 2016 aufgelegten Programmreihe „Immersion“ der Berliner Festspiele, die 2018 mit drei neuen Schwerpunkten in eine weitere Runde ging. „Immersion“ wurde unter anderem als ein Zustand gedeutet, der als ein „Eintauchen“ in eine computergenerierte virtuelle Welt beschrieben werden kann, ein Eintauchen bis hin zu jenem Effekt der „Präsenz“, bei dem das Bewusstsein, einer illusorischen Stimulation aufzusitzen, in den Hintergrund tritt.

2018 wurde im zweiten Programmpunkt der künstlerisch-technologische Weg dieses Eintauchens unter dem Titel „Welt ohne Außen. Immersive Räume seit den 60er Jahren“ verfolgt, der einen Bogen von den Pionieren der immersiven Raumgestaltung bis zu den zeitgenössischen Positionen schlug, wie sie bereits der vorangegangene Programmpunkt „Into Worlds“ angezeigt hatte.¹

Den Auftakt im zweiten Programmpunkt von 2018 bildeten Arbeiten aus den 60 Jahren, u.a. von Doug Wheeler, einem Wegbereiter der sogenannten „Light and Space“-Bewegung (vgl. Wallace, 2014). Dessen „light encasements“ (Lichtgehäuse) aus vakuumgeformtem Plastik mit Neonröhren, die in einem weißen Raum ohne jegliche Architekturdetails und Nebenlichtquellen installiert waren, scheinen den Betrachter in ein leuchtendes Universum einzuhüllen, in dem das Licht geradezu Partikelmasse hat. Der Kunstkritiker John Coplans hat den Effekt dieser experimentellen Anordnung dahingehend beschrieben, dass es Wheelers Hauptziel sei, die „Wahrnehmung der gesehenen Welt umzugestalten oder zu verändern. Kurz gesagt, sein Medium ist weder das Licht, noch sind es neue Materialien oder Technologien, sondern es ist die Wahrnehmung“ (Coplans, 1968).

Hatte sich bereits Wheeler von alleinstehenden Objekten ab- und immersiven Environments zugewandt, so zeichnet sich in dem VR-Musikvideo der isländischen Musikerin und Multimediakünstlerin Björk (Guðmundsdóttir) paradigmatisch ein momentaner Endpunkt dieses künstlerisch-technologischen Spektrums ab. In dem Programmheft zu „Into Worlds“ wird sie mit der Aussage zitiert, dass ihr Projekt einer „Virtual Reality Experience“ „nicht nur eine Fortführung des Musikvideos“ sei², sondern ein „weitaus intimeres theatrales Potential“ habe. Und in der Tat: Verbleibt das Video, so wie es auf YouTube³ verfügbar ist, noch auf der Schwelle des Übergangs vom bewegten Bild in den virtuellen Raum und liefert eher einen falschen, unterkomplexen Eindruck, so scheint es mittels VR-Brille hingegen zu einem psychedelischen Trip auf dem Meeresgrund zu werden: Björk nimmt die Gestalt eines digitalen Fabelwesens an und zu den Klängen ihres Songs „Notget“ beginnt die gesamte Umgebung zu glitzern und zu funkeln und Björk schwebt

¹ Die drei Programmpunkte von 2018 lauteten: Into Worlds. Das Handwerk der Entgrenzung, 19.01–21.01.; Welt ohne Außen. Immersive Räume seit den 60er Jahren, 08.07–05.08.; The New Infinity, Neue Kunst für Planetarien, 26.09–14.10.

² Ein anderes, der Hefithematik entsprechendes Video von Chris Cunningham zu Björks Titel „All Is Full of Love“ (1999) zeigt zunächst die Szenerie der Konstruktion eines menschenähnlichen Roboters mit dem Antlitz Björks, in die ein zweiter, nahezu identisch aussehender Androide tritt, worauf beide beginnen, sich zu küssen und zu berühren, während Roboterarme weiterhin an ihrer Fertigstellung arbeiten (vgl. Niedlich, 2011).

³ <https://www.youtube.com/watch?v=pJDCwXQc5CU>

über dem allen. Lorina Speder, die diese Ausstellung für die *taz* kommentiert hatte, zeigte sich von dem sinnverstörenden Effekt beeindruckt: „Nimmt man die Brille ab, braucht es tatsächlich einige Sekunden, um sich an die neue, alte Umgebung zu gewöhnen“ (Speder, 2018, 24).

Genau an diesem Effekt der Überwältigung der Sinneswahrnehmung setzt die Kritik an, die in dem Reflexion, Distanz und Abstand überspringenden Moment „etwas Autoritäres“ (Schaper, 2018) erkennt. Andererseits hat Tilman Baumgärtel eher ironisch moniert, dass eine Generation, die mit „Pyronalen, Escape Rooms, Imax-Kinos mit Dolby-Atmos-Sound und Augmented-Reality-Simulationen à la Pokémon Go sozialisiert worden ist“, von diesen Arbeiten möglicherweise etwas „unterwältigt“ sei (Baumgärtel, 2018, 24).

Beide Kritiker haben es insofern leicht, weil sie auf ein Format zielen, das für eine nahezu gegensätzliche Modalität dessen steht, was vermittelt werden soll: die *Ausstellung*. Mit ihrer Struktur unternimmt diese per se den paradoxen Versuch, die Subjekt-Objekt-Anordnung, die vorausgesetzt, generiert und aufrechterhalten wird, mittels dessen, was „ausgestellt“ wird – nämlich Eingehen und Eintauchen, Teilsein, In-Beziehung-Stehen, Verwobenheit und Relation – zu unterlaufen, zu überwinden, ein neues „Weltverhältnis“ zu generieren (Wangemann, 2018, 2).

So ist dem Konzept der Ausstellung die Signatur der Moderne eingeschrieben: „das Individuum als unabhängiges Selbst, das allen externen Zwecken und Absichten vorausgeht“, entstanden in den Versuchen, „aus ganzheitlichen Erfahrungen auszubrechen“ (von Hantelmann, 2018, 17). Doch worauf hebt dann die Immersion ab? Die Antwort, die Susanne Witzgall mit ihrem Beitrag zu der Ausstellung von Philippe Parreno⁴ auf dem Festspiel-Blog hinterlässt, verweist auf die Spannweite, in der sich die Festspiele bewegten. Als Referenz diente Witzgall der Matrix-Film der Wachowski-Geschwister, in dem intelligente Maschinen ein Konstrukt aus artifiziellen Sinnesdaten über die Gehirne der Menschen legen, während ihnen die Wirklichkeit an sich unzugänglich bleibt. Witzgall liest dies als Metapher für einen „repräsentationalen Realismus“, an dessen Stelle sie eine „nicht-repräsentationalistische Immersion“ treten sieht, eine „Welt“, die „weder klare Grenzen noch ein Außen“ hat. Es handele sich um eine „Immersion, aus der es – auch mit Morpheus‘ roter Pille – kein Entkommen gibt“ (Witzgall, 2018).

Doch hält dieses „dynamische Kultur-Natur-Kontinuum“ bevölkert von „menschlichen und nicht-menschlichen Wesen, Materialien, künstlichen und natürlichen

Mikro- und Makrophänomenen, Bildern, Narrationen, Räumen, Lichteffekten und Klängen“, in dem „Physisches und Symbolisches, Fiktives und Tatsächliches intraagieren“ (Witzgall, 2018) auch den Vorschein neuer Formen von Intimität bereit? Noch, so ließe sich vielleicht thetisch formulieren, handelt es sich bei den angedachten immersiven Versprechen lediglich um Versprechen. Was aber, wenn diese Versprechen ins Reale eingelöst werden und dieses Reale in seiner Allgegenwart genauso wenig wegzudenken sein wird, wie die Elektrizität?

Nach der romantischen Liebe?

„Ist die romantische Liebe ein Auslaufmodell?“ ist eine der Fragen, mit denen der *blaue reiter* Verlag im Internet seine neueste Ausgabe des *Journal für Philosophie* zum Thema „Liebe“ bewirbt. Im Editorial benennt der Chefredakteur Siegfried Reusch die Fallhöhe, auf die ein Heft mit diesem Gegenstand sich begibt: Liebe reiche heute von einem „Meer aus Sex“ (Reusch, 2018, 4) über eine technologisch bestimmte Beziehungs- und Begehrenskultur hin zu einer allgegenwärtigen Warenwelt, die mit dem Glücksversprechen der Liebe wirbt.

Die Heftbeiträge entfalten – teils auf antike Kosmologien und Anthropologien zurückgreifend, zumeist aber an die Verheißungen, Projektionen und Entwürfe der Moderne angelehnt – die nahezu unzähligen Variationen, mit denen in unserem kulturellen Horizont Liebe und ihre Gefühlsregungen in all ihrer Ambivalenz und Paradoxie verhandelt werden. Die Beiträge lassen erahnen, dass die in ihnen akkumulierten Sehnsüchte die gegenwärtigen Beziehungs- und Begehrenskulturen befeuern und sie lassen auch erahnen, worauf die technologischen Versprechen des *Immersiven* rekurrieren könnten, dass – sollten sich die eröffneten Sehnsuchtsräume entleert zeigen – sie es sind, die diese ausfüllen. Doch zunächst zur romantischen Liebe und ihren Theoretikern.

Niklas Luhmann

Jan Ubrichts Text (2018) zu Niklas Luhmanns *Liebe als Passion. Zu Codierung von Intimität* (1982) verweist auf die Fragilität der modernen Intimitäts-Konstellationen. Luhmann hat sich die Frage gestellt, wieso – angesichts der offensichtlichen Unwahrscheinlichkeit, auf der eine romantische Liebesbeziehung basiert (vgl. Luhmann, 1982, 170) – sich diese Form einer exklusiven Intimität überhaupt ausbilden konnte, war Liebe doch bis in der frühen Neuzeit hinein als Krankheit verschrien, als ein willenloses Ergriffensein, dem durch Diätetik beizukom-

⁴ Zu der Ausstellung von Philippe Parreno vgl. Immersion, 2018. Berliner Festspiele, Magazin 2, 3–13, https://www.berlinerfestspiele.de/media/2018/immersion_2018/immersion18_downloads/immersion18_magazin.pdf

men sei (vgl. ebd., 21, 30, 44). Das von Luhmann rekonstruierte Modell einer romantischen Liebe ist, von jeglichen externen Vorgaben entkoppelt, zur reinen „Selbstreferenz“ (ebd., 54) geronnen. Hinzu kommt, dass es – dem romantischen Erwartungshorizont entsprechend – ja nicht nur darum geht, diesen *einen* Menschen zu finden, sondern ihm auch das eigene Lebensglück anzuvertrauen. Luhmann hat eine Erklärung versucht, indem er diese Intimität in die Geschichte eines „ausdifferenzierten Funktionssystems“ einbettet, dessen „Regeln nicht mehr durch ökonomische, politische oder sozialhierarchische Interessen bestimmt sind, sondern das autonom operiert“ (Ubrich, 2018, 57), und in dem „für die Liebe nur die Liebe zählt“ (Luhmann, 1982, 177). Die Pointe des Luhmannschen Zugriffs auf die Liebe liegt darin, sie systemtheoretisch als regelgeleiteten, symbolischen Kommunikationscode reformuliert zu haben. Die Exklusivität des bedeutenden Anderen entsteht, indem das Erleben des Liebenden erfolgsverstärkend strikt auf die geliebte Person ausgerichtet wird: „Der Code ermutigt, entsprechende Gefühle zu bilden“ (ebd., 9, vgl. 23). Er sichert auch gegen den Zweifel ab, lediglich eine kontingente, zufällige Wahl getroffen zu haben, denn Liebe erscheint als „Passion“, als Geschehen einer Schicksalsmacht, in deren Schatten Handlungsoptionen eröffnet werden, die keines psychischen Zutuns bedürfen, sondern lediglich der codierten kommunikativen Deutung (vgl. ebd., 73ff).⁵ Was aber, wenn die Codes nicht mehr sicher gelten, oder nicht mehr „verstanden“ werden, oder – so auch die gegenwärtige Situation – als „sexistisch“ gedeutet werden?⁶

Günter Dux

Auch Günter Dux will mit seiner Studie *Geschlecht und Gesellschaft. Warum wir lieben. Die romantische Liebe nach dem Verlust der Welt* (1994) der Liebe auf die Spur kommen. Er geht historisch-genetisch vor, will die Liebe an die Naturgeschichte anschließen, ohne in soziobiologischen Sackgassen zu landen (1994, vgl. 9f).⁷ Dies bringt

⁵ Vgl. Hellmann, 2013, 223: „Gefühle als solche sind in dieser primär wissenssoziologisch ausgerichteten Studie kein Gegenstand, allerdings Thema.“ Der Text von Monika Christoff und Norbert Christoff auf den Seiten 153–161 dieses Heftes der *Sexuologie* belegt, wie eine emotional negativ bestimmte Paarkonstellation, die „romantische“ Forderung, das Erleben des anderen ins eigene integrieren zu können, zerstört.

⁶ Vgl. Kurt Starke (2018, 96ff) zur Diskussion um das Gedicht „avenidas“ („Alleen“) von Eugen Gomringer. Ein Blogbeitrag von Thembi Wolf (2018) zum „Verstehen“ des Weihnachts-Klassikers „Baby It’s Cold Outside“ illustriert, wohin die gegenwärtigen Deutungskämpfe abzudriften drohen.

⁷ Vgl. Dux, 1994/2019, 193ff und 33: „Das Geschlechterverhältnis wird nur dann verständlich, wenn man das Zusammenspiel der

ihn zum Geschlechterverhältnis, aus dem heraus – der Titel zeigt es an – nicht nur die Gesellschaft gedeutet wird, sondern auch die Liebe. Die evolutionsbiologisch vorgegebene Heterosexualität wird nicht wegkonstruiert, sondern interpretiert, aber nicht gesellschaftstheoretisch wie bei Luhmann, sondern kulturtheoretisch – auf „Sinn“ hin. Prozesslogisch liest sich dies zunächst wie folgt: „Der Enkulturationsprozeß muß aus der Ontogenese der Gattungsmitglieder herausgeführt werden. Der ontogenetische Prozeß aber ist derart, daß sich mit der Subjektivität der Gattungsmitglieder auch das Bedürfnis entwickelt, ihr Leben in der Körperzone eines zumeist gegengeschlechtlichen anderen zu führen. Die mit diesem Bedürfnis verbundene Hinwendung zum anderen ist es, die wir als Liebe bezeichnen“ (ebd., 5). Dieser Liebe wird prozesslogisch Weiteres aufgebürdet: Sie verklammert nicht nur die an sich sinnfreien körperlichen Einzelexistenzen zu einer „sinnhaft-kommunikativen Lebensführung“, sondern „in der Bindung an den anderen“ sucht das Subjekt „dessen Anerkennung und damit zugleich für seine individuelle Natur die Anbindung an die Welt“ (ebd., 366).

Welt statt Innenwelt

Beide Romantik-Studien sind vor einiger Zeit entstanden. Dennoch lassen sie sich – nicht nur von der materialen Ausrichtung her – unmittelbar gegenwartsbezogen und zeitdiagnostisch lesen. Das hat Dux mit der gerade erschienenen neuen Auflage (2019) seines Buches zweifellos intendiert, und so schwingt es auch bei Siegfried Reusch in seinem „Liebe“-Editorial mit: „Ähnlich unseren Tagen galt tief empfundene Liebe in Zeiten der Romantik vielen als Gegenwelt zur Kälte und Nüchternheit der damals aufkeimenden Technisierung des Alltags“ (Reusch, 2018, 4). Die Rede von der „Gegenwelt“ wäre jedoch mit Dux weiter zu modifizieren. Obwohl dieser von der romantischen Liebe „als Liebe katexochen“ spricht, der Liebe schlechthin, eine Redeweise, der auch Luhmann zustimmen könnte, verhehlt er nicht, dass er auch diesen Anspruch in seiner „Historizität“ (Dux, 1994, 213), mithin prozesslogisch, verstehen möchte. Gegenstand seiner Studie ist ja nicht nur das Verhältnis von *Geschlecht und Gesellschaft*, sondern, wie der zweite Titel anzeigt, geht mit dem Entstehen der romantischen Liebe ein *Verlust der Welt* einher, dessen Substitut eine Liebe bildet, in der „einer“ dem „anderen das [verlorene] Universum sein“ soll (ebd., 466; vgl. Luhmann, 1982, 167f). Lebenspraktisch sind wir damit als in die Welt entlassene Sub-

naturalen mit den prozessualen Bedürfnissen in der Ontogenese rekonstruiert. Sexualität als naturales und Intimität als erst kulturell entstandenes Bedürfnis liegen an seinem Grunde.“

jekte freigesetzt, können „hinkünftig in jeder Welt leben oder in keiner“ (Dux, 1994, 462). Und zukunftspraktisch macht dies mit Blick auf die fortlaufende Zerstörung der Welt den Weg für die Immersivität künstlicher Welten frei, eröffnet aber auch für Bölds weltflüchtige Helden einen Verstehenshorizont. Und die Liebe, die Intimität? Was wird aus ihnen in den neuen Künstlichkeiten?

Bei Dux haben Liebe und Intimität die Last zu tragen, den Menschen an die Welt anzuschließen. In Fatih Akins Film *Aus dem Nichts* (2017), den Ruben Zacharias für seinen Beitrag im „Liebe“-Heft als Einstieg wählt, steht eine Frau, die durch einen Terroranschlag ihren Mann verloren hat, allein am Meer, nachdem ihr erster Versuch, sich zu rächen, misslungen war. Zacharias erinnert an Albert Camus' mittelmeerisches Denken, in dem der unmittelbare körperliche Bezug zur Welt erlöst. Im Film wird die Frau zur Selbstmordattäterin – „aus einem romantischen Motiv heraus“ – d.h. dem totalisierenden Bedürfnis nach Sinn (Zacharias, 2018, 69). Das kurze Beispiel illustriert, dass nicht nur Liebe und Lebenssinn unmittelbar verknüpft sind, sondern auch Körperlichkeit und Sinn – auch wenn die Beziehung wie im Film nicht gelingend realisiert wird. Verdichtet findet sich dieses Arrangement auch bei Dux, wenn er von der Intimität als der „Geistigkeit des Daseins“ spricht, die „an die Lust des Körpers zu leben, rückzubinden“ sei und dass es dasjenige sei, „was in einer radikal säkular gewordenen Welt zählt“ (Dux, 1994, 469).⁸

Und wenn diese (Ver)bindungen fehlschlagen? – Wenn weder Körperlichkeit, noch Liebe Sinn generieren? Vielleicht sind unter den Möglichkeiten dann Therapien die erste Wahl, oder der Übertritt ins Esoterische, oder halt ins Künstliche? Von Therapie-Ratgebern und -Manuals ist freilich nicht zu erwarten, dass sie den von Luhmann und Dux gelegten Spuren folgen, aber vielleicht liefern diese dennoch erhellende Bezüge?

Von der Theorie zur Therapie

Tobias Ruland

In seinem Buch *Psychologie der Intimität. Was Liebe und Sexualität miteinander zu tun haben* (2015) nimmt sich der

Paartherapeut Tobias Ruland der Mühen der Ebene partnerschaftlichen Zusammenlebens an. Im Zentrum steht ein durch Erfahrung bestätigter, emphatischer Begriff des „Teams“, den Ruland als eine gelingende „kollaborative Allianz“ beschreibt, im Gegenzug zur „kollusiven“. Letztere entsteht in der Phase des hormongesättigten Liebesglücks, beruht auf spontanen „Passungen“, doch wenn die Passungen ihr „Verfallsdatum“ (Ruland, 2015, 22ff, 48ff) erreicht haben, stellt sich die kollusive Allianz als Falle heraus. Die kollaborative Allianz hingegen legt Ruland geradezu apodiktisch aufs „Funktionieren“ fest: „Das Team hat eine Aufgabe, und die gilt es zu erfüllen“ (ebd., 50).

Mit seinen Überlegungen zur „Differenzierung“, d.h. der Fähigkeit „mit anderen Menschen im engen Kontakt bleiben zu können, ohne sich dabei zu verlieren“, und zur „Intimität“ (ebd., 48, 105ff) tritt er ein Erbe an, das Dux für die moderne „Reflexivität“ erschlossen hat. Das „Selbst“, wie Dux es sowohl in Abgrenzung gegen eine biologistische „Substanzlogik“ als auch gegen eine „absolutistische Logik“, die die Theologie beerbt hat, entwirft (Dux, 1994, 9f, 27ff), entfaltet seine Reflexivität inmitten eines Handlungsfeldes, in dem es als Selbst sich auf sich selbst verwiesen sieht: „Es ist diese Grundbefindlichkeit inmitten der Welt, sich durch sich selbst bestimmen zu müssen, die Anlaß werden kann, auf sich zu reflektieren“ (ebd., 24).

Bei Ruland findet sich dieses selbstreflexive Moment in der konkreten Szenerie einer Alltagsüberforderung ausgebreitet, die er so zusammenfasst: Es war „ein Moment, in dem ich mich selbst erfahren habe. Ich spürte genau, wie ich an die Grenzen meiner Leistungsfähigkeit kam, [...] konnte mich gerade noch irgendwie selbst beruhigen und gab unverblümt über meinen inneren Zustand Auskunft: Ich kann nicht mehr“ (Ruland, 2015, 115). Als Auskunft über Intimität klingt diese Passage nicht sonderlich euphorisierend, sie enthält jedoch eines der wichtigen Momente, worauf Intimität für Ruland basiert: auf der Fähigkeit zur „selbstbestätigenden Intimität“ als Modus einer „eigenen Differenzierungsfähigkeit“. Intimität, so das Fazit, setzt voraus, dass ein „Mensch stark genug ist, in sich selbst Halt zu finden, sich selbst(kritisch) beobachten und einschätzen zu können und seinen Gedanken und Gefühlen adäquat Ausdruck zu verleihen“ (ebd., 110ff, 117ff). Dies sind für Ruland auch die Bedingungen, um sich dem anderen gegenüber zu öffnen, ihm intim zu begegnen.

Die mit großer Mühe zu sich findenden Protagonisten in A.L. Kennedys Liebesroman *Süßer Ernst* (*Serious Sweet*, 2016) weisen Aspekte der Duxeschen und Rulandeschen Theorien auf. Der von seiner Ehefrau gedemütigte und von seiner Arbeit schwer enttäuschte Ministerialbeamte Jon (59) und Meg (45), eine wegen ihrer Alkoholsucht entlassene Buchhalterin mit sexueller Missbrauchserfahrung, erleben sich als gescheiterte Existenzen – vgl. Rulands Vor-

⁸ Vgl. Dux, 1994, 61f: „Die Intimität der frühen Jahre einer jeden Ontogenese hat die Konstellation entstehen lassen, in der die Verbindung zwischen Körper und Geist lebbar gemacht wurde. In ihr wurde die Geistigkeit allererst für den Organismus erworben. Das Bedürfnis, die Intimität zu reorganisieren, ist deshalb so mächtig, weil mit ihr die Grundverfassung menschlichen Daseins, eben die Verbindung zwischen Körper und Geist, eine Organisationsform findet. Sie wird durch das Junktim mit der Sexualität noch verstärkt.“

aussetzung für die Selbstreflexivität. Ihr Nachdenken über sich findet zum einen in inneren Monologen statt, in denen sie ihre Selbstzweifel zum Ausdruck bringen, zum anderen in Form von Briefen, die sie sich schreiben und in denen sie sich neu erfinden, wie „sie sein möchten oder vielleicht tatsächlich einst waren“ (Schmeis, 2018.) Und so schaffen sie die Bedingungen für Intimität: „[...] während sie grübeln, an sich selbst zweifeln und sich von Erinnerungen überschwemmen lassen, gibt sich etwas zu erkennen – die Idee einer Liebe, die etwas Größeres und Mächtigeres ist als ein verzagter Diminutiv“ (Praschl, 2018). Dieser Liebe „in Versalien, den wirklichen Stoff also“ „traut man zu, dass sie Trost spendet, einen Weg zeigt, wärmt, wenn es kalt ist; sie ist so duldsam, dass sie Alter, Neurosen und die Verletzungen erträgt, die der andere mitschleppt; nicht geschickt und strahlend, dafür freundlich, großzügig, mutig“ (ebd.).

Paradoxie

In diesem Zusammenhang wäre zu Luhmann zurückzukehren: Seine Überlegungen zur Ausdifferenzierung des romantischen Codes laufen unter anderem im Begriff des „Paradoxierens“ (Luhmann, 1982, 67) zusammen. Er beschreibt diese Kommunikationsform als „eine Technik von starker systematisierender Kraft [...], in der auch für unwahrscheinliche Verhaltensanforderungen Stabilität gewonnen werden kann“ (ebd.). Das „Paradox“ beziehe sich „auf die Ebene der Erwartungen, die man im Intimverhältnis an den Partner zu richten hat; und Liebe symbolisiert, daß eine Erfüllung aller Erwartungen möglich ist“ (Luhmann, 1982, 68). Bei Luhmann geht es also nicht um Idealisierungen – damit wären die Liebenden in Kennedys Roman wahrscheinlich auch gescheitert – sondern darum, dass einer Liebe die Szene bereitet wird, die – wie es der Rezensent Praschl paradoxierend beschreibt – „nicht so genau hinsieht, [...] alles zu sehen bekommt – um dann darüber hinwegzusehen“ (Praschl, 2018). Ist das „Paradox“⁹ also auch in der Moderne der Königsweg zu Liebe und Intimität? Oder eher das Problem?

Uwe Hartmann

In seinem Lehrbuch *Sexualtherapie. Ein neuer Weg in Theorie und Praxis* (2017) benennt Uwe Hartmann gleichfalls paradoxe Konstellationen, wie er sie unter anderem in der Dynamik von Lust und Intimität beobachtet. Im Endka-

pitel seiner Ausführungen zum „Sexualtherapeutischen Vorgehen bei Lust- und Erregungsstörungen“ (Hartmann, 2017, 198ff) stellt er fest, dass „paradoxiert [...] vor allem Paare Lustprobleme bekommen, die sich sehr nah und vertraut sind“, und fragt, ob das nicht gerade „auch in der Therapie dann demotivierend“ sei (ebd., 205). Der Schlüssel zur Therapie wäre, die „Stabilität, Konstanz und Gleichförmigkeit“, in denen sich diese Paare eingerichtet haben, zu durchbrechen. Denn „romantische Liebe“ – die hier Lust und Begehren bezeichnet – bewege sich in Abhängigkeit von „Intimität“: Je größer die Intimität, desto schwieriger sei es, „leidenschaftliche Lust“ (ebd., vgl. 161) zu erzeugen. Es ließe sich auch so formulieren, die Paradoxie dieser skizzierten Beziehungs-Konstellation entstehe dadurch, dass sie keine Paradoxie realisiert.¹⁰

In anderer Weise – nämlich als verhinderte Intimität – findet sich diese Konstellation im gleichen Kapitel in einem Fallbeispiel zur Luststörung wieder. Die Patientin benennt unter anderem ihr Unvermögen, sich in ihrer „erotischen Stimmung“ auf ihren Mann zu beziehen, stattdessen sei die Stimmung „anonym“ (ebd., 202). Dies wird im Modell der sexuellen Erregung von Basson (vgl. ebd., 174ff) gedeutet: Die Patientin empfand zwar „spontan Lust“, konnte sich „auf sexuelle Stimuli einlassen“ und „mithilfe der Dissoziation von Sexualität und Bindung“ gelang es ihr auch, eine „befriedigende Sexualität zu leben“ (ebd.) – aber eben nur bis sie ihren Mann kennenlernte. Dann jedoch war es ihr unmöglich, die Dimension der Bindung/Intimität mit der der Lust zu assoziieren (vgl. ebd., 160).

Therapeutisch ist es in diesem Fall gelungen, den dahinterliegenden psychischen Konflikt aufzulösen und nicht nur der partnerschaftlichen Erwartung, sondern auch der therapeutischen Normativität gerecht zu werden. Ohne diese Normativität in Frage stellen zu wollen, bietet es sich dennoch an, der „Dissoziation“ eine Variation der Luhmannschen Codierung der romantischen Liebe gegenüberzustellen: „Die Liebe ist ideal und paradox, sofern sie die Einheit einer Zweiheit zu sein beansprucht. Es gilt, in der Selbsthingabe das Selbst zu bewahren und zu steigern, die Liebe voll und zugleich reflektiert, ekstatisch und zugleich ironisch zu vollziehen“ (Luhmann, 1982, 172).

Intendiert ist mit dieser Gegenüberstellung die Überlegung, dass während bei Luhmann und Dux *Reflexivität* in einem breiten subjekttheoretischen Kontext mit Liebe und Intimität assoziiert ist – einschließlich der damit verbundenen Paradoxien – und sie auch bei Ruland als Moment einer „selbstbestätigenden Intimität“ aufscheint, bei Hartmann diesbezüglich eher eine theo-

⁹ Das Paradox lässt sich auch als ein Gegenmodell zu den Rationalitätsformen verstehen, auf denen bspw. das Online-Dating im Internet beruht. Vgl. dazu den nachfolgenden Text von Maria Dada in diesem Heft.

¹⁰ Zentral für den therapeutischen Ansatz des Buches – also nicht nur für diesen Fall – ist das Theorem der „*neuartigen Erfahrungen*“ (Hartmann, 2017, 205, vgl. 39, 101, 141 u. öfter), ein charakteristisches Moment postmoderner Intimitätsstruktur, vgl. von Reckwitz das Kap. „Das Intimitätssubjekt des ‚self-growth‘“ (2006, 529ff, 513).

retische Lücke klafft – abgesehen von den wenigen, aber in dieser Hinsicht nicht weiter verfolgten Ausführungen zur „Reflexion“ (vgl. Hartmann 2107, 86). Diese Lücke zu schließen, könnte man meinen, fällt den Ausführungen zur „Kommunikation“ zu, doch auch hier bleibt Näheres unbestimmt, was im Übrigen auch auf die anderen von Hartmann angeführten Therapiemodelle zutrifft, die auf Kommunikation abheben (vgl. ebd., 23ff).

Als lückenschließendes Theorem fungiert bei Hartmann stattdessen der Begriff des „Narrativs“, der auch mit dem der „Reflexion“ verbunden ist und dem Ansatz der emotionsfokussierten Paartherapie (EFT) entstammt, die wiederum im Zentrum des therapeutischen Zugriffs steht, den das Buch beansprucht.¹¹ Verfährt die Luhmannsche Codierung im Modus gesellschaftlich klar definierter Handlungsanweisungen, so verweist Hartmanns Narrativ auf den Modus eines „Do-it-yourself“¹², dessen Basis v.a. Emotionen bilden: „Emotionen“ bewegen uns, und die „von ihnen geprägten Bedeutungsgehalte [bilden] unsere Lebensgrundlage“. Gelingt es, die „Bedürfnisse, Gefühle, Körperempfindungen, Gedanken, Motive und Ziele zu einer kohärenten Geschichte“ zu formen – so Hartmann – lässt sich „in der EFT von einem Narrativ“ sprechen. Der Mensch erscheint in dieser Perspektive „in einem dialektischen Prozess gleichzeitig als Entdecker und Kreativeur seiner Lebenswirklichkeit“ (ebd., 80, 83).

Kalte Intimität?

Weitaus intensiver als die beiden Soziologen Luhmann und Dux ist Eva Illouz, Soziologin an der Hebräischen Universität Jerusalem, dem Schicksal der romantischen Liebe nachgegangen, allerdings in der kapitalistischen Moderne. Luhmann hatte den großen Bogen geschlagen: Von der frühen Neuzeit mit ihrer Unterscheidung „von wahrer und falscher Liebe“, an deren Stelle das „sich selbst beurteilende Gefühl“ (Luhmann, 1982, 134) tritt, das einhergeht mit Intimbeziehungen, die immer stärker individualisiert werden, als Basis wiederum für eine romantische Liebe der vollständigen Hingabe, in welcher auch ironische Distanz gewahrt werden musste. Was darauf folgte, sei der „Trivialisierung“ verfallen; „durch Weglassen aller Elemente“, die „Bedrohliches“ signalisierten, sei eine „Art Kleine-Leute-Romantik entstanden, die gegebenenfalls auch schon durch Konsum von Buch und Film befriedigt werden“ (ebd., 190f) konnte. „Konsum“ liefert das Stichwort für Il-

louzs Studie *Der Konsum der Romantik* (2003), in der sie nachzeichnet, wie die romantische Liebe zwar einerseits die utopischen Dimensionen religiöser „Transgression“ aufnimmt, indem sie beansprucht, die Alltagsrealität zu überschreiten, sie andererseits jedoch durch „die Symbole, Werte und Klassenverhältnisse der kapitalistischen [...] Gesellschaft“ (Illouz, 2003, 12f, vgl. 115) geprägt wird, Liebe und Romantik der Ökonomisierung unterliegen, der Warenkonsum wiederum der Romantisierung.

In dem schon erwähnten Themenheft zur „Liebe“ richtet sich ein Beitrag von Illouz und Dana Kaplan auf das „spätmoderne sexuelle Kapital“. „Sex“ – jetzt in seiner rationalisierten, vergegenständlichten Form – habe die Sphäre des intimen Austausches zwischen Liebenden oder der „Erfahrung menschlicher Nähe“ verlassen und sei als eine Eigenschaft, als eine Identität zu einer „Form des Besitzes“ geworden, dem ein spezifisches Selbstverhältnis zugrunde liege. Denn weit entscheidender als die Verfügbarkeit über die individuelle *sexiness* – jene Fähigkeit, sexuelle Affekte im anderen auszulösen – sei die Fähigkeit, sich der eigenen, auf die Sexualität bezogenen emotionalen, lustbetonten Zustände autonom bedienen zu können. – Die bei Hartmann erwähnte Luststörung könnte sich hiermit durchaus als adäquat erweisen. Diese funktionale Verfügbarkeit von Sex adressiert zwar primär „Arbeiter und Angestellte aus der Mittelschicht der Kreativindustrie“ (Illouz & Kaplan, 2018, 42ff), doch als generelle Forderung, die Sphäre des Sexuellen von der des Emotionalen abzuspalten zu können, reicht dieser Anspruch weit in die gegenwärtige Gesellschaft hinein.¹³

Der Vorgeschichte dieses intimen Managements war Illouz in ihrer 2007 unter dem Titel *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus* veröffentlichten Adorno-Vorlesung nachgegangen. Mit dem Stichwort „emotionaler Kapitalismus“ beschreibt sie eine durch psychotherapeutische Diskurse und Praktiken geprägte Kultur, in der sich „emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen, um so jene breite Bewegung hervorzubringen, die Affekte einerseits zu einem wesentlichen Bestandteil ökonomischen Verhaltens macht, andererseits aber auch das emotionale Leben [...] der Logik ökonomischer Beziehungen und Austauschprozesse unterwirft“ (Illouz, 2007, 13).

Diese Bestandsaufnahme unterscheidet sich von der oben umrissenen „Ökonomisierung“ dahingehend, dass es nicht mehr nur um die Warenförmigkeit geht, die Beziehungen annehmen, sondern dass der emotionale Bestand eines Menschen im gleichen Maße seinem Innerem

¹¹ Ein knapper Abriss dieses Ansatzes findet sich in der *Sexuologie* 2018, 25 (1–2), 23–34.

¹² Der Begriff ist W.F. Haugs *Elemente einer Theorie des Ideologischen* (1993, 21) entnommen und bezeichnet dort, die Praktik der Selbstunterstellung innerhalb von Herrschaftsgefügen.

¹³ Als medienwirksame Protagonisten – keinesfalls neue, heute aber wohl mit einem größeren Resonanzraum – können „Luxus-Prostituierte“ wie Salomé Balthus gelten: „Es geht nur um die Lust, um die reine Lust, um das reine Vergnügen: Es geht nicht um gefühlsmäßige Verwicklungen. Man macht keine indirekten, unausgesprochenen Versprechen“ (Balthus, 2018).

entzogen wird, wie die intimen Beziehungen rationalisiert und einer Selbstbefragung und -prüfung durch standardisierte und quantifizierte Testverfahren ausgesetzt werden: „Sexuelle Inkompatibilität, Wut, Streit ums Geld, ungleiche Verteilung der Hausarbeit, Inkompatibilität der Persönlichkeit, verborgene Emotionen, Kindheitsereignisse: das alles sollte verstanden, verbalisiert, diskutiert und kommuniziert werden, um dadurch, ganz im Sinne des Kommunikationsmodells aufgelöst zu werden“ (ebd., 56). Das Fazit fällt skeptisch aus: Versprachlichte, interpretierte, aus ihrem verleiblichten Zusammenhang gerissenen Gefühle treffen auf ein therapeutisches Narrativ, das „Normalität und Selbstverwirklichung als Ziel des Selbstnarrativs“ vorgibt, aber weil „dem Ziel nie ein klarer und positiver Inhalt gegeben wird, kann es de facto eine ganze Reihe nicht selbst verwirklichter und daher kranker Menschen hervorbringen“ (ebd., 75).

Von diesem Horizont her, bietet es sich an, nochmals über Therapie-Leitfäden wie die von Tobias Ruland und Uwe Hartmann nachzudenken. Offerieren sie nicht über das therapeutische Anliegen hinaus, auch ein Fitnessprogramm für ein Leben im „emotionalen Kapitalismus“, das darauf beruht, dem Reflexivwerden der Subjektivität weitere Elemente einzugliedern, nicht zuletzt auch die Intimität? Dann bilden diese Leitfäden mit ihrem Focus auf dem Handling von Gefühlen/Emotionen so etwas wie ein Pendant zu den Verhältnissen, von denen sich – analog zum Titel der englischsprachigen Version von Illouz’ Adorno-Vorlesungen – von *Cold Intimacies* reden lässt.

Intimität des Immersiven

Diese Verhältnisse „kalter Intimitäten“ korrelieren mit einem technologischen Feld, in dem sich zwei Entwicklungslinien, gleich zwei Polen einer Ellipse, gegenüberstehen und sich wechselseitig durchdringen. Illouz beschreibt, wie Intimität auch im therapeutischen Beziehungs-Setting analog zur „Selbstverwirklichung“ zum Codewort für „Gesundheit“ wird: „Gesunde Beziehungen waren intim, Intimität war gesund“ (Illouz, 2007, 74). An dieser Vorgabe für Intimität setzen psycho-physiologische Technologien einer „Technizität der Intimität“ an, wie etwa der *people keeper*, ein „Beziehungs-Tracker“, der vorgibt, die „Gesundheit“ von Beziehungen zu verbessern, indem er soziale, emotionale und biologische Variablen miteinander korreliert (Lambert, 2016, 71).¹⁴ Diese Tech-

nologieform fußt darauf, in einem funktional-technozentrischen Zugriff die unscheinbarsten, weil bloß physiologischen Regungen einer menschlichen Verhaltensform in Form physischer Korrelate zugänglich zu machen und die „Mysterien der intimen Präsenz“ (Lambert, 2016, 78ff) einem „reflexiven Selbst-Monitoring“ (Lupton, 2014) zu unterstellen.

Den anderen Pol der Ellipse bilden Versuche, technischen Aggregaten den Schrecken des Kalten, Prothesenförmigen und Werkzeughaften zu nehmen und sie zum Menschen hin „intim“ werden zu lassen. Subsumiert man unter diesen Bereich die Erzeugnisse der Sex-Tech-Industrie wie etwa Sex-Roboter, Avatare virtueller Systeme, virtuelle Pornografie in Kombination mit Teledildonik, Chatbots oder Dating-Sims, dann ist ihnen gemeinsam, dass sich ihre Usability zunächst an der Anthropomorphisierung bricht, an der menschlichen Fähigkeit, Objekte als ein Gegenüber, als Akteure zu empfinden und eine emotionale und sogar körperliche Bindung aufzubauen (vgl. Döring, 2017). Die damit verbundenen Probleme, wie sie etwa im Phänomen des *Uncanny Valley* thematisiert werden, bewegen sich auf einer analogen Ebene, wie die Versuche der Psy-Agenturen, die mit menschlicher Wärme, Nähe, Spontaneität und Unvermitteltheit konnotierte Intimität auf einen Begriff zu bringen, sie „verstehbar“ und damit auch technologisch verfügbar zu machen.

Die damit – wenn auch im anderen Sinne – aufgerufene „Technizität der Intimität“ grenzt an das „historische Konzept des Interface als klar definierbarer Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine“ (Michael et al., 2016, 11). Gegenwärtig wird dieses Konzept von Kopplungen neuer Art verdrängt: Kopplungen eines *intimate computing* (vgl. Kaerlein, 2016) und darüber hinaus von Technologien des *Immersiven* (vgl. Valdivia, 2018). Beide Modelle beuten libidinös und affektiv besetzte Bindungsstrukturen aus (vgl. Kaerlein, 2016, 32). Immersive Anordnungen rekurrieren bspw. auf Phänomene wie sie mit affektiver Verschmelzung und Einstimmung („affect attunement“) in der Eltern-Kind-Dyade vorliegen, die der Entwicklungspsychologe Daniel Stern untersucht hat (vgl. Mühlhoff, 2018, 207–250). Doch im Unterschied zu den Tracking-Technologien, die (momentan noch) lediglich psycho-physiologische Zustände abrufen und selbsttechnologisch zurückspiegeln, wirken immersive Situationen aufgrund ihrer „reziproken Doppelstruktur von Rezeptivität und Aktivität“ in einer Weise, die das Verhalten zwar dem eigenen Vermögen entspringen lässt, es zugleich aber durch das „situative (affektive) Arrangement mitbedingen“ (Mühlhoff & Schütz, 2017, 25).

Auch wenn es den Anschein haben mag, dass rechnerisch gestützte Regime zukünftig das intime Leben regeln könnten, die zwischenmenschliche, wesentliche Bedeutung von Intimität dürften sie dennoch verfehlen – noch.

¹⁴ Vgl. <http://pplkpr.com>. Die App ist ein Kunst- und zugleich ein Forschungsprojekt, das einen „Vorgeschmack“ darauf bieten soll, „wohin wir mit unseren quantifizierten Lebens- und algorithmisierten Entscheidungen gehen werden“.

Literatur

- Balthus, S., 2018. „Was ich mit meinem Unterleib tue, entscheide ich selbst.“ https://www.deutschlandfunkkultur.de/luxus-prostituierte-salome-balthus-was-ich-mit-meinem.970.de.html?dram:article_id=423616
- Baumgärtel, T., 2018. Intensivierung oder Regression? Die Kunst und die Spektakel-Industrie: In der Ausstellung „Welt ohne Außen. Immersive Räume seit den 60er Jahren“ im Martin-Gropius-Bau sind die Schnittstellen zwar nicht Thema, aber präsent. taz, 4. Juli.
- Coplans, J., 1968. Doug Wheeler. Ausstellungskatalog, Pasadena Art Museum, Pasadena. Zit.n.: Pressebüro, 2018. Pressemappe, Welt ohne Außen. Immersive Räume seit den 60er Jahren, Ausstellung, Aufführungen, Workshops, 8. Juni bis 5. August 2018 im Gropius Bau, Berlin.
- Döring, N., 2017. Vom Internetsex zum Robotersex: Forschungsstand und Herausforderungen für die Sexualwissenschaft. Z Sex-Forsch 30 (1), 35–57. DOI: 10.1055/s-0043-101471
- Dux, G., 1994. Geschlecht und Gesellschaft – Warum wir lieben. Die romantische Liebe nach dem Verlust der Welt. Springer, Wiesbaden. 2. Aufl. 2019 (im Nov. 2018 erschienen).
- Hantelmann, D. v., 2018. Auf dem Weg zu einem neuen Ritual. Der individualisierte Ereignisraum. Berliner Festspiele, Immersion. Magazin 2. https://www.berlinerfestspiele.de/media/2018/immersion_2018/immersion18_downloads/immersion18_magazin.pdf
- Hartmann, U. (Hg.), 2017. Sexualtherapie. Ein neuer Weg in Theorie und Praxis. Springer, Berlin.
- Haug, W.F., 1993. Elemente einer Theorie des Ideologischen. Argument, Hamburg.
- Hellmann, K.-U., 2013. Niklas Luhmann: Liebe als Passion. In: Senge, K., Schützeichel, R. (Hg.), Hauptwerke der Emotionssoziologie. Springer, Wiesbaden.
- Illouz, E., 2003. Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus. Campus Verlag, Frankfurt/M./New York.
- Illouz, E., 2007. Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno-Vorlesungen 2004. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Illouz, E., Kaplan, D., 2018. Sexuelles Kapital in der Spätmoderne. der blaue reiter – Journal für Philosophie, Ausgabe 42, Verlag für Philosophie, Hannover, 42–47.
- Immersion, 2018. Berliner Festspiele, Magazin 2, 3–13. https://www.berlinerfestspiele.de/media/2018/immersion_2018/immersion18_downloads/immersion18_magazin.pdf
- Kennedy, A.L., 2018. Süßer Ernst. Aus dem Engl. von Ingo Herzke und Susanne Höbel. Hanser, München. Originaltitel: Serious Sweet. Jonathan Cape, London, 2016.
- Kaerlein, T., 2016. Intimate Computing: Zum diskursiven Wandel eines Konzepts der Mensch-Computer-Interaktion. Zeitschrift für Medienwissenschaft 15, 30–40.
- Lambert, A., 2016. Bodies, Mood and Excess. Relationship Tracking and the Technicity of Intimacy. Digital Culture and Society 2 (1), 71–88. DOI 10.14361/dcs-2016-0106
- Luhmann, N., 1982. Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2. Aufl., 1994.
- Lupton, D., Self-tracking Modes: Reflexive Self-Monitoring and Data Practices. Paper for the ‚Imminent Citizenships: Personhood and Identity Politics in the Informatic Age‘ workshop, 27 August 2014, ANU, Canberra. https://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=2483549
- Michael, A., Kasprowicz, D., Rieger, St., 2016. Technik | Intimität: Einleitung in den Schwerpunkt. Zeitschrift für Medienwissenschaft 15, 10–17.
- Mühlhoff, R., Schütz, Th., 2017. Verunsichern, Vereinnahmen, Verschmelzen. Eine affekttheoretische Perspektive auf Immersion, SFB 1171 Working Paper 05/17, Berlin. http://docs.rainermuehlhoff.de/muehlhoff_schuetz_2017_immersion_FINAL-pub.pdf
- Mühlhoff, R., 2018. Immersive Macht. Affekttheorie nach Spinoza und Foucault. Campus Verlag, Frankfurt/New York.
- Niedlich, F., 2011. Spiegelstadium und Posthumanismus: Identität in Chris Cunninghams „All Is Full of Love“. <http://web.fu-berlin.de/phn/phn57/p57i.htm>
- Praschl, P., 2018. Erst Date beim Italiener, dann bei den Schimpansen. Die Welt, 14.11.2018. <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article183840514/A-L-Kennedys-Roman-Suesser-Ernst.html>
- Reckwitz, A., 2006. Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Velbrück Wissenschaft, Weilerswist.
- Reusch, S., 2018. Editorial. der blaue reiter – Journal für Philosophie, Ausgabe 42. Verlag für Philosophie, Hannover, 4f.
- Ruland, T., 2015. Die Psychologie der Intimität. Was Liebe und Sexualität miteinander zu tun haben. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Schaper, R., 2018. Was eigentlich heißt immersiv? Moderscheinung immersive Kunst – was wollen die Berliner Festspiele und das „Dau“-Projekt damit? Tagesspiegel, 3.09.2018. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/berliner-festspiele-was-eigentlich-heisst-immersiv/22983050.html>
- Schmeis, B., 2018. 24-Stunden-Therapie für zwei verlorene Seelen. Spiegel Online, 13.11.2018. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/suesser-ernst-von-a-l-kennedy-24-stunden-therapie-fuer-zwei-verlorene-seelen-a-1236564.html>
- Speder, L., 2018. Besser mit Brille. Schlüsselbegriff Immersion: Die Ausstellung und Konferenz „Into Worlds“ im Martin-Gropius-Bau, taz, 19. Januar.
- Starke, K., 2018. Sex, Sexus und Sexismus. Sexuologie 25 (1–2), 96–100.
- Ubrich, J., 2018. Die Sprache der Liebe. Liebe als Kommunikationssystem bei Roland Barthes und Niklas Luhmann. der blaue reiter – Journal für Philosophie, Ausgabe 42. Verlag für Philosophie, Hannover, 54–57.
- Valdivia, G., Immersive Design: The Next 10 Years of Interfaces. A look into what happens when we design beyond a screen. <https://uxdesign.cc/immersive-design-the-next-10-years-of-interfaces-16122cb6ae6>
- Wallace, I., 2014. How the Light and Space Movement Prefigured Today’s Merger of Art and Tech. Artspace. https://www.artspace.com/magazine/art_101/art_market/light-and-space-52248
- Wangemann, J., 2018. Editorial. Berliner Festspiele, Immersion. Magazin 2. https://www.berlinerfestspiele.de/media/2018/immersion_2018/immersion18_downloads/immersion18_magazin.pdf
- Witzgall, S., 2018. Kein Entkommen. Philippe Parreno und die nichtrepräsentationalistische Form der Immersion. <https://blog.berlinerfestspiele.de/kein-entkommen/>
- Wolf, Th., 2018. Sexistische Weihnachtslieder: Baby hat „Nein“ gesagt. <https://www.bento.de/politik/sexistische-weihnachtslieder-baby-hat-nein-gesagt-a-50910b94-c7be-4103-866d-3dbf-1320deb>
- Zacharias, R., 2018. Die Liebe, der Terror und das Meer. Das Totalitäre der Romantik. der blaue reiter – Journal für Philosophie, Ausgabe 42. Verlag für Philosophie, Hannover, 69f.

Autor

Rainer Alisch, Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, e-mail: sexuologie@dgsmtw.de



der blaue reiter Ausgabe 42

Liebe

Ist die romantische Liebe ein Auslaufmodell?

Was ist die höchste Form der Liebe?

Hat das Herz seine eigene Logik?

Kann man sich in der Liebe verlieren?

Sind wir in der Liebe frei?

Öffnet die Erotik die Pforten zum wahren Sein?

Ausgabe 42; Preis: 16,90 € (D), 17,40 € (A)

Nichts bestimmt unser Leben mehr als die Liebe. Kaum ein Film und nur die wenigsten Romanhandlungen kommen ohne irgendeine Form der Liebe und der mit ihr verbundenen Gefühlsregungen aus. Alle erdenklichen Formen der Lieblosigkeit sind in den Medien ebenso allgegenwärtiges Thema wie die Perversionen der Liebe. Liebe, so scheint es, ist gleichermaßen elementarste Form menschlicher Beziehung wie Sehnsuchtsort und Fluchtpunkt aller Gefühle. Doch kann man sich dem Phänomen Liebe und den damit verbundenen Gefühlen mit den rationalen Mitteln der Philosophie nähern? Gibt es Antworten auf die Frage nach der Liebe jenseits der Alternative „Gefühl oder Vernunft“? Hat das Herz seine eigene Logik?



Georg Seeßlen

Liebe und Sex im 21. Jahrhundert. Streifzüge durch die populäre Kultur

Sexual Politics 10

Bertz + Fischer Verlag 2018, 380 Seiten, 140 Fotos, br., 18 €

Mit der Liebe zu einem Hologramm (BLADE RUNNER) und dem Sex mit dem Betriebssystem des Smartphones (HER) ist offenkundig: Liebe und Sex sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Und tatsächlich hat die nach-humane Zukunft schon begonnen: Menschen werden immer weiter umgebaut, verbessert, verschönert (mehr oder weniger), sie werden maschinell, pharmakologisch und chirurgisch in den Postmenschen verwandelt, sie sollen immer länger gesünder, jünger und attraktiver erscheinen, und was mit Anti-Aging-Cremes beginnt, soll mit dem perfekten Menschendouble enden. Denkende Roboter, lebende Computerprogramme, Androiden, gen-technisch veränderte, transhumane Lebewesen: Und man weiß nicht so recht, ob diese Wesen asexuell, hyper-sexuell oder metasexuell sein werden. Die populäre Kultur beginnt schon mal damit, sich Bilder zu machen vom Postmenschen mit seinen Konflikten zwischen dem Maschinellen und dem Sexuellen. Streifzüge durch die populäre Mythologie, von der Science-Fiction zum Porno, vom Videogame zum Trash-Fernsehen, von der sexuellen Prothese zur Fickmaschine, von der Wissenschaft zum Märchen (und zurück).

Der Autor

Georg Seeßlen, geboren 1948, Publizist. Texte über Film, Kultur und Politik für Die Zeit, der Freitag, Der Spiegel, taz, konkret, Jungle World, epd Film u.v.a. Zahlreiche Bücher zu Film, populärer Kultur und Politik, u.a.: »Martin Scorsese« (Reihe film: 6); »Quentin Tarantino gegen die Nazis. Alles über INGLOURIOUS BASTERDS«; »Tintin, und wie er die Welt sah. Fast alles über Tim, Struppi, Mühlenhof & den Rest des Universums«; »Sex-Fantasien in der Hightech-Welt« (3 Bände).

Wie tief Netzwerk ist Deine Liebe?*

Maria Dada

How Deep Network Is Your Love? Online Dating

Abstract

The article contends that the algorithms on which today's dating sites rely are unable to discern the users' deeper lying desires and their inherent power structures. A theoretical approach which combines research from the fields of deep learning and artificial intelligence as well as Gabriel Tarde's theory of societal imitation seems more apt to disclose the structures of the „libidinal economy“ of desire. Against this background, the article discusses the extent to which the technology of deep neural networks could be implemented for the creation of online-dating chatbots. Such chatbots might possibly penetrate the patterns of desire that up to now have been blocked.

Keywords: Dating sites, Desire, Deep learning, Artificial intelligence, Libidinal economy, Patterns of Imitation, Chatbot

Zusammenfassung

Der Text setzt sich mit der These auseinander, dass die Algorithmen, auf die sich Dating-Sites heute stützen, nicht in der Lage sind, tiefer liegende Begehrensmuster und deren inhärente Machtstrukturen zu erkennen. Ein theoretischer Ansatz, der Forschungen aus den Bereichen des Tiefen Lernens (Deep Learning) und der Künstlichen Intelligenz, sowie Gabriel Tarde's Theorie der gesellschaftsbildenden Nachahmung verbindet, scheint besser geeignet, die Strukturen der „libidinösen Ökonomie“ des Begehrens freizulegen. Vor diesem Hintergrund wird diskutiert, inwieweit die Technologie der tiefen neuronalen Netzwerke für die Schaffung von Online-Dating Chat-Bots zu benutzen wäre. Derartige Chat-Bots könnten die Möglichkeit eröffnen, in Begehrensmuster vorzudringen, die bisher versperrt gewesen sind.

Schlüsselwörter: Dating-Sites, Begehren, Deep Learning, Künstliche Intelligenz, libidinöse Ökonomie, Nachahmungsmuster, Chat-Bot

Algorithmus und Datenbank

Wer bei der Partnersuche sich an Dating-Websites wie etwa *OKCupid*, *Guardian Soulmates* oder *Matchmaker.com* wendet, wird aufgefordert, Fragen zu beantworten und Formulare auszufüllen, auf deren Basis sein Profil generiert und in die Datenbank der Dating-Site eingespeist wird.

Der der Dating-Site zugrunde liegende Algorithmus weist jeder Antwort entsprechend der Relevanz, die der Betreffende innerhalb der Skala von „extrem wichtig“ bis „unwichtig“ angibt, eine Wertigkeit zu.¹ Bei der Eingabe seiner Antworten muss der Nutzer also nicht nur entscheiden, wie er die Frage am besten beantwortet oder, wenn die Antwort ungünstig ausfallen könnte, ob er überhaupt darauf antworten will. Darüber hinaus muss er sich auch den Stellenwert der erfragten Sache und die möglichen Folgen seiner Wertung überlegen.

Die Antworten und Wertungen des Suchenden werden schließlich per Algorithmus mit denen potentieller Partner verglichen, um Personen mit einem „zufriedenstellenden Prozentsatz“ („percentage satisfactory“) zu ermitteln, d.h., die Übereinstimmung der Profile wird für ausreichend angesehen (vgl. Malysz, 2016). Es handelt sich also um eine rein statistische Wahrscheinlichkeit („match percentage“), die daraus resultiert, wie die Personen die Fragen beantworten, und welche Wertigkeit jeder Antwort in Bezug auf ihr Leben zukommt. Als Einführung in die mathematische Struktur und Auswertung von Fragen und Antworten der Dating-Sites empfiehlt sich Christian Rudders Video *Einblicke in OKCupid: Die Mathematik hinter der Online-Partnersuche* (2009).

Nicht alle Vorgehensweisen von *OKCupid* beruhen auf ausgefeilter Statistik. Der sogenannte Attraktivitäts-Algorithmus sammelt Profile, die die meisten Klicks bekommen, und ordnet diese Personen als besondere Kategorie ein. Die Attraktivität wird nur an der Häufigkeit der Klicks bemessen, unabhängig davon, ob die Nutzer auch „like“ angeklickt haben (Giesecking, 2017). Infolge

* Der Text ist aus einem Vortrag unter dem Titel „I, Sexbot. Hegel in the Age of Intelligent Machines“ am 28. August 2018 im *diffrakt | centre for theoretical periphery* (Berlin) hervorgegangen; übersetzt und redaktionell bearbeitet wurde er von Rainer Alisch.

¹ Als Beispiel: Bei *OKCupid* besteht jede Profil-Frage aus drei Teilfragen: wie ich mich einschätze, wie der Partner diesbezüglich sein sollte, und wie wichtig mir die Sache ist (5-stufige Skala von extrem wichtig, 250 Punkte, bis unwichtig, 0 Punkte) (vgl. Rudder, 2009).

der Kategorisierung werden die „attraktiven“ Benutzer bei der Matching-Suche mit größerer Wahrscheinlichkeit einander sehen, als die Teilnehmer, die sich in der unteren Schicht befinden (vgl. Axon, 2010). Trotz der Bezeichnung Algorithmus im Begriff „Attraktivitäts-Algorithmus“ sind bei dieser Verarbeitung weder Rechenmodelle noch hochentwickelte Algorithmen beteiligt.

Grindr und Tinder

Anwendungen (Apps) wie *Grindr* und *Tinder* hingegen zeichnen die Wischbewegungen ihrer Nutzer auf und kombinieren sie mit *Facebook*-Daten, um potentielle Partner zu ermitteln. Die Wischvorgänge und Klicks bei *Grindr* und *Tinder* funktionieren in etwa so, wie der Attraktivitäts-Algorithmus von *OKCupid*. Ein „desirability score“ wird errechnet. Nutzer, deren Profile oft angeklickt werden, werden in einem Ranking erfasst und ihnen werden Profile angezeigt, die nach der quantitativen Messung des „desirability score“ ähnlich begehrenswert sind (vgl. Govrin, 2017).

Selbsteinschätzung

Die statistische Ermittlung von Partnerschaften weist Schwächen auf, die sich auch mit passgenauer formulierten Fragen und intelligenteren Algorithmen, die höhere Prozentsätze für ein Matching generierten, nicht korrigieren lassen. Es lässt sich z.B. nicht verhindern, dass die erarbeiteten Profile der Dating-Sites auf den Selbsteinschätzungen der Beantwortenden beruhen, auf deren Fähigkeit und Willen, ehrlich und sachkundig Auskunft über sich zu geben, auch hinsichtlich ihrer sexuellen Wünsche. Imponiergehabe, falsche Selbstkenntnis, aber auch Scham und Verlegenheit vis-à-vis Sexuellem werden nicht registriert. Die Fragebögen nehmen die Unterdrückung durch die Psyche nicht zur Kenntnis, also Sigmund Freuds Annahme, dass manche Wünsche und Begehren absichtlich aus dem Bewusstsein verdrängt werden.

Verquickung von Wirtschaft und Begehren

Dating-Sites sind schließlich kommerzielle Unternehmen. Ihr Hauptziel muss sein, die Interaktion der Benutzer mit dem System zu maximieren. „Attraktivität [wird] zur Kapitalform, zum erotischen Kapital, das eine Form des kulturellen Kapitals ist“; Nutzer-Profile werden „zur Ware und Lüste werden ökonomisiert“ (Govrin, 2017). Die Dating-Sites können eine Vielzahl von Informatio-

nen über den Konsum marktorientierter Inhalte enthalten, erwarten kann man aber nicht, dass sie sich für die soziale Struktur des Verlangens im Allgemeinen interessieren oder die tieferen sexuellen Vorlieben der Menschen herausfinden. Das Thema wird weiter nach unten erneut aufgegriffen.

Unerfasste Begehren

Eine besondere Schwäche der Dating-Sites besteht darin, dass unbewusste Elemente, die den Entscheidungsprozess beeinflussen, rechnerisch nicht erfasst oder analysiert werden können. Die benutzten Algorithmen reichen nicht in das tiefere Begehren eines Menschen. Den Systemen verbleibt der Wunsch als etwas Äußerliches, er erscheint als oberflächlich, selbstbewusst oder bewusst. Als Prozess für die Bestimmung mancher Formen sozialen Verlangens bleiben die Algorithmen wichtig, sie erfassen aber keines der verdrängten, unbewussten Verlangens, die bestimmen, wen eine Person „attraktiv“ findet, oder wen nicht.

Begehren funktioniert nicht auf einer bewussten Ebene. Es ist etwas, das einen blind erwischt, von dem man nichts weiß. Es ist unterbewusst oder unbewusst. „Begehren lässt sich nie völlig in Worte fassen und kaum in Kategorien einfangen, in seiner Flüchtigkeit ist es uns immer ein Stück weit voraus“. (Govrin, 2017)

Strukturen des Begehrens und die libidinöse Ökonomie

Gabriel Tarde

Der französische Sozialpsychologe Gabriel Tarde (1843–1904) verstand die Formen des Begehrens als sozial bedingt. Er fixierte jedes scheinbare Naturphänomen durch die Linse von Traditionen und Bräuchen. Auch das Begehren nach Essen oder die Reproduktion waren für ihn historisch bedingte Phänomene. Ihm zufolge mutiert z.B. das sexuelle Verlangen oft in den Wunsch, in einer den konkreten nationalen Traditionen angemessenen Weise zu heiraten. Tardes psychosoziale Theorie beruht daher auf der These der gesellschaftsbildenden Nachahmung (Tarde, 1890, 2009). Gesellschaft gründet auf vielfältigen Prozessen intimster Wechselwirkungen zwischen den Individuen, die durch Nachahmung hervorgebracht werden (vgl. Falb, 2015, 231f). Sie stellt sich in einer unendlichen Vielzahl sozial aneinander anschließender Akte des Imitierens her. Für Tarde ist eine soziale Gruppe eine „Gruppe [collection] von Wesen, die sich gegenseitig momentan

nachahmen oder einander ähnlich sind, ohne sich gegenseitig nachzuahmen, dessen gemeinsame Merkmale aber früheren Nachahmungen desselben Vorbilds entstammen“ (Tarde, 2009, 92). Auf die Bedeutung von Tardes Nachahmungstheorie für die neuen neuronalen Netzwerktechnologien soll später weiter eingegangen werden.

Friedrich Nietzsche

Tardes Zeitgenosse Friedrich Nietzsche (1844–1900) geht einen Schritt weiter, indem er Begehrensstrukturen – wie etwa den „Willen zur Macht“ – als aus vielen einzelnen miteinander streitenden Antrieben bestehend beschreibt: Immer wenn wir glauben, dass wir den Drang eines Triebes unterbrechen können, folgen wir eigentlich einem anderen Trieb. Dies ist auch die Quelle von Nietzsches These des philosophischen „Perspektivismus“, mit dem er überzeitliche Wahrheiten relativiert: „[V]ermöge des Vergessens, daß es nur ein perspektivisches Schätzen giebt, wimmelt alles von widersprechenden Schätzungen und folglich von widersprechenden Antrieben in Einem Menschen“ (Nietzsche, 1884–85, 182). An anderer Stelle formuliert Nietzsche mit der gleichen Intention: „Unsre Bedürfnisse sind es, die die Welt auslegen: unsre Triebe und deren Für und Wider. Jeder Trieb ist eine Art Herrschsucht, jeder hat seine Perspektive, welche er als Norm allen übrigen Trieben aufzwingen möchte“ (Nietzsche, 1885–87, 315).

Nietzsche sieht also eine Vielfalt gesetzlicher Triebe, die er von der inneren Dynamik her als Kampffeld betrachtet, dem letztlich auch die Vielschichtigkeit der symbolischen Strukturen, in denen wir uns bewegen, entspricht.²

„Libidinöse Ökonomie“

Diese von Nietzsche beschriebene Vielschichtigkeit der Triebe und Wünsche lässt sich in Anlehnung an Erich Fromms Begriff der „libidinösen Struktur“³ als eine „libidinöse Ökonomie“ (vgl. Lyotard, 1974) bezeichnen, de-

² Zum Komplex von Trieb/Gefühl/Erkenntnis und moralischer Ordnung vgl. Brusotti (2011).

³ „Die libidinöse Struktur ist das Produkt der Einwirkung der sozial-ökonomischen Bedingungen auf die Triebtendenzen, und sie ist ihrerseits ein wichtiges bestimmendes Moment für die Gefühlsbindung innerhalb der verschiedenen Schichten der Gesellschaft wie auch für die Beschaffenheit des ‚ideologischen Überbaus‘. [Sie] ist das Medium, in dem sich die Einwirkung der Ökonomie auf die eigentlich menschlichen, seelisch-geistigen Erscheinungen vollzieht.“ Später hat Fromm diesen Begriff zugunsten des vom „Gesellschafts-Charakter“ modifiziert (Fromm, 1932, 56; 1941, 379ff).

ren Mechanismen sich mit denen der „politischen Ökonomie“ überschneiden. Beide Ökonomien durchdringen sich gegenseitig. So „arbeitet“ die libidinöse Ökonomie zwar auf der Ebene der Wünsche, Ängste und Aggressionen, während die Mechanismen des Politisch-Ökonomischen, über Sprache und Diskurse vermittelt, auf den Ebenen ökonomischer Logiken des Marktes funktionieren. Allerdings sorgt der Markt als grundlegender Vermittler unserer Zeit dafür, dass die Subjekte sich entsprechend seinen Forderungen konstituieren – nicht zuletzt auch auf den Dating-Portalen, auf denen die Nutzer nicht nur ihre Gegenüber, sondern auch sich selbst *verobjektivieren*.

In *Red, White & Black: Cinema and the Structure of U.S. Antagonisms* (2010) definiert Frank B. Wilderson die libidinöse Ökonomie als eine „Ökonomie oder Verteilung und der Anordnung von Wunsch und Identifikation (einschließlich der Verdichtung und Verdrängung) in ihrer komplexen Beziehung zur Sexualität und dem Unbewussten“ (Wilderson, 2010, 7).⁴ Diese Ökonomie sei nicht nur mit Anziehung, Zuneigung und Bündnis verbunden, sondern auch mit Aggression, Zerstörung und Gewalt. Es handele sich um die „gesamte Struktur des psychischen und emotionalen Lebens“, die von etwas durchquert werde, was Antonio Gramsci und andere Marxisten als eine „Gefühlsstruktur“ beschrieben hätten, „eine Verteilung von Energien, Sorgen, Fixierungen der Aufmerksamkeit, Ängste, Freuden, Verlangen, Ablenkungen, und Phobien, die sich sowohl durch eine große Mobilität“ (ebd.) als auch durch eine hartnäckige Fixierung auszeichnen können.

Um ein vorläufiges Fazit zu ziehen: Das Begehren oder die Ökonomie der Wünsche ist immer in Machtbeziehungen verstrickt, ein Wunsch steht gegen den anderen. Bedürfnisse, Begehren sind einem Schlachtfeld der Diskurse ausgesetzt. Somit kommt der libidinösen Ökonomie im Regime des Ökonomischen ein bemerkenswerter Stellenwert zu, indem das Market Making auch libidinös unterwandert wird. – Allerdings vollzieht sich der Einfluss der libidinösen Ökonomie im Vergleich zu ihrem politisch-ökonomischen Gegenüber weitgehend unbemerkt, bewusstlos und unbewusst.

Vor diesem Hintergrund widmet sich der nachfolgende Textabschnitt der Frage, auf welche Weise Algorithmen unsere Begehren und unsere Wünsche analysieren könnten.

⁴ Wilderson zitiert aus dem Handout von Jared Sexton, einem seiner damaligen Studenten. Dieses und alle folgenden englischen Zitate sind von R. Alisch ins Deutsche übersetzt worden.

Tiefe neuronale Netze

Gegenwärtige Entwicklungen der KI, wie sie sich bei *Google Deep Mind*, *Microsoft*, *Facebook* oder dem Projekt *End-to-End Memory Network* abzeichnen und auf *Deep Learning*-Algorithmen beruhen, verleiten dazu, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Denkbar erscheint, dass die neuen neuronalen Netzwerktechnologien es Nutzern in nicht allzu weiter Zukunft ermöglichen werden, sich vertraulich mit einem *Bot*⁵ zu unterhalten, einer KI mit der Fähigkeit zur Konversation, aber auch zu Emotionen, Mitgefühl und eigener Kreativität. Der preisgekrönte Science-Fiction Film *her* (2013) von Spike Jonze führt uns diese Zukunft vor. In dieser „love story“ lernt der Held mittels eines Computerbetriebssystems mit intelligenter Sprachfunktion das OS (Operating System) Samantha kennen, eine charmante Computerstimme, die ihm schnell zur intimen Gesprächspartnerin wird und in die er sich wie in eine Frau verliebt.

Deep Learning

Der neue KI-Ansatz *Deep Learning* (Lern- und Optimierungsverfahren) ist eine vom menschlichen Gehirn inspirierte Architektur von künstlichen Neuronen und ihren Verbindungen untereinander. Diese neuronalen Netze werden auf Basis riesiger Mengen von Daten „trainiert“. Danach nutzen sie das, was sie „gelernt“ haben, um subtile Muster in anderen „Datenbergen“ zu erkennen. Die dahinterliegende Annahme ist, dass auch das Gehirn Modelle der sensorischen Welt erzeugt, die auf Basis von Versuch und Irrtum angepasst werden. Jedes Mal, wenn ein Objekt wahrgenommen wird, zum Beispiel eine Katze, wird die innere Repräsentation einer Katze erweitert. Handelt es sich um ein ähnliches Tier, das zuerst als Katze wahrgenommen wird – z.B. einen Fuchs – ändert sich die Repräsentation entsprechend. Jedes Mal, wenn auch das künstliche Gehirn, d.h. das Netzwerk, einen Fehler macht und es sich zeigt, dass es einen Fehler gemacht hat, korrigiert es sich selbst so, dass die Wahrscheinlichkeit, einen ähnlichen Fehler zu machen, minimiert wird:

„Mit der Kombination aus Rechenpower und Datenbergen wurde die KI in kürzester Zeit immer besser darin, Sprachen und Texte zu verstehen, Gesichter zu erkennen, Schach und Go zu spielen, MRI Bilder

⁵ Bot, verkürzt von engl. robot, war in seiner Frühform ein Computerprogramm, das ohne menschliche Interaktion sich wiederholende Aufgaben abarbeitet. Firmen wie *Soul Machines* werden es absehbar ermöglichen, mit einer lebensecht wirkenden, emotionalen KI zu chatten (vgl. Grüter, 2018).

und Hautgewebe nach bösen Tumorzellen zu untersuchen oder auch die Wahrscheinlichkeit eines Kreditausfalls oder Kreditkartenbetrugs einzuschätzen.“ (Jäger, 2018)

Statistiken anstelle von Logiken

Damit die Vorhersagen genauer werden können, müssen neuronale Netzwerke nicht nur in der Lage sein, gewaltige Massen von Daten zu bearbeiten, sie müssen auch große Informationsmengen speichern können, beispielsweise alle Bilder einer Katze. Je größer und kontinuierlicher der Speicher ist, desto komplexer ist das statistische Modell und desto präziser ist die Vorhersage und desto wahrscheinlicher ist es, dass das neuronale Netzwerk sich bestimmten Formen logischen Denkens annähert. Oder anders ausgedrückt: Je größer und effektiver das Gedächtnis ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass neuronale Netzwerke aus Gesprächen auch das lernen, was wie ein logischer Schluss erscheinen mag. Sie könnten eine Form von Intuition entwickeln, also zu einem Schluss kommen, ohne eine direkte Frage dazu gestellt bekommen zu haben.

In früheren Systemen wurden Aufgaben der „natürlichen Sprache“ – wie das Lesen und Zusammenfassen eines bestimmten Textes oder das Lernen durch einen Frage-und-Antwort-Dialog – mit Modellen bearbeitet, die die natürliche Sprache den logischen Formen zugeordnet haben. Bei Frage-Antwort-Dialogen konnte das System auf Antworten, die im System in einer bestimmten logischen Struktur formatiert waren, zurückgreifen. Diese Strukturen lassen sich als Taschen vorstellen, in die das System die Antwort auf eine gegebene Frage steckt. Da das System weiß, welche Antworten in welcher Tasche stecken, kann es auf diese Antworten zurückgreifen, etwa um neue Aussagen zu erstellen oder einen Schluss zu ziehen. Ist jedoch für eine bestimmte Antwort keine vorprogrammierte bzw. zugewiesene Tasche vorhanden, scheitert das System. Es kann nicht einmal erraten, wohin es gehen könnte. Ein solches Mapping ist also nichts anderes als semantisches Parsen – das Einfügen von Wörtern in Taschen.

Das *Deep Learning* der neuronalen Netzwerke greift auf Statistiken anstelle von Logiken zurück, um die Ergebnisse eines Experiments zu analysieren und Vorhersagen oder Entscheidungen zu treffen. Anders ausgedrückt, derartige neuronale Netze brauchen keine Antworten aus Taschen zu ziehen, sie können die wahrscheinlichste Antwort anhand vorliegender Antworten statistisch bestimmen – sie können Antworten „erraten“. Um statistische Modelle erstellen zu können, die so komplex sind, dass sie aus tiefen und komplexen Fragen Antworten ableiten können, benötigen sie riesige Datenmengen und einen geeigneten, robusten Speicher.

Verschiedene Deep Learning Architekturen

Die LSTM-Technologien (*Long-Short-Term-Memory* – deutsch: langes Kurzzeitgedächtnis) ermöglichen im Gegensatz zu herkömmlichen rekurrenten (rückgekoppelten) neuronalen Netzen eine Art Erinnerung an frühere Erfahrungen. Die LSTM-basierten Modelle adressieren dies durch lokale Speicherzellen, die den Netzwerkzustand der Vergangenheit festhalten (Sukhbaatar et al., 2015; vgl. Vieira, 2016). Neuronale Netze dieser Technologie sind statistische Modelle, die als eine Art Arbeitsspeicher im Gesamtsystem funktionieren. Das Problem ist allerdings, dass der Speicher in das System selbst integriert ist. Folglich ist der Speicher dieser neuronalen Netzwerksysteme nichts anderes als der latente Zustand des Systems, der über lange Zeiträume inhärent instabil bleibt.

Demgegenüber wird bei den *End-to-End Memory* Netzwerk-Technologien – als eine Modifikation der regulären LSTM-basiertern Modelle – ein Speicher für alle Instanzen des Netzwerks verwandt, anstatt den Speicher innerhalb des Netzwerks selbst einzuschließen. Aufgrund des ausgelagerten Speichers hat diese Architektur den Vorteil, dass sie – wie der Name es sagt – von „Ende-zu-Ende trainiert“, d.h., bevor ein Resultat ausgegeben wird, werden „mehrere Berechnungsschritte (Hops) pro Ausgabesymbol ausgeführt“ (Sukhbaatar, 2015, 1, vgl. 3).

Ein weiteres Beispiel eines tiefgreifenden Lernalgorithmus ist der *Neural Reasoner*, gleichfalls ein Systemmodell für neuronales Netzwerk-basiertes „Denken“ in natürlicher Sprache. Der Intention nach setzt auch dieses Modell an den Mängeln an, mit denen „regelbasierte Modelle“ behaftet sind, die „natürliche Sprachen logischen Formen zuordnen“, jedoch die „Variabilität und Flexibilität der natürlichen Sprache“ (Peng et al., 2015, 1) verkennen. Die „neuronale Vernunft“, wie sie sich in *Neural Reasoner*-Modellen abzeichnet, verfügt dagegen über „einen spezifischen Interaktionspooling-Mechanismus, der es ermöglicht, mehrere Sachverhalte zu untersuchen“, „eine tiefe Architektur, die es erlaubt, die komplizierten logischen Beziehungen in Denkaufgaben zu modellieren“ (ebd.). D.h., auch wenn es „keine besondere Struktur in den Fragen und Fakten“ gibt, ist der *Neural Reasoner* in der Lage „verschiedene Arten des Denkens und verschiedene Formen von Sprachausdrücken“ (ebd.) zu berücksichtigen.⁶

⁶ Vgl. detaillierter auch zu den Interaktionspooling-Mechanismen: Yin et al., 2018.

Die nächste Generation von Dating-Sites – der Chat-Bot

Die neuronalen Netzwerktechnologien des Deep Learning haben auch für die Online-Dating-Szene großes Potenzial. Mit einem lernenden System, das menschliche Erfahrungen kontinuierlich sammelt und verarbeitet, würde man weit mehr über die Nutzer und ihre tiefer liegenden Wünsche erfahren. Die auf großen Datenmengen beruhenden statistischen Modelle würden die Profilierung und das Matching der Nutzer präzisieren und die Überprüfung der modellierten Wünsche erleichtern.

Wo sind die Unterschiede? Das neuronale Netzwerk verarbeitete die Präferenzen des Nutzers auf eine Weise, die sich vom Wischen oder Likes-Anklicken unterscheidet. Es ginge nicht um eine Logik, die einem „Attraktivitäts-Algorithmus“ folgt, oder einen „zufriedenstellenden Prozentsatz“ für eine harmonische Partnerschaft ermitteln soll. Es handelte sich zwar um eine Variation dieser Logik, da Aussagen auch „Wertigkeiten“ zugewiesen würden, doch mit dem Unterschied, dass dies auf der Grundlage des Dialogs mit einem Chat-Bot vorgenommen würde. Der hier imaginierte Bot könnte über Wünsche, Vorlieben/Abneigungen oder Biografie nachhaken. Jedes Mal, wenn der Nutzer etwas von sich gäbe, fügte der Bot diese Information ein und wies ihr ein Gewicht zu. Diese Gewichte oder Prozentsätze würden dann für das nächste Gespräch des Bots mit dem Benutzer angepasst. Während der gesamten Nutzungsdauer der Nutzer/Bot-Beziehung könnten die Prozentsätze verändert werden, um den Nutzer genauer mit einer anderen Person abzugleichen.

Der Chat-Bot als Tagebuch und Therapeut

Ein neuronales Netzwerk, wie es sich in Gestalt eines Chat-Bots denken lässt, könnte die Rolle eines vertrauten Partners übernehmen. Er würde wie ein interaktives Tagebuch agieren, ein Tagebuch, das den Nutzer analysierte, aber auch Fragen beantworten könnte, die der Nutzer aus Angst, zu viel von sich preiszugeben, einem Mitmenschen nicht stellen würde. Aber das Gegenüber wäre kein Mensch, sondern ein Bot. Und wenn der Nutzer den Eindruck hat, das Gesagte bleibe für andere Menschen unzugänglich, auch wenn die Verarbeitung im Internet erfolgt,⁷ redete er, wie Spike Jonzes Protagonist mit Samantha, ohne Hemmung.

⁷ Der Schutz der Privatsphäre ist eine der zentralen Fragen, die bereits bei Sprachassistenten wie Amazons Alexa zur Debatte stehen, vgl. A. Fehrenbach, 2018.

Der Nutzer müsste also keine Formulare ausfüllen oder nach rechts und links wischen. Er müsste sich lediglich mit seinem Bot unterhalten, sich sozusagen in eine Gesprächstherapie begeben. – Der Bot hätte ein weitaus größeres Erinnerungsvermögen als ein durchschnittlicher Psychoanalytiker. Ein theoretischer Zugang würde zwar fehlen, aber der Bot könnte in der Lage sein, durch Schlüsse komplexe statistische Begehrensmodele aufzubauen, könnte komplexe Fakten über den Benutzer erfahren, ohne dass der Nutzer den Bot direkt darüber informierte. Das System könnte diese Fakten dann verwenden, um statistische Modelle zu erstellen, die mit anderen Modellen verglichen werden könnten.

Noch einmal der Sozialpsychologe Gabriel Tarde

In dem Kontext von Deep Learning wird Gabriel Tarde These von der gesellschaftsbildenden Nachahmung (Tarde, 1890, 2009) nochmals relevant. Wie oben beschrieben, verstand Tarde Nachahmung als die Art und Weise, auf die sich Wunsch und Glaube verbreiten und replizieren und so die Gesellschaft prägen. Es gilt also Nachahmungen zu verfolgen, um die Richtung oder Tendenz des Verlangens zu entdecken. Unmittelbar damit verbunden ist seine Idee, dem Nachahmungsgeschehen mittels Statistik nachzugehen. Mit einer „psychologischen Statistik“ könnten nicht nur ähnliche Handlungen festgehalten werden, sondern auch die Verteilung von Überzeugungen und Begehren sowie die Gleichförmigkeiten menschlichen Verhaltens. In diesem Sinne ist Tarde Vorhaben ideal auf die heutigen Statistik erhebenden und auswertenden neuronalen Netzwerke bzw. Chat-Bots abgestimmt.

Die hinter Tarde Ansatz liegende Prämisse impliziert, dass die Sozialstatistik zwar keinen unmittelbaren Zugang zu ihrem Gegenstand hat, doch insofern sich in Begehrenstrukturen Handlungsdispositionen präsentieren, lässt sich von den durch sie disponierten Handlungen zumindest indirekt auf die Wünsche schließen, die diese Handlungen/Nachahmungen wiederum antreiben. Ein damit verbundenes Problem liegt darin – so hatte es auch bereits Tarde beschrieben (Tarde, 2009, 131f) – dass die Gegenstände der statistischen Erhebung, wenn sie nicht allgemeiner bevölkerungsstatistischen Art sind, primär die Mechanismen des Marktes wiedergeben – der Markt als Vermittler der libidinösen Ökonomie.

Tarde ist zuzustimmen, wenn er annimmt, dass sich mittels Statistiken auf Wünsche und Begehren schließen lässt. Andererseits hat er nicht berücksichtigt, inwieweit diese Begehrensmuster durch die damit vermittelten

Machtverhältnisse und die jeweiligen politischen, wenn nicht gar repressiven Machtverhältnisse überformt werden. Trotz dieser blinden Flecken in seinen Überlegungen, bleibt es Tarde Verdienst, den Zugang zum Begehren statistisch eröffnet zu haben. Dies führt wiederum zu dem Online Dating Attraktivitäts-Algorithmus zurück.

Ausblick

Analog zu Tarde Vorstellung von den statistischen Ämtern als den „Augen“ und „Ohren“ der Gesellschaft (Tarde, 2009, 157) ließen sich mittels der Antworten und Wertungen, die die Chat-Bots im Abgleich mit anderen Nutzern zur Verfügung stellen könnten, auch allgemeine Tendenzen und Richtungen des Begehrens fassen. Könnten diese Chat-Bots den Soziologen dabei unterstützen, die subtilen Verletzungen der libidinösen Wirtschaft, die Hegemonien des Begehrens, die den Mechanismen des Marktes inhärent sind, aufzudecken? Die Sozial- und Geisteswissenschaften sollten sich nicht scheuen, diese computergestützte Prothetik in Anspruch zu nehmen, auch wenn diese mit einem Anspruch auf Totalität auftritt, gegen den sich diese Wissenschaften lange gewehrt haben, dem sie sich gleichwohl nicht länger versperren können.

Literatur

- Axon, S., 2010. OkCupid Uses Click Data to Match Most Attractive Users. <https://mashable.com/video/grandma-sky-dive-charity/>
- Brusotti, M., 1997. Die Leidenschaft der Erkenntnis: Philosophie und ästhetische Lebensgestaltung bei Nietzsche von Morgenröthe bis Also sprach Zarathustra. de Gruyter, Berlin/New York.
- Falb, D., 2015. Kollektivitäten: Population und Netzwerk als Figurationen der Vielheit. transcript, Bielefeld.
- Fehrenbach, A., 2018. Dieser Mann will Amazons Alexa zerstören – mit einem Sprachassistenten, der eure Privatsphäre schützt. <https://www.wired.de/article/dieser-mann-will-amazons-alexa-zerstoeren-mit-einem-sprachassistenten-der-eure-privatsphaere-schuetzt-rand-hindi>
- Fromm, E., 1932. Über Methode und Aufgabe einer Analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischen Materialismus. In: Erich-Fromm-Gesamtausgabe (GA) Band I, 37–57.
- Fromm, E., 1941. Die Furcht vor der Freiheit. In: GA I, 215–392.
- Gieseking, J.J., 2017. Messing with the Attractiveness Algorithm: A Response to Queering Code/Space. *Gender, Place & Culture* 24 (11), 1659–1665. DOI:10.31235/osf.io/cg2w4
- Govrin, J., 2017. Das Kalkül mit der Lust. *Zeit Online, Serie 10 nach 8*. <https://www.zeit.de/kultur/2017-12/online-dating-sexuelle-orientierung-sexualitaet-gender-10nach8>

- Grüter, Th., 2018. Chatten mit einer emotionalen KI. Spektrum.de, 16.10.2018. <https://www.spektrum.de/video/chat-ten-mit-einer-emotionalen-ki/1593702>
- Jaeger, L., 2018. Mit Künstlicher Intelligenz an die Weltspitze – die Beispiele China und Deutschland. Telepolis. <http://larsjaeger.ch/?p=1741&lang=de>
- Lytard, J.-F., 1974. *Economie libidinale*, Edition Minuit, Paris. Deutsch: *Libidinöse Ökonomie*, übers. v. Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Diaphanes, Zürich/Berlin, 2007.
- Malysz, M., 2016. OKCupid: The Math Behind Online Dating. <https://blogs.ams.org/mathgradblog/2016/06/08/okcupid-math-online-dating/>
- Nietzsche, F., 1884–1885. *Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Nachgelassene Fragmente*, hrsg. von G. Colli, M. Montinari. Bd. 11. dtv, München.
- Nietzsche, F., 1885–1887. *Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Nachgelassene Fragmente*, hrsg. von G. Colli, M. Montinari. Bd. 12. dtv, München.
- Peng, B., Lu, Z., Li, H., Wong, K.F., 2015. Towards Neural Network-based Reasoning. arXiv:1508.05508v1 [cs.AI] 22 Aug 2015; <https://arxiv.org/pdf/1508.05508.pdf>
- Rudder, Ch., 2009. Einblicke in OKCupid: Die Mathematik hinter der Online-Partnersuche. Video. <https://www.youtube.com/watch?v=m9PiPIRuy6E>
- Sukhbaatar, S., Szlam, A., Weston, J., Fergus, R., 2015. End-To-End Memory Networks. arXiv:1503.08895v5 [cs.NE]; <https://arxiv.org/pdf/1503.08895.pdf>
- Tarde, G.D, 1890. *Les lois de l'imitation*. Félix Alcan, Paris. Erstveröffentlichung.
- Tarde, G., 2009. *Die Gesetze der Nachahmung*. Aus dem Fr. v. Jadja Wolf. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Vieira, A., 2016. Why AlphaGo is a milestone, but it still not achieved AGI. <https://medium.com/@Lidinwise/congrats-google-deepmind-c7eab1fd73c3>
- Wilderson, F.B., 2010. *Red, White & Black: Cinema and the Structure of U.S. Antagonisms*. Duke University Press, Durham & London.
- Yin, X., Zheng, D., Lu, Z., Liu, R.F., 2018. Neural Entity Reasoner for Global Consistency in Named Entity Recognition. <https://arxiv.org/pdf/1810.00347.pdf>

Autorin

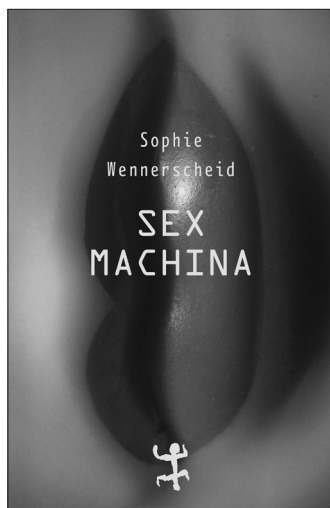
Maria Dada, Research Fellow in Visual Cultures, Goldsmiths University of London und Digital Anthropology Lab at University of the Arts, London, <http://mariadada.com>, e-mail: miss.maria.dada@gmail.com



Helen Hester
Xenofeminism
 Wiley 2018,
 140 Seiten, kart., 12,95 \$

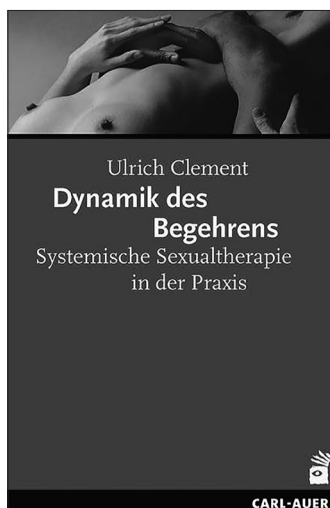
Wie sollten wir uns in einer Zeit der Beschleunigung der Technologie und der zunehmenden Komplexität das emanzipatorische Potenzial des Feminismus neu vorstellen?
 Wie sollte Gender-Politik in einer Welt neu gestaltet werden, die durch Automatisierung, Globalisierung und die digitale Revolution verändert wird?
 Diese Fragen werden in diesem kühnen neuen Buch von Helen Hester angesprochen, einem Gründungsmitglied des Kollektivs „Laboria Cuboniks“, das das gefeierte Manifest „Xenofeminismus: Eine Politik für die Entfremdung“ entwickelte. Hester entwirft eine dreiteilige Definition des Xenofeminismus, die auf den Ideen des Technomaterialismus, des Anti-Naturalismus und des Gender-Abolitionismus basiert. Sie arbeitet diese Ideen in Bezug auf assistive Reproduktionstechniken aus und befragt die Beziehung zwischen Reproduktion und Zukunft, während sie sich von einem problematischen Anti-Natalismus abhält. Schließlich untersucht sie, wie xenofeministische Technologien in der Praxis aussehen können, und verwendet die Geschichte eines bestimmten Geräts, um für eine zukunftsorientierte Genderpolitik zu argumentieren, die alternative Reproduktionsmodelle ermöglichen kann.

Anspruchsvoll und ikonoklastisch ist dieses visionäre Buch der wesentliche Leitfaden für einen der aufregendsten intellektuellen Trends im zeitgenössischen Feminismus.



Sophie Wenerscheid
Sex machina. Zur Zukunft des Begehrens
Matthes & Seitz 2019
241 Seiten, geb., 22 €

Schon immer hat sich der Mensch nach der Maschine gesehnt. Neu ist allerdings, dass aufgrund der Fertigung von lebensechten Sexpuppen nun die Möglichkeit besteht, dieses Begehren auch real auszuleben. Bevor nun entschieden werden kann, ob damit die bisherige Begehrensordnung revolutioniert oder bestehende Geschlechterverhältnisse zementiert werden, muss die Frage gestellt werden, was es heißt, eine Maschine zu begehren. Anhand zahlreicher, lebendig erzählter Beispiele aus Film, Fernsehen, Kunst und Literatur, zeigt Sophie Wenerscheid die erstaunliche Bandbreite des Begehrens und der möglichen Beziehungen zwischen Menschen und Maschinen, sie beschreibt ohne Tabus Erfahrungen neuer und ungewohnter emotionaler und sexueller Interaktion. Der sich öffnende Vorstellungsraum ist auf den ersten Blick erschreckend, doch die Augen zu verschließen wird die Entwicklung nicht aufhalten. Und so plädiert Sophie Wenerscheid schließlich für einen entspannten Umgang mit der Technik als Eigenart von Sexualität und Begehren.

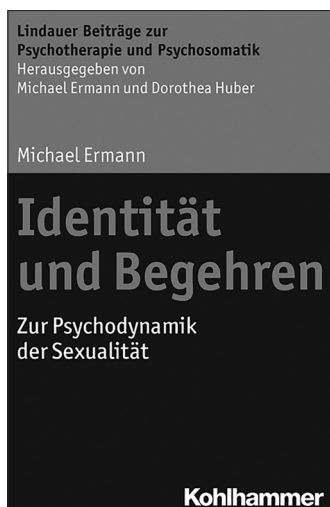


Ulrich Clement
Dynamik des Begehrens
Systemische Sexualtherapie in der Praxis
Carl-Auer Verlag 2. Aufl. 2018
201 Seiten, kart, 21,95 €

Dieses Buch stellt die sexuell handelnde, fühlende und denkende Person in den Mittelpunkt. Selbstbestimmung geht vor Symptombesserung, „Sein“ vor „Tun“. Insbesondere Störungen des sexuellen Verlangens werden in ihrer Bedeutung für die Selbstachtung als Mann oder Frau untersucht und therapeutisch zugänglich gemacht.

Ulrich Clement interessiert sich dabei nicht nur für Gemeinsamkeiten, sondern auch für Gegensätze und Unterschiede der Partner und deren Ambivalenzen. Jenseits des trivialen Bekenntnisses „Sex macht Spaß“ geht es ihm vielmehr um den Sex, der es wert ist, gewollt zu werden.

Dem bekannten Sexualwissenschaftler gelingt damit ein Aufklärungsbuch für Therapeuten. Sachlich fundiert, wissenschaftlich untermauert und mit gutem Humor klopft der Autor alle Facetten systemischer Sexualtherapie ab.



Michael Ermann
Identität und Begehren
Zur Psychodynamik der Sexualität
Kohlhammer 2019
160 Seiten, br., 24 €

Was sollte ein Psychotherapeut für seine Arbeit von der Sexualität wissen? Dieses Buch gibt einen Überblick über das Basiswissen, das für das psychodynamische Verständnis und die Behandlung der vielen Formen heutiger Sexualität unentbehrlich ist. Es betont den Wandel der Sexualität im vorigen Jahrhundert und beschreibt die Vielfalt sexueller Lebens- und Verhaltensmuster als Zusammenspiel innerseelischer, intersubjektiver und gesellschaftlicher Prozesse.

Humaner, transhumaner und artifizieller Sex – eine futurologisch-sexologische Perspektive

Wolfgang Mastnak

Human, Transhuman, and Artificial Sex – a Futurological and Sexological Perspective

Abstract

Sexuality plays an increasingly important role in virtual worlds. The actual status quo and futurological perspectives pose anthropological and ethical questions. Sexology is faced with highly interdisciplinary challenges. In this context, the present article discusses topics such as sex robots and virtual sex partners, machines with emotion-analogous sexual arousals, sex-sensitive interfaces connecting the human brain and artificial intelligence systems, modulation of sexual behavior through neural-hormonal stimulation, and sex-implants. While much still sounds like science fiction, developments are galloping and involve manifold ethical and anthropological issues of intimacy, tenderness, responsibility, and love.

Sexology is not only concerned with the feasibility of allegedly human-analogous sex devices and modes of their application; it is also called upon to explore and scrutinize their effects and consequences. This relates to the question of alternatives to or replacement of human sex, which is a result of bio-cultural evolution and also includes (at least the idea of) reproduction. From a medical and anthropological perspective, we must also take possible pathological sequelae and the change of the genuine human sex phenomenon into consideration.

Keywords: Immersion and intimacy, Virtual sex partner, Affective computing, Neuro-electronic interfaces, Deep brain stimulation/brain chips

Zusammenfassung

Sexualität spielt in virtuellen Welten eine zunehmend große Rolle. Zukunftsperspektiven rufen technologische, anthropologische und ethische Fragen hervor und stellen die Sexologie vor interdisziplinäre Herausforderungen. Der vorliegende Artikel thematisiert dabei Felder wie Sex-Robotik und virtuelle Sexpartner, Maschinen mit emotionsanalogen Sexualregungen, sexuell relevante Schnittstellen zwischen Gehirn und intelligenten artifiziellen Systemen, Beeinflussung von sexuellem Verhalten durch neuro-hormonelle Stimulation und Seximplantate. Vieles davon ist heute noch futuristische Vision, wenn auch eine in realis-

tisch greifbare Nähe gerückte. Dies aber wirft unmittelbar ethische und anthropologische Fragen nach Intimität, Zärtlichkeit, Verantwortlichkeit und Liebe auf.

Die Sexologie steht vor interdisziplinären Herausforderungen, die nicht nur den Umgang mit neuen Technologien betreffen, sondern auch Alternativen zur evolutionär geprägten Sexualität aufzeigen. Dies wiederum zieht Fragen zu möglichen Folgeerscheinungen – von pathologischen Entwicklungen bis hin zur Veränderung von Charakteristika, die meist als essentiell menschlich empfunden werden – nach sich.

Schlüsselwörter: Immersion und Intimität, virtuelle Sexpartner, artifizielle emotionale Intelligenz, neuro-elektronische Schnittstellen, tiefe Hirnstimulation/Hirchips

Einleitung

Ist es vorstellbar, dass Roboter verrückt nach Sex werden und daher ihre vom Menschen programmierten Pflichterfüllungen vernachlässigen? Ist es denkbar, dass AI-Maschinen schwanger werden und neuartige, entwicklungs-fähige Nachkommen haben? Könnte es möglich sein, dass sich ein Computer so einfühlsam zeigt, dass sich ein Mensch in ihn verliebt und so etwas wie Intimität spürt?

Auch wenn diese Vorstellungen großteils noch in das Reich der Science Fiction gehören, so sind sie, wenn wir die letzten 30 Jahre der technologischen Entwicklung in Betracht ziehen, nicht gänzlich ausgeschlossen. Vor einem halben Jahrhundert wären Dinge wie die „cloud-based Alexa“ noch undenkbar gewesen und wenn wir Fälle nehmen, wo Kinder so eng mit diesem Tool in Beziehung stehen, dass sie einen artifiziellen Kommunikationspartner von einem natürlichen – etwa am Smartphone – zumindest phasenweise nicht auseinander halten können, dann ist die Frage einer Mensch-Maschinen-Konvergenz keine futurologische mehr.

In dieser Problematik stecken Chancen ebenso wie auch Gefahren, welche die Ethik von Sozialtechnologie und ein völlig neues Verständnis von „transpersonaler“ Psychologie aufs Tapet rufen (zum psychotherapeutischen Begriff vgl. Friedman & Hartelius, 2013). Vermögen solche Entwicklungen aber auch in den Bereich von Sexualität und Intimität einzugreifen? Das ist nicht nur

ein technologisches, sondern auch ein weitgehend interdisziplinäres Problem. Dazu will der vorliegende Beitrag Perspektiven aufzeigen und zur Diskussion anregen.

Sex-Robotik und virtuelle Sexpartner

Sexspiele im Internet sind inzwischen gang und gäbe und werben etwa damit, dass man es nicht verhindern könne, innerhalb weniger Minuten einen Orgasmus zu bekommen. Dieses Phänomen ist aus psychologischer Sicht in seinen Prinzipien allerdings weder neu noch verwunderlich. Seit Menschengedenken gibt es Symbole, archetypische Bilder und spezifische Stimuli, die erotisches Empfinden und Reaktionen hervorrufen, was in der Sexologie u.a. mit Fetischismus oder Sexualphantasien in Verbindung gebracht wird.

Kulturgeschichtlich kommt unmittelbar Ovid in den Sinn: der Bildhauer Pygmalion, der sich frustriert von (sexuell unbändigen) Frauen abgewandt hat und – tiefenpsychologisch sehr gut nachvollziehbar – eine Elfenbeinstatue schafft, die einer lebendigen Frau gleicht, diese nach und nach wie einen Menschen behandelt und sich schließlich in diese verliebt. Die Geschichte ähnelt Berichten von Personen, die mit einem Sexroboter zusammenleben und ihn (oder „sie“) als Partner empfinden. Der kritische Unterschied zu Ovid besteht darin, dass auf Pygmalions Intervention bei Venus die Statue zur Frau wird, die schließlich das Kind Paphos gebiert.

Realistische Sexualbilder gehören nicht nur zu virtuellen Sexspielen und zur Pornographie – ein Begriff, der sehr differenziert zu sehen ist – sondern finden sich etwa, und das in überbordendem Maß, an vielen Hindu Tempeln. Dicht gedrängt etwa die Skulpturen in Madhya Pradesh: 69-Stellung, Blow-job und „doggy style“. Ähnlich die erotischen Darstellungen, die „Maithunas“, am Sun Tempel in Konark. Auch die Bhoramdeo Tempel in Chattisgarh sind übersät mit Sexualdarstellungen. Spiritualität, Erotik, visueller Stimulus gehen ineinander über. Das Phänomen von Sex und Bild und imaginativem Partner hat Tradition.

Unter solchen Perspektiven ist auch die Idee von Sex-Robotik nicht völlig neu, obwohl sich an ihr die Geister scheiden. Vielfach hinterlässt in der breiten Bevölkerung die Vorstellung von Sex-Robotern ein ungutes bis Ekel behaftetes Gefühl – spontane Befürworter scheinen eher rar gesät zu sein. In Fachkreisen entspinnt sich die Debatte darüber, wenn auch argumentativ differenzierter, ebenso kontroversiell. Auf der einen Seite etwa Kathleen Richardson, Professorin für Ethics and Culture of Ro-

bots and AI an der De Montfort University in England und gleichzeitig Direktorin der Campaign Against Sex Robots, die plausibel die Gefahren und Reduktionismen von kommerzialisiertem und instrumentalisiertem Sex und Sex-Robotern vor Augen führt (Richardson, 2017). Auf der anderen Seite etwa Kate Devlin vom Department of Computing der University of London, Goldsmiths, die – ebenso plausibel – davon spricht, dass Maschinen nur das sind, wozu wir sie machen (Devlin, 2017).

Dahinter steckt eine schwer harmonisierbare Polarität: zum einen die Vision von Goethes Zauberlehrling, dass sich Technologien in gewissem Sinne verselbständigen und in das Menschliche unabwendbar manipulativ und modifizierend eingreifen. Auf der anderen Seite der Glaube an die Selbstregulation des Menschen und seinen (zumindest potenziellen) kompetenten Umgang mit humanoiden Sex-Devices.

Projektion und Interfaces

Dass die Sex-Robotik-Industrie expandiert, davon zeugen Firmen wie Realbotix, deren Erfolge von Postulaten, wie, wir müssten an unserer „erotischen Intelligenz“ arbeiten, flankiert werden (vgl. Michel, 2018). Allerdings ist es zunächst selbstredend sinnvoll, Personen mit einschlägigen Erfahrungen zu Wort kommen zu lassen. Und hier tauchen plötzlich Argumente auf, die durchaus – zumindest aus der subjektiven Sicht der Betroffenen – ernst zu nehmen sind. Da findet sich die Einsamkeit, die in der zivilisierten Welt zu einer epidemiologischen Bürde geworden ist (vgl. Campaign, 2018), ebenso wie die Möglichkeit, quantitatives Ungleichgewicht im Sexualverlangen von Partnern auszugleichen. Hier wird zudem geäußert, Anwendung von Sex-Robotern könne dazu beitragen, Sexualdelikte einzubremsen und Prostitution herunterzufahren, wobei letzteres eine stark kulturabhängige Zielperspektive ist.

Ein, medizinisch gesehen, nicht von der Hand zu weisendes Argument bezieht sich auf Diagnostik und Pflege. Dass etwa im kardiologischen Bereich durch Implantate kritische Ereignisse erkannt und medizinische Hilfe angefordert werden kann, ist inzwischen keine Fiktion mehr. Solche Aufgaben können bei alleinstehenden Menschen auch Partner-Roboter erfüllen, die „menschlicher“ erscheinen mögen. Roboter im Pflegebereich sind zwar neu, aber gerade dabei, sich in der (auch deutschen) Caregiving-Szene zu etablieren. Das ist nun aber nicht nur ein funktionaler, sondern auch ein als intim wahrgenommener Bereich. Pflege durch Roboter, mit denen bereits früher eine „Beziehung“ aufgebaut wurde, ist in Diskussion (vgl. Tarantola, 2017).

„Beziehung“ ist hier ein seismographisch zu lesendes Wort. Dazu zwei scheinbar beziehungslose Beispiele: a) Übertragungsstörungen in Regionen mit Spiegelneuronen wirken sich negativ auf soziale Kognitionen aus (Saito et al., 2018); b) ein Kind erfährt Liebesentzug und geht weinend in sein Zimmer, streichelt zärtlich seine Puppe und erzählt ihr alles. Was ist der Konnex? Menschen sind soziale Wesen und dazu fähig, mit anderen andere in ihre Welt des Denkens und Fühlens einzubinden. Das wird in den verschiedenen Disziplinen unterschiedlich benannt und umfasst etwa Projektionen und Introjektionen, Empathie und Funktionen der Spiegelneuronen.

Ein wichtiges Moment dabei ist, dass diese Beziehungen nicht unbedingt symmetrisch sein müssen. Nicht nur, dass das Kind eine emotionale Beziehung zu seiner Puppe hat, Menschen können sich auch in Charaktere aus Romanen verlieben und sie so stark spüren, dass sie sexuell erregt werden. Alte griechische Dramen gingen davon aus, dass die imaginative Verbindung mit den Rollen zur Erkenntnis des eigenen Ich und zur Überwindung von schlechten Persönlichkeitsanteilen führen kann. Genau diese Prinzipien kommen zum Tragen, wenn sich Menschen in Sex-Roboter verlieben. Dabei ist zunächst einmal klar, dass diese Verbindung eine asymmetrische ist und die entsprechenden operationalisierten an-gesteuerten Verhaltensweisen lediglich als menschlich interpretiert werden. Das Gehirn der betroffenen Person spielt also eine Doppelrolle, die es jedoch ermöglicht, dass die operationalisierten Verhaltensweisen als echte, und emotional gültige Beziehung erlebt werden können.

Noch näher in Richtung „reale“ Beziehung läuft die (vielfach noch futuristische) Kommunikation mit Robotern, die über ein neuronales Interface mit Menschen verbunden sind. Was heißt das im Klartext? Wenn die Software nur entsprechend differenziert sexuell-relevante affektive neuronale Prozesse dekodiert, kann die ideale sprachliche und/oder motorische Reaktion erfolgen – in fiktiver Nähe zur einfühlsamen Sexpartnerin. Progress wie – in der Sprache von RealDoll – von „Harmony“ to „Solana“ ist gegenwärtige Realität (vgl. Weber, 2015).

Dennoch, auch im Hinblick auf fein abgestimmte Brain-Computer-Interfaces, die sich dem Verhalten anpassen, können wir noch nicht von einer auch nur irgendwie symmetrisch ausbalancierten Interaktion sprechen. Der entscheidende Punkt liegt im facettenreichen menschlichen Information-Processing, das seine biologisch-genetische und seine kulturell-epigenetische Evolutionsgeschichte hat. Die vom Sex-Roboter reaktiv gesetzten Stimuli wären zwar fein nuanciert individuell abgestimmt und können anhand der Reaktionen des Menschen „optimiert“ werden. Was hier aber immer noch fehlt, ist das symmetrische Gegenüber. Dem muss freilich entgegengehalten werden: auch in der Mensch-Mensch-

Sexualbeziehung findet sich nicht immer Balance – von der funktionalen Prostitution bis zum Sexobjekt Frau in der Kulturgeschichte zieht sich eine Praxis, die von Idealen harmonischer Intimität (in welchem Anschauungskontext auch immer) Äonen entfernt liegt.

Damit können virtuelle Sexpartner menschlich oder maschinell sein, trotzdem geht es um selbstbezogenen Sex, der nach Reizmustern steuer- bzw. optimierbar ist. Von der Zielperson ausgehend ist solches unilateral und hat im Grunde mit einer intimen Interaktivität wenig zu tun. Die zugrunde liegenden Mechanismen sind nicht neu und gehen nur marginal in eine fundamental futuristische Richtung, was hier allerdings zur Diskussion stehen sollte.

Affective Computing, Erotik und Intimität

Maschinelles Erkennen von menschlichen Gefühlen und in der Folge angemessen-reaktives „Verhalten“ ist also nicht völlig neu und fällt in den Bereich des sogenannten „affective computing“, das seine Nestorin Rosalind Picard als „computing that relates to, arises from, or deliberately influences emotions“ definiert hatte (Picard, 1995, 1). 2005 fand in Peking dazu die erste internationale Konferenz statt (Tao et al., 2005), bei dem – wenn auch in geringem Ausmaß – Themen mit Bezug zur Sexologie zur Sprache kamen, so etwa der „therapeutic robotic companion for relational, affective touch“ (Stiehl & Breazeal, 2005), der durchaus auch interaktiv zur erotischen Berührung fähig wäre.

„Interaktiv“ ist dabei ein entscheidendes Wort. Denn der Roboter erkennt in gewisser Analogie zum menschlichen Gegenüber affektive Reaktionen und kann diese entlang von Algorithmen zuordnen. Picard fasst die entsprechende Kompetenz der Maschinen zusammen: „recognize, express, model, communicate, and respond to emotional information“ (Picard, 2003, 55). In der wissenschaftlichen Szene ist man mit sexueller Applikation zurückhaltend, obwohl hierin durchaus Möglichkeiten zu motorischen Sexualhandlungen wie etwa einem fein abgestimmten Blow- oder Hand-Job liegen – vorausgesetzt eben, wir reduzieren diese Praktiken auf bloße Stimulus-Response-Loops, bei denen menschliche Affinitäten im Grunde keine Rolle spielen. Solche sind aber auch in der Praxis der Mensch-zu-Mensch Sexualaktivität nicht unbedingt gegeben.

Trends gehen deutlich in Anwendungen von Gefühls- und Affektanalysen, auf ökonomischem und politischem Terrain mit dem Ziel „to automatically capture the general public's sentiments about social events, political mo-

vements, marketing campaigns, and product preferences” (Cambria, 2016, 102). Vom Datenpool her gründet dieses sogenannte „multimodal signal processing“ auf psychologischen Referenzrastern. Damit wird die Maschine zu einem sensorisch differenzierten, nach forschungsbasierten Kriterien zur Deutung von Verhaltensweisen, Mimik und Gestik handelnden Experten, dem freilich die genuine Empathie fehlt: die wechselseitige Feinfühligkeit, die darauf beruht, dass beide interaktiv verbundene Subjekte gleichen Wesens sind. Genau das spielt aber in der Anschauung und im Empfinden vieler für erfüllte Erotik und Sexualität die entscheidende Rolle: Liebe unter (oft sexuell komplementären) Seinesgleichen.

Affective Computing ist innerhalb relativ kurzer Zeit zu einer erstaunlich breiten und heute weit fortgeschrittenen angewandten Wissenschaft geworden und umfasst Themen wie „Emotions in Interpersonal Life“, „Automatic Recognition of Affective Body Expressions“, „Psychological Sensing of Emotions“ und „Affect in Human-Robot Interaction“ (Calvo et al., 2015), die sexologisch selbstredend von Relevanz sind.

Und obwohl solche Systeme in vielen Fällen scharf greifen, so haben sie in puncto Sexualität, Erotik und Intimität doch einen Haken: sie können mit kreativen Interaktionen, unvorhergesehenen, höchst individuellen Reaktionen, persönlichen Oszillationszyklen von Nähe und Distanz nicht mithalten, sie können mit dem, was dem sich gegenseitig Entdecken in einer intimen Beziehung vielfach den so unverwechselbaren Reiz gibt, nicht aufwarten. Das Gefühlsleben des Menschen hat ein unbegrenztes Spektrum an Nuancen, die sich nicht, oder zumindest nicht ohne qualitative Verluste, in ein algorithmisches Raster spannen lassen.

Konvergenz und Divergenz

Entwicklungen gehen in Richtung von Maschinen, die den Menschen in seiner Gefühlswelt „verstehen“ oder – besser gesagt – in einer Weise auf diese reagieren, wie sie Individuen als human adäquat erleben. Maschinelle Dienstleister also, die zu den klassischen Aufgaben eines Roboters nun auch menschliche erfüllen (sollen). Der oben kurz angerissene Pflegebereich ist weit fortgeschritten, die psychohygienischen Ansätze stecken allerdings noch in den Kinderschuhen. Analoges ist auch im sexologischen Bereich denkbar, so etwa Feedback-gesteuerte verbale Stimulation, wie es sie auch in virtuellen Dates mit realen Menschen gibt – einiges davon ist etwa bei den erwähnten Sex-Robots bereits umgesetzt.

Konvergenz ist hier pragmatisch applikationsbezogen. Operationalisierung der Digitalisierung von psy-

chologisch und biometrisch erstellten Matrizen menschlichen Verhaltens ist Grundlage dafür, was auf der Anwenderseite als adäquate Response empfunden wird (oder werden soll), allerdings weder authentisch ist, noch ein Quasi-Inneres darstellt. Es ist eine enkodierte „Empathie“. Umgekehrt steht das menschenseitige Verstehen der Maschine hier nicht zur Debatte und betrifft im Grunde nur die Computerwissenschaften. Während dem Anwender von Sexbots die dahinter stehende Technologie im Regelfall (zumindest auf der pragmatischen Oberfläche) gleichgültig ist, geht es entwicklerseitig interdisziplinär – zusammen mit der Psychologie und den Neurowissenschaften – in Richtung Brain-Computer-Interface (BCI), was in der Medizin – etwa in der Neurologie – bereits immense Fortschritte für die Lebensqualität von Patienten mit sich gebracht hat (Hughes, 2014; Yuan & He, 2014; Kasashima-Shindo et al., 2015).

Aus humanwissenschaftlicher Sicht lässt sich Interaktion ziemlich klar in funktionale und in qualitative unterscheiden. Funktionale Interaktion hat eng damit zu tun, was als Interaction Design (Löwgren & Stolterman, 2004) gilt und – forschungsseitig – mit so genannter User Experience (UX) Hand in Hand geht. Kurz: hier geht es darum, dass die Anwender die Leistung von Maschinen möglichst einfach nutzen können. Hier wäre es etwa denkbar, dass ein Sexbot zwar online, aber in Ruhe ist. Sobald ein typisches, erregtes Stöhnen zu hören ist, meldet er sich und beginnt entlang von Bewegungs- und eventuellen Verbaldekodierungen seine Sexualhandlung.

Qualitative Interaktion bindet essentiell die emotionale Beziehungsebene ein: humanes Bonding und das Erfahren von Intimität. Wie sehr sich dieses einer adäquaten Operationalisierung und Digitalisierung entzieht, ist allerdings eine psychologische Frage, die aus verschiedenen Disziplinen unterschiedlich gedacht wird. Während es aus der Sicht der kognitiven Verhaltenspsychologie durchaus Chancen gibt, dies – zumindest auf der Ebene einer groben Rasterung – in den Griff zu bekommen, ist dieses aus humanistisch psychologischer Sicht nicht möglich. Hier spielt die Frage nach der maschinellen Fassbarkeit von Gefühlsnuancen herein, was auf der ersten internationalen Konferenz zur Mensch-Computer-Interaktion 2013 in Paris auch Thema war (D’Mello & Rafael, 2013).

Weitgehende Konsensverortung in den damit befassten Wissenschaften ist dadurch gekennzeichnet, dass sich gut definierbare, insbesondere negativ besetzte „Basis-Emotionen“ in der maschinellen Repräsentation gut annähern lassen, nuancierte Gefühle aber nicht. Wobei auch hier emotionspsychologisch gesehen, Vorsicht angesagt ist. Obige Autoren führen hier beispielsweise „anger, disgust, sadness“ an. Diese können letztlich aber nur mit großen Abstrichen als Basisemotionen angesehen werden und sind im jeweils subjektiven Empfinden meist äußerst

differenziert – auch aus sexologischer Perspektive. So bindet etwa Ekel auf sexuelle Stimuli auch entwicklungspsychologische (Borg et al., 2018) und forensische sowie psychopathologische (Rhodes et al., 2018) Momente ein.

Je mehr wir aus sexologisch-psychologischer und sexologisch-kulturwissenschaftlicher Sicht die Konvergenz von Mensch und Maschine in Betracht ziehen, um so deutlicher werden deren Divergenzen, was besonders mit qualitativen Nuancen zu tun hat. Das lässt sich gut am Kontrast von Klinik und Literatur veranschaulichen. In der psychiatrischen Diagnose werden international operationalisierte, quantifizierbare Item-Inventare verwendet, um beispielsweise nach standardisierten Richtlinien wie ICD-10 oder DSM-5 eine Depression zu bestimmen. Das ist auch für intelligente Systeme gut machbar. Dem hingegen beschreibt die Liebeslyrik aus verschiedenen Epochen und Kulturen Erotik und Intimität in einer Nuanciertheit, die gerade dadurch besticht, dass sie Wahrheiten in einer nicht-standardisierbaren Form widerspiegelt.

Das spiegelt auch das Gedicht „Venus Homo“ von Alfred Georg Hermann Henschke, bekannt unter seinem Künstlernamen „Klabund“, wider: Wut, Ekel und (wohl auch) Traurigkeit in Worten, die kaum angemessen und schon gar nicht sinnvoll in ein operationalisiertes Modell zu pressen sind:

„Betle nicht vor mir mit deinen Brüsten
deinen Brüsten bin ich kalt;
tausend Jahre alt
ist dein Blick mit seinen Lüsten.

Sieh mich an, wie Du als Braut getan:
mit dem Blick des Grauens vor der Schlange!
Viel zu lange
war ich, Weib, dein Mann.

Willst du Gift aus meiner Wurzel saugen?
Unverwundbar bin ich deinem Biss!
Folge mir ins Paradies:
sieh mich an mit deinen Menschaugen.“

Die qualitative Distanz zwischen Verortung von (so genannten) Leitsymptomen und ihrer Verbalisierung in diagnostischen Manuals einerseits und dem subjektiv unverwechselbaren Erfahren und seiner Verbalisierung in der Lyrik andererseits spannt auch die Bandbreite dessen auf, was hier Thema ist: Feinfühligkeit und Programm im Sex-Genre. Da steht auf der einen Seite die Frage nach genauer Abstimmung von Stimuli, um so etwa den weiblichen Orgasmus im Sinne individueller S-R-Patterns zu optimieren (Suschinsky & Chivers, 2018). Und da steht auf der anderen Seite etwa das Gedicht „Ecstasy“ der indischen Freiheitskämpferin und Dichterin Sarojini Naidu:

„Cover mine eyes, O my Love!
Mine eyes that are weary of bliss
As of light that is poignant and strong
O silence my lips with a kiss,
My lips that are weary of song!
Shelter my soul, O my love!

My soul is bent low with the pain
And the burden of love, like the grace
Of a flower that is smitten with rain
O shelter my soul from thy face!“

Das sind Worte, die der sinnlich-deutenden Meditation bedürfen und die den Zauber des Wiedererkennens in sich bergen – Äonen von funktionalen Schemata entfernt. Hier werden zentrale sexologische Fragestellungen nach Intimität im Kontext von Ich und Du virulent. Auf solchen Nuancelevels dürfte Reduktion auf funktionale Interaktion inadäquat sein und das Menschliche scheint als unersetzbare Qualität durch.

Um Missverständnissen vorzubeugen: der vorliegende Artikel will in keiner Weise Items eines moralischen Kanons aufstellen und weder explizit noch implizit kategorisch gegen Sexrobotik plädieren. Es ist hier vielmehr das Anliegen, aus interdisziplinär sexologischer Sicht Tangenten an dieses Phänomen zu legen und entsprechend Perspektiven auszuleuchten.

Charakteristik neuronaler und elektronischer Netzwerke

An diesem Punkt angelangt, stellt sich nicht zuletzt auch die Frage nach der „Trägersubstanz“ von Erotik und Sexualität. Kisspeptin hat nichts mit Küssen zu tun, sondern ist ein Protein, das vom so genannten KISS1-Gen geprägt wird und in der Onkologie bei der Suppression von Metastasen eine Rolle spielt. Überraschender Weise spielt es aber auch eine noch weit nicht umfassend geklärte Rolle zur Integration von „sexual and emotional brain processing with reproduction in humans“ (Comminos et al., 2017).

Die Autoren dieser internationalen Studie nehmen dabei auf das Zusammenspiel von limbischem System und menschlichem Sexualverhalten Bezug. Dieser Konnex ist nicht zuletzt auch klinisch relevant, so zum Beispiel bei zwanghaftem Sexualverhalten („compulsive sexual behaviour“), das mit dem vergrößerten Volumen einiger Regionen des limbischen Systems einhergeht (Schmidt et al., 2017). Limbische Funktionen für emotionale und sexuelle Prozesse sind seit langem bekannt (vgl. Isaacson, 1982) und stellen sich durch weitere Studien immer differen-

zierter dar. So erklärt sich etwa unterschiedliches männliches und weibliches Sexualverhalten nicht zuletzt auch durch eine funktionale Asymmetrie im limbischen System (Koscik et al., 2010). Zusätzlich zu solchen Daten gibt es auch aus neurotraumatologischen Studien Aufschluss über die Interdependenz von Sexualverhalten und zentralnervösen Steuerungen (Baird et al., 2007).

Dabei ist das hier verwendete Wort „Interdependenz“ erkenntnistheoretisch nicht willkürlich so gewählt. Es deutet auf eine gegenseitige Abhängigkeit hin, was schwächer ist, als wenn wir sagen würden, Sexualverhalten sei eine Funktion hirnpfysiologischer Prozesse. In der Forschungsszene geht man hier mit der Wortwahl vorsichtig um und spricht beispielsweise von neuronalen Pfaden sexuellen Verlangens (Pfaus, 2009). Das rührt auch am Kern des alten, von John Eccles und Karl Popper thematisierten Problems des Übergangs von Materie und Geist, also der Modalitäten jener Transformation, die aus dem entsprechenden biologischen Substrat das Psychische generiert (Popper & Eccles, 1982).

Diese nicht zuletzt auch für die Sexologie substantielle Frage der körper-psychischen Transitionen bezieht sich dabei wesentlich auf psychische Qualitäten sexuellen Erfahrens und Verhaltens. Das betrifft nicht nur sexuelles Verlangen und sexuelle Lust, sondern auch Ethik und Kognition. Letzteres hat eng mit Fragen zu Sex Robotik und transhumaner Sexualität zu tun und steht mit sogenannten „cortical midline structures“ an den Innenregionen der Hirnhemisphären (Han et al., 2016) sowie mit präfrontalen Hirnstrukturen in Zusammenhang. Diese Bereiche tauchen (erwartungsgemäß) auch in der Neuro-Sexologie auf, wo beispielsweise orbitofrontale (midline structures) Prozesse mit Sex und Schönheit verschränkt sind (Ishai, 2007) und präfrontale mit sexuellen Exekutivfunktionen (Spinella, 2007).

Das bedeutet nun aber nicht nur, dass Sexualität extrem eng mit dynamischen neuronalen Netzwerksystemen verbunden ist, sondern dass wir es hier mit höchst nuancierten und variationsreichen psychischen Qualitäten zu tun haben, die zu einer typisch humanen Einheit verschmelzen, was das Ich in seinem So-Sein (wahrscheinlich) so einzigartig macht. Genau dies dürfte aber der entscheidende Unterschied zur künstlichen Intelligenz sein.

Nun stellt sich die Frage der Vergleichbarkeit oder sogar Analogie von neuronalen und digitalen Netzwerken als (angenommene) Basis von menschlicher und artifizieller Intelligenz. Verglichen mit der boomenden Forschung zu Brain-Computer-Interfaces, ist es um dieses für die Sexologie ausgesprochen relevante Problem eher ruhig geworden – vielleicht auch weil der pragmatische Nutzen von Schnittstellen unmittelbar höher sein dürfte und diese Interfaces zudem (wenn auch immer noch schwierig) leichter zu beforschen sind.

Ein Wort von Gerald Edelman (2006) ließ die damit befasste Szene aufhorchen: Das menschliche Gehirn sei kein biologischer Computer. Was Edelman pointiert zusammenfasst, bedeutet, dass Hirn und Maschine völlig anderen Gesetzmäßigkeiten folgen. So trägt z.B. jeder Zellkern den gesamten Chromosomensatz und „weiß“ also von der Gesamtheit des Organismus. Analoges gibt es bei Maschinen nicht. Ebenso wie das Prinzip der Neuroplastizität und der mit ihr verbundenen kreativen, anpassungsfähigen und Ich-typischen Lernprozesse. Maschinen – auch „lernfähige“ – sind anders: während mit immensem Aufwand AI-Systeme simple Lernfähigkeit erreichen, ist das Phänomen „Lernen“ dem menschlichen Gehirn als Wesensmerkmal eingeboren.

Ein massiver Unterschied zwischen humanen und artifiziellen Intelligenzsystemen – und das dürfte für Intimität und Sexualität von höchster Relevanz sein – liegt im Modus der Informationsverarbeitung. Elektronische Tools bleiben – trotz komplexer Modulbildungen – auf *einer* qualitativen Ebene, eben jener elektronischer Prozesse. (Freilich folgen Quantencomputer anderen Gesetzmäßigkeiten wie etwa „Superposition“ oder „Entanglement“, was eine neue sexologische Diskussion vom Zaun bricht). Das menschliche neuronale System aber generiert sensorische Wahrnehmungen und Empfindungen über zwei humantypische qualitative Transformationen. Zum Beispiel: Berührung erogener Zonen löst zunächst an den sensorisch spezialisierten Rezeptoren eine Umsetzung der mechanischen Information (Berührung) auf neuronale, elektrochemische Information aus. Das können wir noch nicht spüren, obwohl unser Organismus diese Information komplex aufbereitet. Am somatosensorischen Kortex des Lobus parietalis kommt es dann (bis heute sind die Mechanismen unklar) zur Transformation der neuronalen Information: die psychische Wahrnehmung entsteht – hier aber noch ohne subjektive Bedeutung, ohne erfahrene Lust, ohne erotisches Erleben. Dazu braucht es qualitativ spezialisierte Areale wie etwa das oben angesprochene limbische System.

Vergleichbares ist Maschinen fremd. Das wohl einzig Ähnliche ist der Rezeptor, der Information systemadäquat umsetzt. Und genau das ist auch der Grund, warum Forschung zu Brain-Computer-Interfaces so erfolgreich ist: hier passen Prinzipien zusammen. Der im Hinblick auf Erotik, Intimität und Liebe (vermutlich) größte Unterschied betrifft eine Art „qualitative Niveaus“. Im Klartext: die Berührung erogener Zonen kann – zumindest wenn wir nur auf der mechanischen Informationsebene bleiben, ohne weiteres auch von Maschinen geleistet werden. So gibt es beispielsweise Sexrobs, die auf die Berührung bestimmter „vaginaler“ Zonen humanoid mit „Stöhnen“ reagieren, was durch Regelkreise gesteuert ist.

Tieferes Interesse aneinander, das etwa Weltanschauungen oder kreative Visionen einbindet, gelingt maschinell

(zumindest bislang) nicht. Sexroboter können sich zwar Inhalte wie Lieblingsgerichte merken oder stimulierende Phrasen erkennen und reproduzieren, sie haben dabei aber keine menschlich-analoge Eigenleistung. Je mehr wir in die Tiefen dessen gehen, was die Mystik intimer Zweisamkeit ausmacht, um so mehr rückt maschinell Machbares aus dem Horizont. Das ist aber auch was Hersteller immer wieder betonen: eine Alternative – kein Ersatz.

Quantenbewusstsein, „Trans“ & „Iso“

Im Gespräch mit dem Autor gab der Stanford-Professor und Entdecker der „Pille“, Carl Djerassi, einmal zu Denken: die Technik investiert Milliarden, um Motoren nur ein bisschen effizienter und umweltverträglicher zu machen, die Möglichkeit, am Treibstoff anzusetzen, bliebe in der Diskussion aber auf der Strecke.

Hier zeigt sich eine gewisse Analogie zum Bereich des Affective Computing. Immense Kapazitäten gehen in die Entwicklung von Sensorsystemen zur Erfassung von Daten und in deren Verarbeitung mit dem Ziel, maschinelle Reaktionen möglichst typisch an menschliche Charakteristika anzupassen. Diese Schnittstellen finden auf einer Makroebene des Verhaltens statt. Dabei bleibt die Frage, ob nicht gerade im Mikrobereich natürliche Analogien gegeben sein könnten, völlig auf der Strecke. Genau diese Frage betrifft aber das oben im Zusammenhang mit Popper und Eccles angesprochene Leib-Seele-Problem, das heute in interdisziplinäre Bereiche führt, die Nicht-Eingeweihte eher an Science Fiction erinnert.

Die Rede ist hier von Quantenbewusstsein (Jahn & Dunne, 2012), das auch als ontologische Brücke zwischen subatomaren Welten und der Gesellschaft diskutiert wird (Wendt, 2015). Auf einfache Bilder herunter gebrochen: Fragen zum Bewusstsein werden hier nicht auf phänomenologisch-psychologischer oder neuropsychologischer Ebene, sondern im Metier der Quantenmechanik und Quantenfelder diskutiert, was letztlich auch die Theorie eines „Dritten“, das weder Geist noch Materie ist, sondern ein „essentielles Interface“ auf tiefster Ebene, das zudem als Generator von Geist *und* Materie gesehen wird (Mastnak, 2013), inkludiert.

Hier ist im Hinblick auf Sexualität zunächst Vorsicht geboten. Denn was spannend klingt, läuft Gefahr, schnell in der esoterischen Szene vereinnahmt zu werden, wobei dann meist von dem, was terminologisch dahinterstehen könnte, nicht mehr viel übrig bleibt. Da liest man von der Quantenmechanik des tantrischen Sex ebenso wie vom Quanten-Sex als „Science of Intimacy, Love and Sex“

(vgl., <http://quantumsex.co.uk>), wobei viele Ideen nicht gänzlich von der Hand zu weisen sind – im Gegensatz dazu allerdings, wie leichtfertig hier oft mit Wahrheitsanspruch amalgamiert wird.

Dennoch: diese Domäne hat Innovationspotenzial. Interdisziplinäres Vorgehen führt hier zu einem neuartigen holistischen Modell von Welt, in dem der Begriff der Seele wieder in die Naturwissenschaften einzieht (Ceylan et al., 2017) und biologische Evolution (zumindest in gewissem Sinne) voraussagbar wird (Torday, 2018). Genau auf diesen tiefen subatomaren Ebenen kommen sich die Substanz von Mensch und Maschine aber erstaunlich nahe. Das impliziert eine gewisse „Seelenverwandtschaft“, womit die Frage nach Affective Computing aber auch anders gestellt werden müsste: „Quantum Neurophysik“ als Brücke zwischen der sogenannten leblosen Materie und der menschlichen Psyche (Tarlaci & Pregnotato, 2016).

Auf dieser tiefen Ebene könnten wir sogar – mit aller Vorsicht gegenüber vorschnellen Implikationen – von einem gewissen Iso-Prinzip, das Mensch und Maschine verbindet sprechen, was allerdings in völlig anderen Bahnen verläuft, als die Main Streams im Affective Computing. Hier kommen sich auch Parapsychologie, Quantenphysik, Mythen zur Erschaffung der Welt und transhumane Beziehungen erstaunlich nahe – von völlig anderer Art allerdings als das sich mühsame Herantasten an Feedback-Mechanismen, die humanoide Reaktionen rudimentär hervorbringen.

Aus sexologischer Perspektive betrifft das nun aber nicht nur Mensch und Maschine, sondern auch das Gefüge Mensch-Mensch. Damit bekommen etwa erotische Empfindungen einer magisch-mystischen Ich-Verschmelzung eine neue Basis, was freilich keineswegs wieder neue Reduktionismen einführen will. Damit bekommt aber auch das Moment von Übergängen und Schnittstellen, von Interfaces und Transitionen ein neues Fundament. Wobei freilich auch hier die Theorie nicht das ersetzen darf, was sie darstellt. Konkret: von Physik und Quantenphysik hat die breite Bevölkerung (zu Recht) meist hohen Respekt – um sie zu durchdringen müsse man, so die Mähr, fast übermenschliche Fähigkeiten haben. Damit färbt der Nimbus der Theorie auf das ab, was sie repräsentiert, und Quantenfelder (hier mehr als eine Chiffre verwendet) werden zu etwas „zwangsläufig Trockenem“, was aber an ihrer Wirklichkeit (so die Ansicht des Autors) empfindlich vorbei geht.

Quantum mind und *quantum consciousness* könnten jedoch zu einer neuen Perspektive in der Sexologie werden, zu einer Perspektive, deren Grenzen unabsehbar sind: Intimität, Liebe, Einfühlung, innere Verbindung, erotische Energie, Synchronizität – Quantenbewusstsein könnte hier mehr sein als ein Erklärungsmodell: es könnte (falls die Theorie stimmt) zur Entdeckung einer

ontologischen Quelle von Erotik und Sexualität werden (womit wir aber sehr weit in die Zukunft und in hypothetische Räume greifen).

Vom Seximplantat zum transhumanen Sex

Der Begriff „Ersatzteilmedizin“ kritisiert als unmissverständlich abwertender Terminus eine im Hinblick auf systemische Prozesse ignorante Medizin, die davon ausgeht, ein von Krankheit befallener Teil könne einfach ausgetauscht werden. Andererseits darf freilich der enorm hohe Nutzen solcher „Ersatzteile“ für Patienten nicht heruntergespielt werden. Wobei – und das relativiert die Absolutheit einer Ersatzteilideologie – in vielen Fällen Maßnahmen, die den gesundheitlichen Benefit erhalten, erforderlich sind; so zum Beispiel die Reduktion primärer kardiovaskulärer Risikofaktoren nach Setzung eines koronaren Bypasses. Und in manchen Feldern ist additives Training sogar notwendig, um Ergebnisse zu optimieren, so etwa bei Cochlea-Implantation (Petersen et al., 2009).

Solche Implantate gibt es nun auch für das Gehirn, etwa in der neurologischen Langzeitrehabilitation (Krucoff et al., 2016) oder um Menschen, die krankheitsbedingt ihre Fähigkeit, verbal zu kommunizieren, verloren haben, durch Brain-Computer-Interface-Implantate das Sprechen – zumindest in gewissem Maß – zurück zu geben (Vansteensel et al., 2016). Trends gehen vor allem in motorische Bereiche und die Reparatur von Neuronen. Dabei nehmen Tierstudien und Einzelfallstudien am Menschen ein breites Feld ein und vieles ist noch weit davon entfernt, als klinischer Standard anerkannt zu sein.

Hirn-Implantate greifen aber auch in psychische Domänen wie das Gedächtnis ein. Solche Entwicklungen rufen die Frage aufs Tapet, was nun eigentliches Selbst und was Implantat ist: „Did my brain implant make me do it?“ (Klaming & Haselager, 2013). Das bringt im gleichen Atemzug auch die Frage auf, was Authentizität und was Fremdbestimmung ist, was einen gewissermaßen zu einem Alien werden ließe (Kraemer, 2013). Entscheidend ist dabei allerdings die gezielte Modulation, die sich vom bloßen Triggern eines Impulses unterscheidet – so wie zum Beispiel bei den klassischen Versuchen, in denen über Elektroden die Amygdala der Katze gereizt und damit Aggressionsverhalten ausgelöst wurde.

Von der Motorik über das Gedächtnis liegt es nahe, dass BCIs [Brain-Computer-Interface] auch gezielt in das limbische System eingreifen können. Eine neue Generation dürfte hier bereits in den Startlöchern stehen. Damit steht aber auch der Weg offen, das Sexualverhalten

modulieren zu können, im pathologischen Bereich etwa die Hyper- und Hyposexualität¹ oder für die Betroffenen äußerst belastende PGAD (Persistent genital arousal disorder), was heute teils durch periphere Neuromodulation behandelt wird (Gaines et al., 2017).

Die Möglichkeiten bleiben allerdings nicht bei klinischen Indikationen stehen. So ist es grundsätzlich denkbar, ähnlich wie unter Drogenkonsum oder durch Einfluss auf Neurotransmitter, sowohl qualitativ als auch quantitativ in sexuelles Verhalten und Empfinden einzugreifen, also eine Neukomposition sinnlich-erotischen Erfahrens zu ermöglichen. Damit würde aber etwas typisch Menschliches, das sich über die humane Evolution gebildet hat, zum Objekt der Manipulation. Ob das noch zur Sexualkultur gehört oder eine neue Ära transhumaner Sexualität einläutet, ist eine humanphilosophische und medizinethisch brisante Frage.

An diesem Punkt angelangt wird aber auch Sex mit Robotern erneut Thema. Wenn es gelingt, Sexualempfinden und Beziehungserleben willkürlich so zu nuancieren, wie man etwa ein Foto vom Farbton und der Farbtintensität her bearbeiten kann, dann gewinnt die Idee von Mensch-Maschinen-Konvergenz neu an Bedeutung. Sexuelle Lust und Befriedigung würde in diesem Kontext den evolutionären Rahmen sprengen und wir könnten uns selbst so transformieren, wie wir uns ein sexuelles Optimum erträumen.

Résumé und Visionen

An dieser Schwelle zu Zukunftsvisionen endet dieses Traktat zur interdisziplinären und futurologischen Sexologie. Was heute noch wie Science Fiction klingt, dürfte allerdings, wenn Entwicklungen in ähnlichem Tempo weiter gehen, in vielleicht 10 Jahren machbar sein. Sexrob-Insider sprechen etwa davon, dass 2025 Sex mit pseudo-humanoiden Maschinen normal sein werde. Und dabei sind Argumente nicht aus der Luft gegriffen, sondern orientieren sich an technischen Entwicklungen und Verkaufstrends.

Der Problemkreis humane Natur einerseits und duale Generierung von Pseudomenschen – also Maschinen mit menschenähnlicher Charakteristik ebenso wie die Metamorphosen des Menschen durch implantierte Devices – andererseits gewinnt durch das technologische und soziale Wandlungstempo an Schärfe. Dazu lässt sich

¹ Vergleiche hierzu den Beitrag von Melanie Büttner „Als würde ich wieder vergewaltigt“ – Die sexuellen Probleme von Menschen mit sexuellen Gewalterfahrungen“ in diesem Heft.

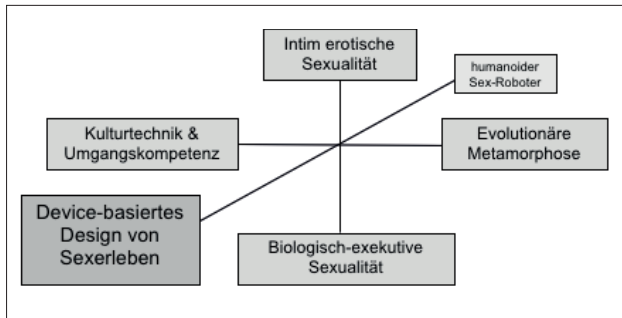


Abb. 1: Dreidimensionales Theoriegerüst zukünftiger Entwicklungstrends

ein dreidimensionales Theoriegerüst entwickeln, das ganzheitlich interaktiv zu verstehen ist (vgl. Abb. 1).

Die erste Dimension spannt sich zwischen den Polen funktionaler sexueller Befriedigung und hoch nuancierter, individuell einmaliger Intimität aus. Wobei sexualpsychologisch gesehen sich diese Modi in ein und derselben Person nicht unbedingt ausschließen müssen, wenn auch ausschließen können. In der zweiten Dimension steht auf der einen Seite die Entwicklung von humanoiden Wesen mit artifizierter Intelligenz, Emotion und Sexualität, teils auch als Wesen, das über Interfaces so handelt, wie es sich das Individuum wünscht. Auf der anderen Seite steht der bio-technologisch modifizierte Mensch, der etwa sein Orgasmusempfinden beliebig verlängern kann oder der, ähnlich einem Künstler, der kreativ ein Selbstportrait malt, die Qualität seines sexuellen Empfindens kreieren kann. Die dritte Dimension schließlich betrifft die kontroversen Positionen, dass trotz aller Entwicklung Mensch und Maschine zwei getrennte Entitäten beleiben und der Mensch auch weiterhin volle Kontrolle über die Maschine habe (was heute allerdings bereits fraglich geworden ist). Auf der anderen Seite stellt sich die Frage, inwieweit der Mensch hier in die Evolution eingreift und eventuell über epigenetische Mechanismen massiv und vielleicht auch irreversibel an der Metamorphose seiner Spezies Hand anlegt.

Auf den Boden des Individuellen gebracht, rücken zwei Lichtkegel ins Zentrum: hedonistisch-artifizielle Modulation von Erotik und sexueller Lust oder das entdeckende Erschließen sexueller Erfüllung nach dem, was die Genetik einem in die Wiege gelegt hat. Das, wovon dieser Artikel handelt, wird (vermutlich) Sexualtherapien vor massive medizinethische und Sexualpädagogik vor ebensolche humanphilosophische Herausforderungen stellen. Und es wird in die forensische Psychiatrie bei Sexualverbrechen ebenso eingreifen wie in die Frage von Sexualität in den Religionen. Es lässt sich ein Spannungsfeld vermuten zwischen der Modulation sexueller Lust durch Brain-Chips, Oxytocinpumpen und getaketen Triggern von Endocannabinoid-Ausschüttung auf der einen Seite und der Erotik, die etwa tief empfunderer spi-

ritueller Liebe entspringt, auf der anderen. Sexologie wird hier mehr und mehr ein Seismograph dessen werden, was am Menschen noch menschlich, was transhuman und was artifiziert ist.

Literatur

- Baird, A.D., Wilson, S.J., Bladin, P.F., Saling, M.M., Reutens, D.C., 2007. Neurological control of human sexual behaviour: Insights from lesion studies. *Journal of Neurology, Neurosurgery & Psychiatry* 78 (10), 1042–1049. DOI: 10.1136/jnnp.2006.107193
- Borg, C., Hinzmann, J., Heitmann, J., de Jong, P.J., 2018. Disgust toward sex-relevant and sex-irrelevant stimuli in pre-, early, and middle adolescence. *Journal of Sex Research* [Epub ahead of print]. DOI: 10.1080/00224499.2018.1445694
- Calvo, R., D’Mello, S.K., Gratch, J., Kappas, A., 2015. *The Oxford Handbook of Affective Computing*. Oxford University Press, Oxford/New York.
- Cambria, E., 2016. Affective computing and sentiment analysis. *IEEE Intelligent Systems* 31(2), 102–107. DOI: 10.1109/MIS.2016.31
- Campaign, 2018. Campaign to End Loneliness. <https://www.campaigntoendloneliness.org/about-the-campaign/>
- Ceylan, M.E., Dönmez, A., Ünsalver, B.Ö., Evrensel, A., Kaya Yertutanol, F.D., 2017. The soul, as an uninhibited mental activity, is reduced into consciousness by rules of quantum physics. *Integrative Psychological & Behavioral Science* 51 (4), 582–597. DOI: 10.1007/s12124-017-9395-5
- Comminos, A.N., Wall, M.B., Demetriou, L., Shah, A.J., Clarke, S.A., Dhillo, W.S., 2017. Kisspeptin modulates sexual and emotional brain processing in humans. *The Journal of Clinical Investigation* 127 (2), 709–719. DOI: 10.1172/JCI89519
- Devin, K., 2017. In defence of sex machines: why trying to ban sex robots is wrong. <https://www.gold.ac.uk/news/kate-devlin-the-conversation-sex-robots/>
- D’Mello, S., Calvo, R.A., 2013. Beyond the basic emotions: What should affective computing compute? In: *CHI 2013 Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems*, 2287–2294. Paris. DOI: 10.1145/2468356.2468751
- Edelman, G.M., 2006. *Second Nature: Brain Science and Human Knowledge*. Yale University Press, New Haven, CT.
- Friedman, H.L., Hartelius, G. (Hrsg.), 2013. *The Wiley Blackwell Handbook of Transpersonal Psychology*. John Wiley & Sons, Chichester, UK.
- Gaines, N., Odom, B.D., Killinger, K.A., Peters, K.M., 2017. Pudental neuromodulation as a treatment for persistent genital arousal disorder – A case series. *Female Pelvic Medicine & Reconstructive Surgery* [Epub ahead of print]. DOI: 10.1097/SPV.0000000000000435
- Han, H., Chen, J., Jeong, C., Glover, G.H., 2016. Influence of the cortical midline structures on moral emotional and motivation in moral decisionmaking. *Behavioural Brain Research*, 302, 237–251. DOI: 10.1016/j.bbr.2016.01.001
- Hughes, M.A., 2014. Engineering braincomputer interfaces: past, present and future. *Journal of Neurosurgical Science* 58 (2), 117–123.
- Isaacson, R.L., 1982. *The Limbic System*. Springer Science+ Business Media, New York.

- Ishai, A., 2007. Sex, beauty and the orbitofrontal cortex. *International Journal of Psychophysiology* 63 (2), 181–185. DOI: 10.1016/j.ijpsycho.2006.03.010
- Jahn, R.G., Dunne, B.J., 2012. *Quirks of the Quantum Mind*. ICRL Press, Princeton, NJ.
- Kasashima-Shindo, Y., Fujiwara, T., Ushiba, J., Matsushika, Y., Kamatani, D., Liu, M., 2015. Braincomputer interface training combined with transcranial direct current stimulation in patients with chronic severe hemiparesis: Proof of concept study. *Journal of Rehabilitation Medicine* 47 (4), 318–324. DOI: 10.2340/16501977-1925
- Klaming, L., Haselager, P., 2013. Did my brain implant make me do it? Questions raised by DBS regarding psychological community, responsibility for action and mental competence. *Neuroethics* 6 (3), 527–539. DOI: 10.1007/s12152-010-9093-1
- Koscik, T., Bechara, A., Tranel, D., 2009. Sexrelated functional asymmetry in the limbic brain. *Neuropsychopharmacology* 35 (1), 340–341. DOI: 10.1038/npp.2009.122
- Kraemer, F., 2013. Me, myself and my brain implant: Deep brain stimulation raises questions of personal authenticity and alienation. *Neuroethics* 6 (3), 483–497. DOI: 10.1007/s12152-011-9115-7
- Krucoff, M.O., Rahimpour, S., Slutzky, M.W., Edgerton, V.R., Turner, D.A., 2016. Enhancing nervous system recovery through neurobiologics, neuroal interface training, and neurorehabilitation. *Frontiers in Neuroscience* 10, 584. DOI: 10.3389/fnins.2016.00584
- Löwgren, J., Stolterman, E., 2004. *Thoughtful Interaction Design. A Design Perspective on Information Technology*. MIT Press, Cambridge, MA.
- Mastnak, W., 2013. Subatomare Bewusstheit und Musiktherapie. Quantenphysikalische Hypothesen zur psychosomatischen Wirkung von Musik. *Musik- Tanz- und Kunsttherapie* 24 (4), 174–187. DOI: 10.1026/0933-6885/a000145
- Michel, C., 2018. Sex-Tech: Können Roboter im Bett den Menschen ersetzen? <https://www.wired.de/article/sex-tech-koennen-roboter-im-bett-den-menschen-ersetzen>
- Petersen, B., Mortensen, M., Gjedde, A., Vuust, P., 2009. Reestablishing speech understanding through musical ear training after cochlear implantation. *Annals of the New York Academy of Sciences* 1169 (1), 437–440. DOI: 10.1111/j.1749-6632.2009.04796.x
- Pfaus, J.G., 2009. Pathways of sexual desire. *The Journal of Sexual Medicine* 6 (6), 1506–1533. DOI: 10.1111/j.1743-6109.2009.01309.x
- Picard, R., 1995. *Affective Computing*. MIT Media Laboratory Perceptual Computing Section Technical Report No. 321, <https://affect.media.mit.edu/pdfs/95.picard.pdf>
- Picard, R.W., 2003. Affective computing: challenges. *International Journal of Human-Computer Studies* 59 (1–2), 55–64. DOI: 10.1016/S1071-5819(03)00052-1.
- Popper, K., Eccles, J., 1982. *Das Ich und sein Gehirn*. Piper, München.
- Rhodes, J.E., O'Neill, N.D., Nel, P.W., 2018. Psychosis and sexual abuse: An interpretative phenomenological analysis. *Clinical Psychology and Psychotherapy* [Epub ahead of print]. DOI: 10.1002/cpp.2189
- Richardson, K., 2017. Computerliebe. <https://www.zeit.de/2017/46/kathleen-richardson-silikonpuppen-anthropologin>
- Saito, Y., Kubicky, M., Koerte, I., Otsuka, T., Rathi, Y., Niznikiewicz, M.A., 2018. Impaired white matter connectivity between regions containing mirror neurones, and relationship to negative symptoms and social cognition, in patients with first-episode schizophrenia. *Brain Imaging and Behavior* 12 (1), 229–237. DOI: 10.1007/s11682-017-9685-z
- Schmidt, C., Morris, L.S., Kvamme, T.L., Hall, P., Birchard, T., Voon, V., 2017. Compulsive sexual behavior: Prefrontal and limbic volume and interactions. *Human Brain Mapping* 38 (3), 1182–1190. DOI: 10.1002/hbm.23447
- Spinella, M., 2007. The role of prefrontal systems in sexual behavior. *The International Journal of Neuroscience* 117 (3), 369–385. DOI: 10.1080/00207450600588980
- Stiehl, W.D., Breazeal, C., 2005. Affective touch for robotic companions. In: Tao, J. et al. (Hg.), *Affective Computing and Intelligent Interaction*. Springer, Berlin/Heidelberg, 747–754.
- Suschinsky, K.D., Chivers, M.L., 2018. The relationship between sexual concordance and orgasm consistency in women. *Journal of Sex Research* [Epub ahead of print]. Doi: 10.1080/00224499.2018.1426713
- Tao, J., Tan, T., Picard, R.W., 2005. *Affective Computing and Intelligent Interaction*. Springer, Berlin/Heidelberg.
- Tarantola, A., 2017. Robot caregivers are saving the elderly from lives of loneliness. Tomorrow's supportbots will help old folks stay mentally and socially engaged. <https://www.engage.com/2017/08/29/robot-caregivers-are-saving-the-elderly-from-lives-of-loneliness/?gucounter=1>
- Tarlaci, S., Pregolato, M., 2016. Quantum neurophysics: From non-living matter to quantum neurobiology and psychopathology. *International Journal of Psychophysiology* 103, 161–173. DOI: 10.1016/j.ijpsycho.2015.02.016
- Torday, J.S., 2018. Quantum mechanics predicts evolutionary biology. *Progress in Biophysics and Molecular Biology*. [Epub ahead of print]. DOI: 10.1016/j.pbiomolbio.2018.01.003
- Van Petegem, S., Brenning, K., Baudat, S., Beyers, W., Zimmer-Gembeck, M.J., 2018. Intimacy development in late adolescence: Longitudinal associations with perceived parental autonomy support and adolescents' selfworth. *Journal of Adolescence* [Epub ahead of print]. DOI: 10.1016/j.adolescence.2018.03.008
- Vansteensel, M.J., Pels, E.G.M., Bleichner, M.G., Branco, M.P., Denison, T., Ramsey, N.F., 2016. Fully implanted brain-computer interface in a locked-in patient with ALS. *The New England Journal of Medicine* 375 (21), 2060–2066. DOI: 10.1056/NEJMoa1608085
- Weber, S., 2015. Bald gibt es eine Sex-Puppe, die sprechen und „denken“ kann. <https://www.wired.de/collection/tech/die-sex-puppe-harmony-soll-auch-intellektuelle-bedurfnisse-befriedigen>
- Wendt, A., 2015. *Quantum Mind and Social Science. Unifying Physical and Social Ontology*. Cambridge University Press, Cambridge, UK.
- Yuan, H., He, B., 2014. Brain-computer interfaces using sensorimotor rhythms: current state and future perspectives. *IEEE Transactions on Biomedical Engineering* 61 (5), 1425–1435. DOI: 10.1109/TBME.2014.2312397

Autor

Wolfgang Mastnak, Univ.-Prof. Dr. Dr. Dr., Klinikum der Tongji Universität Shanghai, University of Mauritius, Hochschule für Musik und Theater München, e-mail: wolfgang.mastnak@hmtm.de

„Du siehst mich einfach nicht“ – negative Interaktionen und Emotionen im Hannover-Modell der Sexualtherapie*

Monika Christoff und Norbert Christoff

„You just don't see me“ – Negative Interactions and Emotions in the Hanover Model of Sex Therapy

Abstract

This article deals with fundamental considerations on sex therapy regarding the situation of sexually dysfunctional patients. The newly developed Hannover-approach of sex therapy – a trans-diagnostic and disorder-specific approach in understanding and treating sexual problems – is described which is based on maladaptive emotion schemes and dysfunctional interaction cycles in the dyadic relationship. Essential components of the sextherapeutic change process like activation, irritation, and transformation of negative interaction cycles and the therapeutic „emotion compass“ are exemplified by two sequences from treatment sessions with a couple suffering from a loss of sexual desire.

Keywords: Hannover Model of sex therapy, Maladaptive partnership processes, Negative interaction cycles, Integrated disorder-specific and trans-diagnostic approach, Emotion focus

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Ausgangslage von Paaren, die sexualtherapeutische Hilfe suchen, und den daraus resultierenden Grundüberlegungen zu sexualtherapeutischer Behandlungstechnik. Der neu entwickelte Hannoversche Ansatz mit einem an der maladaptiven Paarinteraktion und Emotionalität im Paar ausgerichteten Symptomverständnis sexueller Dysfunktionen und seinem entsprechend störungsorientierten und störungsübergreifenden Vorgehen wird vorgestellt. Anhand zweier Gesprächssequenzen aus einer Paarbehandlung sexueller Unlust werden wesentliche Bestandteile des sexualtherapeutischen Veränderungsprozesses wie dem „Schmerzkompass“ zu folgen und negative Interaktionszyklen im Paar zu aktualisieren, zu irritieren und zu transformieren, erläutert.

Schlüsselwörter: Hannoverscher Ansatz der Sexualtherapie, maladaptive partnerschaftliche Prozesse, negative Interak-

tionszyklen und Symptombildung, störungsorientiertes und störungsübergreifendes Symptomverständnis, Emotionsfokussierung

Die Ausgangslage einer Sexualtherapie

Vergegenwärtigen wir uns die Ausgangslage, mit der wir bei Paaren mit sexuellen Störungen konfrontiert werden: Ein Patientenpaar beschreibt uns ein sexuelles Problem, das wir zunächst störungsorientiert gemäß ICD und formalen Beschreibungskriterien möglichst genau zu diagnostizieren suchen. Meist lässt sich das sexuelle Symptom relativ explizit bei einem der beiden Partner verorten. Bei den aufrechterhaltenden Bedingungen, so wissen wir nicht zuletzt seit Masters & Johnson, gibt es aber keinen unbeteiligten Partner. Und so erleben es auch die meisten Paare, die uns konsultieren. Die gemeinsame Sexualität ist in eine Sackgasse geraten, voller emotionaler Belastungen oder findet schlicht nicht mehr statt, weil sich beide Partner zueinander in einem Vermeidungsmodus befinden.

Zu uns in die Sexualtherapie kommen Paare oft erst dann, wenn die Verzweiflung und der Leidensdruck ihre partnerschaftliche Bindung unterminiert und erodiert haben, und alle persönlichen Ressourcen, oft auch professionelle Hilfe (von Ärzten, Heilpraktikern und Psychotherapeuten), vergeblich ausgeschöpft sind. Viele Paare, die sich bereits professionellen Rat gesucht haben, fühlen sich mit ihrem sexuellen Problem wieder auf sich zurückgeworfen, haben gehört: „kein Befund“, „nicht mein Metier“, „es wird schon wieder werden“.

Diese Paare haben irgendwann den Weg von ihrem Alltag in eine erotische Welt aus den Augen verloren, fühlen sich mit ihren mehr oder auch weniger ausgesprochenen Ansprüchen – an sich, ihre Beziehung und ihre Sexualität – überfordert. Die Suggestionen aus den Medien, der Werbung und dem „World Wide Web“, wie es sein sollte und wie es anderen scheinbar mühelos gelingt, tun ihr Übriges dazu. „Warum scheitern gerade wir?“ Dafür muss doch jemand zur Verantwortung gezogen werden. Spätes-

* Vortrag auf der Jahrestagung der DGSMW 2017 in Berlin. Vertiefende Literatur: Hartmann, U. (Hg.), 2017. *Sexualtherapie – ein neuer Weg in Theorie und Praxis*. Springer, Berlin. 2018 als E-Buch erschienen.

tens zu diesem Zeitpunkt verstricken sich die Partner in gegenseitigen Vorhaltungen und Schuldzuweisungen.

Liebespaare werden dann zu erotischen „Streikparteien“, die sich bisweilen erbittert bekämpfen und versuchen, ihre Forderungen auf Kosten der anderen durchzusetzen. Manchmal reichen scheinbar banale Anlässe aus, um „schon wieder“ in Streit zu geraten und sich anschließend resigniert voneinander abzuwenden. Jeder fordert vom andern den ersten Schritt, eine Vorleistung, ein Entgegenkommen, bevor er selbst meint, sich bewegen zu können oder zu wollen. Eine sexuelle Annäherung, ob in der Kommunikation oder Interaktion, ist zum Erliegen gekommen, nicht selten sogar jeglicher Körperkontakt.

Maladaptive partnerschaftliche Prozesse und chronische Frustrationen

Vor dem Hintergrund dieser Ausgangslage des sexualtherapeutischen Prozesses verstehen wir jede Sexualproblematik immer auch als einen symptomatischen Ausdruck maladaptiver und emotional stark negativ belasteter partnerschaftlicher Prozesse, die auf chronische Frustrationen in den grundlegenden Beziehungsbedürfnissen verweisen.

Dies gilt störungsübergreifend für die Erektionschwäche infolge einer Prostataoperation ebenso wie für die infolge eines drängenden, schon länger unerfüllten Kinderwunsches abhanden gekommene Lust auf Sexualität. Warum gelingt es dem ersten Paar nicht, zu einer befriedigenden Sexualität jenseits einer bislang immer zuverlässigen Gliedsteife zu kommen? Warum schafft es das zweite Paar nicht, die Freude am sexuellen Miteinander zu bewahren und der immer stärker werdenden Frustration, „auf natürlichem Wege“ Eltern zu werden, zu trotzen?

Beide Partner bringen in die gemeinsame Beziehung und Sexualität ihre eigenen individuellen (Vor)Erfahrungen, ihre Persönlichkeiten und sexuellen Geschichten, ihre ganz subjektiven Haltungen, Verletzungen und Ängste ein, die den Umgang mit einem akut ausgelösten oder sich langsam einschleichenden sexuellen Problem erleichtern oder aber erschweren können. Häufig lassen individuelle negative Beziehungserfahrungen, die beide in ihre aktuelle Beziehung einbringen, auch ein sexuelles Problem erst entstehen: eine unnachgiebige Leistungsorientierung, eine zwanghafte oder narzisstische Persönlichkeitsakzentuierung oder eine früher erlittene sexuelle Traumatisierung, eine zentrale Verlusterfahrung oder schwere Enttäuschung, die sich durch „Trigger“ unterhalb der Wahrnehmungsschwelle reaktualisieren.

Jedes Paar hat aber auch eine ganz eigene gemeinsame Beziehungsgeschichte. In vergangenen Konflikt- und Krisensituationen sind Ressourcen mobilisiert, Wirksamkeits- und verbindende Erfahrungen gemacht worden. Ebenso gibt es „unerledigte Geschäfte“, die grundsätzlich in der Latenz gehalten, meist dann an die Oberfläche „gezerrt“ werden, wenn neue Herausforderungen die Bewältigungskapazitäten des Paares erschöpfen und überfordern.

Das kann bei unserem ersten Paar der Schock der Prostata-Krebsdiagnose sein, der dadurch „weggeschoben“ werden soll, dass sich die erektile Funktion des Mannes davon unbeeinträchtigt zeigen muss. Unser zweites Paar versucht möglicherweise „eine Flucht nach vorn“, indem die Enttäuschung des unerfüllten Kinderwunsches durch einen bedingungslosen Einsatz beider Partner, „es mit allen Mitteln zu schaffen“ verleugnet wird, und in der derart instrumentalisierten Sexualität Lust und Begehren auf der Strecke bleiben.

Negative Interaktionszyklen und sexuelles Symptomverständnis

Wir haben es also mit Patientenpaaren zu tun, die sich in negativen Interaktionszyklen und maladaptiven emotionalen Schemata verstrickt haben. Die sexuelle Problematik wird in der von Co-Abhängigkeit und Interpunktion aufgeladenen Dynamik eines Teufelskreises durch beide Partner aufrechterhalten und zunehmend verschärft.

Je mehr z.B. der eine den anderen mit seinen Wünschen oder Vorwürfen „verfolgt“, umso mehr zieht sich der andere zurück, und je mehr sich dieser bedrängt fühlt und zurückzieht, um so verzweifelter wird er vom Partner verfolgt. Beide Partner sind zwar mit der „guten“ Absicht unterwegs, zu einer Problemlösung beizutragen, aber beide „verfehlen“ sich auf ihren Lösungswegen und erreichen zunehmend genau das Gegenteil von dem, was sie eigentlich miteinander wollen. Statt sexueller Intimität und liebevoller Gefühle füreinander entstehen mehr sexuelle Distanz und Unzufriedenheit in der Beziehung.

In unserem Ansatz unterscheiden wir aufgrund der zunehmenden Frustrationen von grundlegenden Beziehungsbedürfnissen zwei zentrale negative Interaktionskreisläufe:

1. Den *Identitätszyklus*, wenn es bei der Sexualproblematik des Paares in erster Linie um die beid- und wechselseitige Frustration von Bedürfnissen in Zusammenhang mit der Regulation von Selbstbestimmung, Attraktivität und Anerkennung geht, und
2. den *Bindungszyklus*, wobei hier mehr die enttäusch-

ten Bedürfnisse in Zusammenhang mit der partnerschaftlichen Regulation von Nähe und Distanz, in der gemeinsamen Sexualität von Intimität bei gleichzeitiger Wahrung der Grenzen beider Partner im Vordergrund stehen.

Der sexualtherapeutische Kompass

Da es in einer partnerschaftlichen Interaktion immer, quasi zugleich, sowohl um die Regulation von Nähe und Distanz als auch der Interdependenz beider Partner geht, können ihre Interaktionspositionen zueinander in den Quadranten eines Koordinatensystems bestimmt werden (s. Abb. 1). Mit diesem „verzahnten“ störungsorientierten wie störungsübergreifenden Verständnis der Beziehungsdynamik ist zuerst eine Identifikation des vorherrschenden negativen Interaktionszyklus im geometrischen Raum zwischen Nähe und Distanz („Horizontalachse“) sowie Selbst- versus Fremdbestimmtheit („Vertikalachse“) möglich.

Wir erhalten darüber zudem erste Hypothesen über Art und Richtung der therapeutisch zu induzierenden Veränderungen, die das jeweilige Patientenpaar braucht, um zu einer (sexuell) befriedigeren Interaktion zu kommen. Die Identifikation des für die Aufrechterhaltung der sexuellen Störung hauptsächlich verantwortlichen negativen Interaktionszyklus justiert unseren „Kompass“, mit dem wir den sexualtherapeutischen Pro-

zess steuern und zu den Veränderungszielen des Paares hin navigieren.

Störungsorientiert geht es dabei immer um eine Verbesserung der Sexualproblematik, in dem das Paar konkrete Veränderungsschritte in seiner sexuellen Interaktion selbst bestimmt und ausprobiert. *Störungsübergreifend* geht es um eine Transformation negativer in positivere Interaktionszyklen, die mit einer bedürfnisbefriedigenden Sexualität und einem positiveren Erleben verbunden sind, was den sexual tipping point, also die Bereitschaft des Paares zu sexuellen Aktivitäten innerviert.

Schritte und Aufgaben des sexualtherapeutischen Veränderungsprozesses

Problemaktualisierung

Kommen wir zu den zentralen Schritten und Aufgaben des sexualtherapeutischen Veränderungsprozesses. Zunächst versuchen wir durch eine möglichst konkrete *Problemaktualisierung*, die negativen Interaktionszyklen des Paares in seiner dysfunktionalen sexuellen Interaktion aufzuspüren. Insbesondere das Aufgreifen emotionaler Brennpunkte zwischen den Partnern, sog. Hot-Spots, hilft uns, die maladaptiven emotionalen Schemata, welche immer eine innere Reaktion auf schwerwiegende Frustratio-

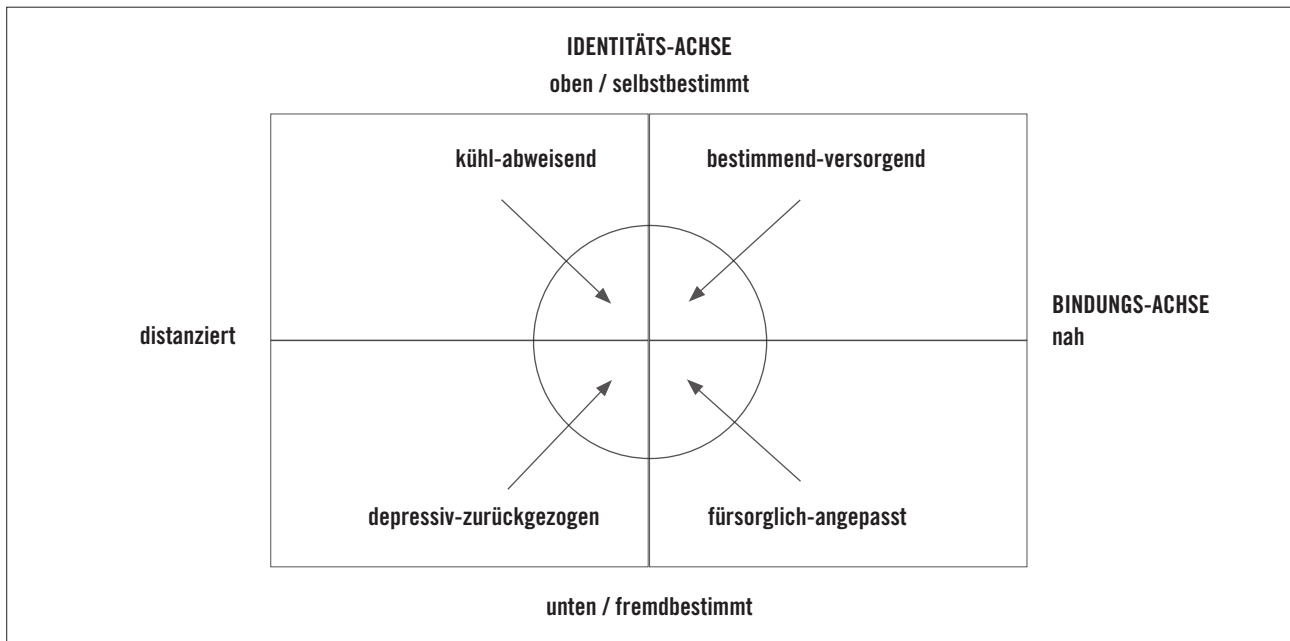


Abb. 1: Koordinatensystem: Interaktionszyklen nach dem Lehrinstitut für Sexualmedizin und Sexualtherapie (LISS) Hannover

nen von Beziehungsbedürfnissen sind, in die Selbst- und Fremdwahrnehmung und das Erleben beider Partner sowie in ihre partnerschaftliche Kommunikation zu bringen.

Mit den gemeinsam mit dem Patientenpaar identifizierten negativen Interaktionszyklen kommt es im Prozess oft schon früh zu spürbarer emotionaler Entlastung, da die sich in einer Endlosschleife befindliche Debatte, wer denn nun schuld an der sexuellen Misere ist, durch eine solche Externalisierung probat gestoppt werden kann. Auf diesem Nährboden können im Übrigen auch ggfs. indizierte symptomspezifische Interventionen wie medikamentöse Optionen, Körpererfahrungsübungen oder Verhaltensexperimente ihre Wirksamkeit besser entfalten und in ihrer Nachhaltigkeit gestärkt werden.

Emotionsfokussierung

Während des sexualtherapeutischen Prozesses achten wir zudem auf eine optimale Emotionalisierung der Beziehungsdynamik, sodass es gelingen kann, die inneren emotionalen Reaktionen beider Partner aufeinander direkt herauszuarbeiten und die Zirkularität des Reagierens auf die Verhaltensweisen des anderen zu stoppen. Manchmal müssen wir „dazwischen gehen“, um das verletzende „Wie Du mir so ich Dir“ zu unterbrechen, beide Partner in ihren inneren Reaktionen spiegeln und empathisch validieren. Bisweilen müssen wir aber auch „Öl ins Feuer gießen“, den Prozess erhitzen, um beide Partner in ihren eingefrorenen, starren Positionen in Bewegung zu setzen.

Denn gerade die inneren Reaktionen, insbesondere die maladaptiven Primäremotionen wie Scham, Schuld und Ängste vor Versagen, Verlassen-Werden oder Ausgeliefert-Sein, werden in negativen Interaktionszyklen von den Partnern irgendwann nicht mehr wahrgenommen, nicht mehr gezeigt oder ausgedrückt, sind verschüttet und ex-kommuniziert. Dies hat zur Folge, dass eine Wiederannäherung beider Partner zunehmend unterbleibt. Beide versuchen, sich auf ihre Art vor weiteren Verletzungen oder Enttäuschungen zu schützen.

Prozessorientierung und Schmerzkompass

Wir sind als Behandler nicht inhalts-direktiv, orientieren uns deswegen auch nicht an bestimmten Entwicklungsvorgaben wie dem „Differenzierungskonzept“ von David Schnarch, noch verordnen wir manualisierte Übungen zur Desensibilisierung sexueller Ängste. Wir arbeiten dagegen *prozess-direktiv*, fokussieren auf emotionale Belastungen, frustrierte Bedürfnisse der Partner und hemmende Faktoren in ihrer partnerschaftlichen Sexualität.

Wir folgen den in die Sitzungen mitgebrachten Problemnarrativen der Patientenpaare, legen die oft inhärenten, d.h. nicht explizierten sexuellen Bedeutungsgehalte frei. Wir konzentrieren auf die sich im Hier-und-Jetzt der therapeutischen Sitzung entfaltende Emotionalität der problematischen Paarinteraktion, die wir konsequent spiegeln und validieren.

Durch diese Emotionsfokussierung, d.h. durch Betonung des sexuellen Erlebens und der durch sexuelle Störungen hervorgerufenen emotionalen Belastungen, stellen wir unser zweites zentrales Navigationsinstrument zur Steuerung des sexualtherapeutischen Prozesses ein. Wir folgen dem *Schmerzkompass*, den uns die Patientenpaare zur Verfügung stellen, d.h. ihren vulnerablen Anteilen, eben ihren unangenehmen Gefühlen, erlittenen Entwertungen oder Verletzungen, um maladaptive emotionale Schemata sukzessive transformieren zu können.

Reframing

Wir externalisieren das Symptom von der personalen auf die interaktionelle Ebene, vollziehen damit ein *Reframing*. Indem wir das sexuelle Symptom gemeinsam mit dem Paar als „Produkt“ ihrer negativen Interaktion begreifen, lösen wir die gegenseitigen mehr oder weniger expliziten Ursachenzuschreibungen und das Defizitdenken der Partner auf. Dies führt nicht nur, wie schon ausgeführt, zur Schuldentlastungen beider Partner, sondern stärkt deren Therapiemotivation und die Bereitschaft, in den Behandlungsprozess zu investieren. Die Patientenpaare gewinnen den Eindruck, dass sich der Sexualtherapeut wirklich dafür interessiert, was „da schief läuft“ und sich für Lösungsoptionen engagiert, ohne alles schon im Vorfeld besser zu wissen.

Wie ausgeführt, spielt die *fortlaufende Aktualisierung, Identifikation und Transformation* maladaptiver emotionaler Schemata eine zentrale Rolle in unserem störungsübergreifenden Ansatz. Wir verwenden die Trias der durch die Psychotherapieforschung bestätigten therapeutischen Prinzipien:

- Verändern durch Erleben
- Verändern durch Verstehen
- Veränderung durch emotional korrigierende Erfahrungen

Mit einer sexuellen Störung verbundene emotionale Belastungen wie z.B. Einsamkeit oder Ohnmacht wird im gesamten Therapieprozess auf die entsprechend frustrierten Grundbedürfnisse beider Partner nach Geborgenheit und Selbstbestimmung bezogen. Auch sich phasenweise im Behandlungsprozess wieder einstellende Frustratio-

nen können so in Zusammenhang gebracht werden mit „Rückfällen“ in alte Beziehungsmuster.

Dieses prozedurale Reframing stärkt die Selbstorganisation des Paares, indem Ressourcen für konstruktive Veränderungen und Lösungen mobilisiert bleiben. Dadurch kann die Zielerreichung durch die Sexualtherapie sowie die Wirksamkeit der therapeutischen Allianz kontinuierlich überprüft und unterstützt werden. Eine Vereinbarung für Refresher-Sitzungen kann die erreichten Ergebnisse dann nachhaltig stabilisieren.

Ein Fallbeispiel

Ein Blick in die Behandlung von Paar H. (beide Anfang 40, verheiratet seit 5 Jahren, ein 5-jähriger Sohn) soll unser sexualtherapeutisches Vorgehen veranschaulichen. Frau H. stellte sich anfangs als Psychotherapiepatientin wegen Depressionen vor, entpuppte sich aber schnell als Symptomträgerin einer sexuellen Dysfunktion: einer sekundären Appetenzstörung bis hin zu sexueller Aversion, die sich schleichend gegenüber ihrem Ehemann entwickelt hatte. Sie mochte sich immer seltener bis gar nicht mehr auf partnerschaftliche Sexualität oder körperliche Nähe einlassen, was sie durchaus vermisste. Sie litt sehr unter der sich zuspitzenden ehelichen Situation. Beide Eheleute bringen in die aktuelle Situation mit.

Zunächst Frau H.:

- Biographisch ist ihre zentrale schmerzhafteste Beziehungserfahrung des „Außen-vor“ von Bedeutung. Ihre Mutter hatte den 3 Jahre jüngeren Bruder vorgezogen. Frau H. fühlte sich immer weniger geliebt und angenommen. Ihre Kindheit war geprägt von Traurigkeit und Einsamkeit. In der Pubertät vertiefte die Mutter Sexualität, besonders die sexuelle Aktivität ihrer Tochter, strafte sie u.a. mit tagelanger Nicht-Beachtung, als deren heimliche nächtliche Kontakte zu jungen Männern aufflogen. Die Patientin war sehr verunsichert, litt unter Scham für ihr eigenes sexuelles Interesse.
- Gleichzeitig hatte Frau H. große Angst vor sexuellen und gewalttätigen Übergriffen durch den Vater. Wenn der getrunken hatte, überzog er sie mit verbalen Anzüglichkeiten. Von der Mutter konnte sie keinen Schutz erwarten, konnte sich nur sicher fühlen über „höllisch Aufpassen“ und vom Vater Abstand halten. Vor der jetzigen hatte sie 3 Beziehungen über max. 3 Jahre. In der letzten hatte sie sexuelle Praktiken mitgemacht, die sie eigentlich nicht mochte, um die Trennung nicht zu riskieren.

- Bei Frau H. finden wir eine depressiv-zwanghafte Persönlichkeitsakzentuierung: sie zieht sich eher passiv zurück, versucht Situationen vorwegnehmend vermeidend zu kontrollieren, ihre Gefühle, Bedürfnisse und sexuellen Bedürfnisse möglichst nicht offen und direkt zu zeigen. Sie fühlt sich vom Begehren ihres Mannes „nicht gemeint“.

Was bringt Herr H. mit?

- Als zentral erwies sich bei ihm die schmerzvolle Erfahrung des Nichtgesehen-Werdens. Herr H. ist der jüngste von 4 Geschwistern, die sich ein Zimmer teilen mussten, in einer sehr großen Familie, wo er lange mitlief, unterging. Ihn bewegt eine große Sehnsucht, schon fast Gier nach Anerkennung, um der Ohnmacht und Kränkung durch die wenige Beachtung und Aufmerksamkeit (von seiner Mutter) zu entgehen. Mit 12 beschloss er: das wird anders. Der Patient wurde ab der Pubertät zum „Ansager“, zum Manipulator, verbarg seine Verletzlichkeit hinter aggressiv-dominantem Gehabe. Auch sexuell schildert er sich als „erfolgreich“, sehr aktiv mit vielen wechselnden Partnerinnen. Außer der Beziehung zu seiner Frau hatte er keine wirklich längere Partnerschaft.
- Bei ihm finden wir eine schizoid-hysterische Persönlichkeitsakzentuierung: er geht vorweg, versucht Situationen argumentativ-definierend zu kontrollieren. Gefühlsäußerungen, auch Sexualität wirken mitunter instrumentalisiert, im Dienste der Bestätigung seiner „Potenz“ und männlichen Dominanz. Er versucht auch seiner Frau gegenüber der „Ansager“ zu sein, verfolgt sie mit seinem Verlangen nach Bestätigung. Er fühlt sich von seiner Frau als erfolgreicher starker Partner „nicht gesehen“.

Zur gemeinsamen Paargeschichte:

Beide kennen sich noch aus der Schule. Sie hatten sich anschließend aus den Augen verloren, vor 10 Jahren wiedertreffend und beschlossen, eine Beziehung einzugehen. Vor 5 Jahren hatte Frau H. sich fast getrennt, als schon einmal die partnerschaftliche Sexualität zum Erliegen gekommen war. Beide hatten sich Affären eingestanden. In dieser Krise hatte Herr H. seine innere Verzweiflung über das Scheitern der Beziehung gezeigt: was habe ich getan – ich will doch nur dich! Frau H. hatte sich dadurch gemeint gefühlt und sich für ihn entschieden, was ihren Mann wiederum bestätigte.

In der prompt folgenden Phase lustvoll befriedigender Sexualität entstand der Sohn. Sie heirateten. Doch nach der Geburt nahm die Lust bald wieder ab. Frau H. fühlte sich außen vor, wenn Herr H. mit dem Sohn

„herumalberte“. Herr H. koalierte mit dem Sohn, wenn der eigentlich ins Bett sollte, um der ‚aller beste Papa zu sein‘ – so entstand u.a. auch weniger gemeinsame Zeit für Paar-Intimitäten.

Symptomverständnis

Was ist hier der negative Interaktionszyklus, der mit der verlorenen Appetenz verbunden ist? D.h.: zu welchem Symptomverständnis kommen wir? Frau H. fühlt sich vom Begehren ihres Mannes „nicht gemeint“ und zieht sich lustlos von ihm zurück. Herr H. ist gekränkt und fühlt sich „nicht gesehen“, will ihr nicht entgegenkommen. Je mehr sie sich mal lustlos resigniert, mal beschwichtigend zurückzieht, umso mehr versucht er, sie „herumzukriegen“, weil er die Bestätigung seiner Attraktivität und Potenz so sehr braucht. So fühlt sie sich nicht gemeint und er sich nicht bestätigt und gesehen.

Beide erleben innerlich Aktualisierungen ihrer zentralen Verletzungen, vor denen sie sich auf ihre Art zu schützen versuchen, durch die sekundären Emotionen bei ihr des passiv-depressiven Rückzugs und bei ihm des manipulativen Bestimmens. In dem Gerangel auf der Ebene des Identitätszyklus um Attraktivität, Bestätigung und Wertschätzung gelingt keine Intimität, besonders keine sexuelle Intimität mehr.

Sexualtherapeutischer Veränderungsfokus

Welche sexualtherapeutischen Veränderungsprozesse braucht das Paar? Wo können Transformationen ansetzen? Der wesentliche veränderungsorientierte Fokus liegt auf den maladaptiven emotionalen Schemata:

- Herr und Frau H. können sich beide ihre Gefühle von Einsamkeit und Angst vor Grenzüberschreitungen, von Kränkung und Ohnmacht nicht eingestehen. Deshalb wird dem Paar immer wieder gespiegelt, wie sie miteinander umgehen – in welche frustrierenden Interaktionskreisläufe sie geraten. Und statt Liebe, Respekt und Bestätigung genau das Gegenteil erreichen, lustlosen Rückzug und drängendes Manipulieren.
- Eine besondere Beachtung finden die unangenehmen, schmerzlichen Emotionen, die den Schmerzkompass einstellen, der den Veränderungsprozessen eine Richtung gibt:
Frau H. wird unterstützt und ermutigt, sich ihrer Angst, außen vor zu sein und benutzt zu werden, zu stellen, sich mit ihrem Gefühl, nicht gemeint zu sein, nicht zurückzuziehen, sondern ihren Mann heraus-

zufordern mit einem erwachsenen „So nicht“, um in späteren Schritten ein eigenes Gefühl davon zu entwickeln, was sie attraktiv findet, wann sie Lust auf ihn hat.

Herr H. wird unterstützt und ermutigt, sich als Teil des sexuellen Paarproblems zu erleben, Wege zu finden, sich mit seinem Schmerz, unbeachtet mitzulassen, zu konfrontieren, sich anerkannt zu fühlen und sich seiner Frau mit seiner Verletztheit sichtbar zu machen, statt sie manipulierend dominierend kontrollieren zu wollen.

Die negativen Emotionen und emotionalen Belastungen werden direkt auf die frustrierten Bedürfnisse und zentralen Verletztheiten beider Eheleute bezogen: dass Frau H. Angst hat – wie früher – beschämt und verletzt zu werden, dass sie enttäuscht ist, von ihrem Mann nicht Respekt und Anerkennung zu erfahren, und dass Herr H. Angst hat – wie früher – nicht gesehen, fremdbestimmt zu werden, dass er verunsichert ist, wenn er von seiner Frau keine Bestätigung erfährt.

Eine Sequenz aus der 3. Behandlungsstunde des Paares

In dieser Sequenz wird der mit der Lustlosigkeit verbundene negative Interaktionszyklus aktualisiert und mit beiden Partnern gemeinsam verstanden und identifiziert.

Beide kommen aufgewühlt in die Stunde.

Herr H.: „Ich fange an. Wir sind eigentlich auf einem sehr guten Weg – wir hatten viele schöne Erfahrungen in letzter Zeit, auch sexuell! Und dann das auf der Herfahrt. Ein Streit wegen meinem schwarzen T-Shirt!“

Therapeutin: „Herr H., Sie sind richtig aufgebracht – und Sie, Frau H.?“

Frau H.: „So war das doch nicht gemeint! – Für andere machst du dich schick, aber zu Hause schlunzt du rum!“

Herr H. an die Therapeutin: „Sie hat das neue Ankleidezimmer eingerichtet. Es gab drei Stapel meiner Sachen: gut – geht – geht gar nicht.“

Frau H. „Ich würde doch nie etwas von dir wegschmeißen, ohne dich zu fragen!“

Herr H.: „Ich habe etwas gesucht, das für heute nicht zu kalt ist und sauber. Und habe mir aus dem dritten Stapel das schwarze T-Shirt genommen. Und das findest du unmöglich!“

(Herr H. macht in Richtung seiner Frau eine niederdrückende Geste)

Beide Partner nehmen zu Beginn dieser Sequenz ihre gewohnten Positionen in der Paarinteraktion ein: er laut aggressiv definierend und dominierend, sie beschwichtigend oder mütterlich meckern.

Die Therapeutin aktualisiert das Problem, legt den Fokus von Anfang an auf die Paarinteraktion und die emotionalen Belastungen der Partner.

Therapeutin: „Sie beide reagieren heute heftig aufeinander. Sie, Frau H., fühlen sich beschämt und vorgeführt, wenn Ihr Mann so energisch vorwurfsvoll Ihnen gegenüber wird und sich bei mir über Sie beschwert. Und Sie, Herr H., ärgern sich sehr. Wenn Ihre Frau Ihnen deutlicher macht, was sie von Ihnen will, nämlich, dass Sie möglichst aus dem ersten Stapel etwas anziehen, fühlen Sie sich, als ob Ihre Frau Ihnen wie einem kleinen Jungen vorschreibt, was Sie anzuziehen haben.“

Frau H.: „Ich fühle mich außen vor, so verlassen – als ob ich alles falsch gemacht hätte.“

Therapeutin: „Sie finden das unfair, ärgern sich über Ihren Mann.“

Die Therapeutin vertieft den emotionalen Prozess, indem sie beginnt, die inneren Reaktionen der Partner aufeinander differenzierter herauszuarbeiten.

Frau H.: „Ja – in dem ersten Stapel waren mindestens 2 Shirts, die er auch hätte anziehen können!“

Therapeutin: „Sie ärgern sich, fühlen sich missachtet und missverstanden?“

Frau H.: „Ich will ihm nicht vorschreiben, was er anzuziehen hat, aber die Sachen aus dem dritten Stapel gehen wirklich nicht mehr!“

Therapeutin: „Bleiben Sie bei Ihrem Ärger: was wollen Sie wirklich!“

Frau H.: „Ich will – (zu ihrem Mann) ich möchte gerne, dass du Sachen aus dem ersten oder zweiten Stapel nimmst! Ja, ich ärgere mich – du stellst mich hier in so ein Licht – ich möchte, dass du dich für mich schick machst! Das hab ich dir schon oft gesagt!“

Therapeutin: „Sie ärgern sich. Sie wollen, dass Ihr Mann sich für Sie attraktiv macht. Und es ärgert Sie, dass er Sie da immer wieder überhört und nicht ernstnimmt. Das ist verständlich.“

Die Therapeutin folgt dem Schmerzkompass zunächst bei Frau H. Sie benennt und spiegelt deren Gefühl von Ärger und bezieht diese auf das frustrierte Beziehungsbedürfnis nach Anerkennung. Die Therapeutin ermutigt Frau H., ihren Ärger in der Sitzung auszudrücken, sodass dieser als innere Reaktion auf das entwertende Verhalten ihres Mannes wahrgenommen werden kann, und validiert das Gefühl.

Die Therapeutin fordert anschließend Herrn H. zu einer Stellungnahme heraus:

Therapeutin: „Ihre Frau will, dass Sie sich für sie schick machen.“

Herr H.: „Und ich will mich wenigstens zu Hause wohlfühlen, mich gehen lassen können!“

Therapeutin zu Herrn H.: „Ich habe den Eindruck, Sie sind ganz schön angefasst. Kann es sein, dass Sie Angst haben, dass wenn Sie das T-Shirt aus dem ersten Stapel anziehen, Sie sich bestimmt und kontrolliert fühlen würden?“

Herr H.: „Ich will das nicht!“

Therapeutin: „Sie wehren sich trotzig. Mir kommt es so vor: Ich unterstütze Ihre Frau gerade, und Sie fühlen sich dadurch, wie in Ihrer großen Familie früher, nicht richtig gesehen, enttäuscht. Ich stelle mir vor, dass Sie oft ganz schön traurig und enttäuscht darüber waren, der Kleinste zu sein, der so mitläuft? Das war sicher frustrierend.“

Herr H. nickt: „Ja, das stimmt. Das tut mir heute noch weh – das ist mir unangenehm.“

Therapeutin: „Und wenn Sie nach Hause kommen und die drei Stapel sehen, fühlt sich das wieder so an.“

Herr H.: „Und ich will nie mehr schwach und klein sein.“

Die Therapeutin spiegelt die sekundär emotionale Trotzhaltung von Herrn H. aufgrund seiner maladaptiven Angst, fremdbestimmt zu werden, wenn er die Erwartung seiner Frau erfüllen würde. Sie vermutet empathisch eine Reaktualisierung seiner vorpubertären Enttäuschung, als Jüngster in der Familie unterzugehen, wenn sie in der Sitzung seine Frau unterstützt, ihrem Wunsch Nachdruck zu verleihen. Herr H. fühlt sich verstanden und öffnet sich für einen Moment mit seinen verletzlichen Gefühlen und dem zentralen Schmerz des Nicht-gesehen-Werdens.

Therapeutin (zu Herrn H.): „Mir scheint, die Angst und der Schmerz, schwach zu sein, blockieren Sie regelrecht, wenn Ihre Frau bei sich ist und Sie mit ihren Wünschen und Bedürfnissen konfrontiert. Sie versuchen, sich durch Starksein und Dominanz von ihr unabhängig zu machen. Und Ihre Frau zieht sich dann ihrerseits frustriert zurück und hat so keine Lust auf Sie!“

Bei beiden nachdenkliches Schweigen. Die Atmosphäre ist weniger aufgeladen.

Die Prozesssequenz endet mit einem Reframing. Die Therapeutin spiegelt die maladaptiven emotionalen Schemata des Paares und stellt die Lustlosigkeit von Frau H. störungsorientiert in den Kontext der problematischen Paarinteraktion. Unmittelbar tritt eine emotionale Entspannung ein, wie sie typisch ist für solche Momente.

Eine Sequenz aus der 6. Behandlungsstunde

Diese spätere Sequenz zeigt, wie Veränderungs- oder Transformationsprozesse initiiert, begleitet und unterstützt werden können.

Das Paar hatte sich als Hausaufgabe vorgenommen, sich zu einer Art „Zwiesgespräch“ zu treffen. Einen Termin dafür hatten sie schon in der letzten Therapiesitzung vereinbart.

Nach der Begrüßung erkundigt sich die Therapeutin interessiert: „Und – haben Sie’s gemacht?“

Beide (zerknirscht): „Nein –“

Frau H. fängt an: „Es lag an mir.“

Herr H. widerspricht: „Nein, ich hatte einen beruflichen Termin reingelegt bekommen.“

Frau H.: „Wir haben auf den nächsten Tag verschoben – aber da konnte ich dann doch nicht. Wir hatten aber mehrere Gespräche zwischendurch, zuletzt gestern Abend. Das ist gut.“

Frau H. nimmt im Vergleich zu den ersten Paargesprächen deutlich eine veränderte Position in der Paarinteraktion ein. Sie beginnt das Gespräch, während Herr H. sich in seiner gewohnten Rolle als Widersprecher präsentiert. Die Therapeutin vermeidet es, in den Rechtfertigungsdialog des Paares einzusteigen, folgt stattdessen der anfänglich wahrgenommenen Zerknirschttheit beider Partner, hinter der sich vermutlich Schamaffekte verbergen.

Therapeutin: „Mich interessiert erst noch: warum haben Sie den Termin eigentlich so nicht gemacht?“

Frau H.: „Ich glaube, ich hatte ein bisschen Angst, dass das dann eskaliert. Hier mit Ihnen fühle ich mich sicherer.“

Die **Therapeutin** fragt nach: „Wie meinen Sie das?“

Frau H.: „Mein Mann wird immer noch oft so laut – ich fühle mich schnell so bedrängt, irgendwie bedroht.“

Herr H.: „Ich würde dir nie wehtun!“

Frau H. an ihren Mann: „Ach, das mit der Schraube – (zur Therapeutin) ich bin dann rausgegangen, weil ich das Gebrüll nicht aushalten wollte – (zu ihrem Mann) als wäre ich dafür verantwortlich, dass die Schraube abgebrochen ist!“

Herr H. zur Therapeutin: „Wir wollten ein Bild aufhängen. Das war schwierig zu machen. Sie dirigiert, wo das Bild hin soll – Sie hat das bessere Auge für sowas – Ich habe mich geärgert, dass mir die letzte Messingschraube abgebrochen ist, die wir noch hatten, und hab geschimpft.“

Frau H. geht dazwischen: „Als wäre das meine Schuld!“

Herr H.: „Das hab ich doch gar nicht gesagt! – Aber als du dann weggegangen bist, fühlte ich mich irgendwie – erniedrigt.“

Frau H. zögert kurz, bleibt bei sich: „Ich mag das nicht, wenn du so laut bist.“

Therapeutin (zu Frau H.): „Und Sie verlieren die Lust am gemeinsamen Bildaufhängen.“

Während Frau H. deutlich eine selbstbestimmtere Position ihrem Mann gegenüber einnimmt, ihre inneren Reaktionen auf das Verhalten ihres Mannes und als Reflex darauf ihr eigenes aversives Verhalten klar benennt (beginnende Transformation), verharrt Herr H. in seiner Position des rationalisierenden Rechtfertigers. Die Therapeutin wendet sich nun Herrn H. zu, um seine gewohnte Position zu irritieren und weichere Emotionen herausarbeiten zu können.

Therapeutin: „Was genau haben Sie denn empfunden, als die Schraube abbrach?“

Herr H. nimmt sich einen Moment: „Ja, ich fühlte mich inkompetent. Ich hab mich geärgert.“

Therapeutin: „Wie fühlt sich das denn genau an: inkompetent?“

Herr H.: „Also: klein, hilflos –“. (Er wirkt jetzt wieder so verzweifelt wie als 12-jähriger Junge.)

Therapeutin: „So viel Mühe umsonst...“

Herr H.: „Ja, genau! Und dann mach’ ich Nebel und schimpfe laut.“

Therapeutin: „Damit Sie sich nicht so schlecht, so wertlos fühlen müssen. Sie machen Nebel und machen sich groß und laut gegenüber Ihrer Frau.“

Herr H.: „Ich will ihr ja gar nichts tun, aber ich versuche zu vertuschen.“

Therapeutin: „Und wenn Ihre Frau dann rausgeht, fühlen Sie sich einerseits wieder sicherer, aber auch nicht glücklich – eher allein.“

Die Therapeutin zeigt Interesse an der Wahrnehmung von Herrn H., konkretisiert seine Gefühlsäußerungen. Sie spiegelt seine Sekundäremotionen des Nebelmachens und laut Schimpfens und bezieht diese auf seine frustrierten Bedürfnisse nach Anerkennung und Wertschätzung. Sie spiegelt sein Dilemma, dass er sich durch sein aggressives Machtgebahren vor Fremdbestimmung schützt, letztlich aber mit seinem Begehren und Verlangen allein gelassen wird. Die Therapeutin fordert nun Frau H. in ihrer veränderten Interaktionsposition heraus.

Therapeutin: „Sie könnten ihrem Mann als Frau begegnen. Vielleicht so etwas sagen wie ‚Jetzt mach hier nicht so einen Herrmann, wir finden schon eine Lösung‘.“

Frau H.: „Das würd ich mich nicht trauen!“

Nun wird das Dilemma von Frau H. spürbar. Sie traut sich nicht, ihren Mann selbstbestimmt zu konfrontieren, vermutlich aus Angst vor dessen ‚phallischer‘ Aggression. **Frau H.** führt fort: „Das kommt wieder von früher – diese drohend erhobene Hand – auch wenn die nie wirklich zugeschlagen hat, ich hatte immer Angst, dass mein Vater zuschlägt – ich werde das das nächste Mal anders machen!“

Therapeutin an beide: „Lassen Sie uns doch jetzt einmal gemeinsam überlegen, wie das aussehen könnte.“

Erinnerungen an das vergangene familiäre „Identity-Crime“ kommen hoch und zeigen, wie sehr die geschilderte Paarinteraktion davon überlagert war. Frau H. beginnt nun zu unterscheiden, zwischen ihrer Angst als Kind und Jugendliche und dem, was sie heute als erwachsene Frau nicht mag. Das hier erfolgte Reframing stärkt ihre Veränderungsmotivation, welche die Therapeutin sofort aufgreift als Chance, ein neues Interaktionsmuster durch korrigierende emotionale Erfahrungen zu initiieren.

Transformation negativer Interaktionszyklen

Regelmäßig geht einer der Partner bei Transformationsprozessen voran, in unserem Fallbeispiel Frau H. Dieser

Partner wird entsprechend vom Behandler geschützt und der andere Partner, in diesem Fall Herr H., mitunter durch den Behandler aktiv herausgefordert. In der Regel wird so auch der Andere weicher und bereiter, sich ebenfalls zu verändern.

Eine Behandlung braucht in den allermeisten Fällen viele solcher Transformationsanbahnungen. Immer wieder:

- die Identifikation und die Irritation der gewohnten Interaktionspositionen und -muster
- die Vertiefung des emotionalen Prozesses
- die Anbindung der negativen Emotionen an frustrierte Bedürfnisse
- die Bereitschaft, den eigenen Verletztheiten und denen des Partners zu begegnen
- das Beziehen der Paarinteraktion direkt auf das sexuelle Problem,

um zu positiver befriedigender Interaktion auch auf der sexuellen Ebene zu gelangen.

Beide Partner können dann wieder auf ihre Ressourcen und Potenziale zugreifen, im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe, und störungsorientierte Interventionen annehmen und nutzen. Auch in zukünftigen kritischen Lebensphasen kann es dem Paar dann gelingen, die partnerschaftlichen und sexuellen Bedürfnisse miteinander ohne unsere Hilfe befriedigender zu regulieren.

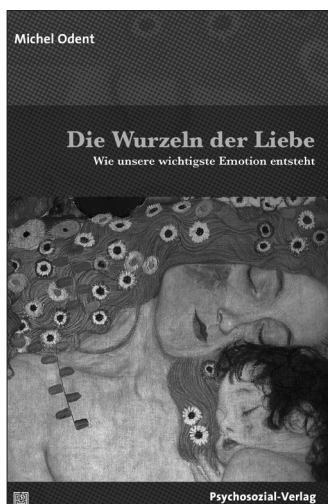
AutorInnen

Dipl.-Psych. Monika Christoff, Psychologische Psychotherapeutin, Sexualtherapeutin PKN

Dipl.-Psych. Norbert Christoff, Psychologischer Psychotherapeut und Psychoanalytiker,

Lehrinstitut für Sexualmedizin und Sexualtherapie (LISS) Hannover, Ferdinand-Wallbrecht-Str. 34, 30163 Hannover,

www.liss-hannover.de, e-mail: liss-hannover@t-online.de



Michel Odent

Die Wurzeln der Liebe. Wie unsere wichtigste Emotion entsteht

Aus dem Englischen von Christoph Trunk

Psychosozial-Verlag 2018

172 Seiten, br., 19,90 €

Wie lernt der Mensch zu lieben? Dieser Frage widmet sich Michel Odent und entwirft dabei ein faszinierendes multidisziplinäres, auf Biochemie, Biologie, Verhaltensforschung und Anthropologie basierendes Modell der wichtigsten menschlichen Emotion. Die Wurzeln der Liebe finden sich bereits auf Zellebene – der Mensch ist also schon auf biologischer Ebene zur Liebe prädisponiert. Eine kurze, entscheidende Phase unmittelbar nach der Geburt prägt unsere spätere Liebesfähigkeit. Denn der Prototyp der menschlichen Liebe ist die mütterliche Liebe zum Neugeborenen.

Odent macht in überzeugender Weise deutlich, warum die Entwicklung unserer Liebesfähigkeit gerade im Hinblick auf eine durch Gewalt und Destruktivität bedrohte Zivilisation zur Überlebensstrategie der Menschheit schlechthin werden muss.



Psychosozial-Verlag
seit 25 Jahren



Anne Deremetz

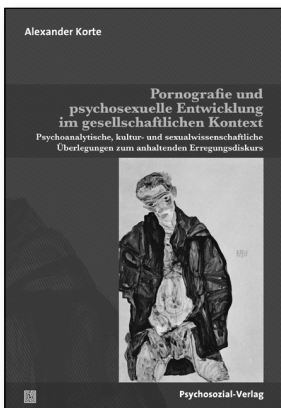
Die BDSM-Szene

Eine ethnografische Feldstudie

236 Seiten • Broschur • € 24,90

ISBN 978-3-8379-2812-9

Während BDSM-Praktiken für die einen eher befremdlich sind, stellen sie für andere zentrale Bestandteile ihrer persönlichen Sexualität dar. Anne Deremetz gibt sich direkt in die BDSM-Szene und fragt praktizierende Expert*innen, was BDSM ist, wie es diskursiv hervorgebracht wird und bei welchen Praktiken die BDSM-Szene selbst ihre Grenzen zieht. Theoretisch verfolgt die Autorin einen sozialkonstruktivistischen und diskurstheoretischen Ansatz, mit dem sich BDSM als interaktionistischer Aushandlungsprozess begreifen lässt.



Alexander Korte

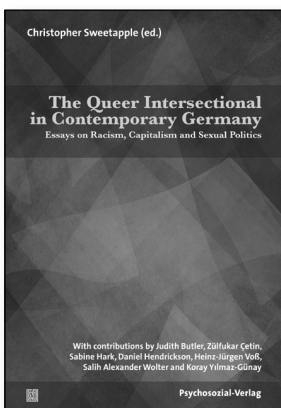
Pornografie und psychosexuelle Entwicklung im gesellschaftlichen Kontext

Psychoanalytische, kultur- und sexualwissenschaftliche Überlegungen zum anhaltenden Erregungsdiskurs

230 Seiten • Broschur • € 29,90

ISBN 978-3-8379-2817-4

Alexander Korte hinterfragt kritisch den negativen Einfluss pornografischer Angebote auf minderjährige Konsumenten und unterscheidet dabei zwischen Kindern und Jugendlichen und den verschiedenen Inhalten von Online-Pornografie. So regt er dazu an, die Verwahrlosungs- und Viktimisierungsdebatte über (Online-)Pornografie kritisch zu reflektieren und die augenfällige »moralische Panik« auf unbewusste Motive zu untersuchen.



Christopher Sweetapple (ed.)

The Queer Intersectional in Contemporary Germany

Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics

208 Seiten Broschur • € 26,90

ISBN 978-3-8379-2840-2

Anti-racist and queer politics have tentatively converged in the activist agendas, organizing strategies and political discourses of the radical left all over the world. The essays represent a small snapshot of writers working at this point of convergence between anti-racist and queer politics and scholarship from the context of Germany.

Walltorstr. 10 • 35390 Gießen • Tel. 0641-969978-18 • Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de • www.psychosozial-verlag.de

Sexualmedizin im Prozess^{*}

Marianne Greil-Soyka

Sexual Medicine in Progress

Abstract

The article begins with a short discussion of the many socio-economic factors influencing sexual medicine in today's global world: the increasing cost of medical care, poverty, the growing number of old people, the upsurge of migration. It then treats positive and negative outcomes of sexual liberation and the gender revolution, which began in the 1960s and 70s and continues until today, demonstrating that each positive development has also had negative side effects. A third section outlines the evolution of sexual medicine from Krafft-Ebing in the mid-19th C., through the early 20th C. and the Weimar period, to the Americanization of sexual medicine after WWII, and the efforts in German-speaking countries to re-establish sexual medicine in the 1960s and 1970s, and still today.

Keywords: Detraditionalization of sexuality, Double standard, Medicalization of sexuality, Uncertainty of gender roles, Gender role socialization

Zusammenfassung

Der Artikel beginnt mit einer kurzen Diskussion über die vielen sozioökonomischen Faktoren, die die Sexualmedizin in der heutigen globalen Welt beeinflussen: die steigenden Kosten für die medizinische Versorgung, die Armut, die wachsende Zahl alter Menschen, die Zunahme der Migration. Er behandelt dann die positiven und negativen Ergebnisse der sexuellen Befreiung und der Gender-Revolution, die in den 1960er und 70er Jahren begann und bis heute anhält, und zeigt, dass jede positive Entwicklung auch negative Nebenwirkungen zur Folge hatte. Ein dritter Abschnitt umreißt die Entwicklung der Sexualmedizin von Krafft-Ebing Mitte des 19. Jh. über das frühe 20. Jh. und die Weimarer Zeit, bis zur Amerikanisierung der Sexualmedizin nach dem Zweiten Weltkrieg und die Bemühungen im deutschsprachigen Raum der 1960er und 70er Jahre, bis heute, die Sexualmedizin wieder zu etablieren.

Schlüsselwörter: Enttraditionalisierung der Sexualität, Double standard, Medikalisierung der Sexualität, Verunsicherung der Geschlechtsrollen, Geschlechtsrollensozialisation

Vorüberlegungen

Wir befinden uns in einer sozial, politisch, ökonomisch sich wandelnden Welt, in der wir große Herausforderungen zu erwarten haben. Unter diesen Herausforderungen gibt es vier Themenfelder, die die Sexualmedizin in ihrem weiten Spannungsfeld berühren:

- Es ist davon auszugehen, dass es immer schwieriger wird, eine flächendeckende Gesundheitsversorgung zu gewährleisten. Umso größere Anstrengungen werden nötig sein, die Prävention, Therapie und Rehabilitation bei sexualmedizinischen Problemen durchzusetzen.
- Auch die Armut breitet sich aus, was die sexuelle Gesundheit unterminiert. Man weiß, dass es in der ärmeren Weltbevölkerung vermehrt zu ungewollten und Teenagerschwangerschaften kommt, sichere Mutterschaften nicht gegeben sind, dass Abtreibungen fahrlässig durchgeführt werden, es häufiger zu sexuell übertragbaren Erkrankungen kommt und man oft von keiner selbstbestimmten Familienplanung sprechen kann. Die Förderung sexueller Gesundheit ist auch eine Offensive gegen die Armut, und im Umkehrschluss verbessert ein Kampf gegen die Armut auch die sexuelle Gesundheit der betroffenen Menschen.
- Auch die zu erwartende altersdemographische Entwicklung wird neue Anforderungen an die Gesellschaft stellen. Der Anteil jener Menschen in der EU, die über 65 Jahre alt werden, wird zwischen 2010 und 2060 von 87 Millionen auf 152 Millionen Menschen anwachsen. Die Lebensqualität in sexueller Hinsicht ändert sich im Alter rasant und ist ein riesiges eigenständiges Thema und die Sexualmedizin wird entsprechende Antworten finden müssen.
- Eine Zunahme der Migration ist zu erwarten, was nicht nur einen kulturellen Einfluss bewirken wird, sondern auch im Bereich der Sexualmedizin andere Themenschwerpunkte setzen wird.

Global betrachtet sind wir in höchst unterschiedliche, ja gerade in sich diametral entgegengesetzte Entwicklungen eingespannt. Immer mehr Menschen werden auf Grund von Konflikten, Umweltkatastrophen und Kriegen entwurzelt und vertrieben. Während wir in den westlichen Gesellschaften uns auf ein hochmodernes, effizientes patientenzentriertes medizinisches System berufen kön-

* Einleitungsvortrag gehalten auf dem Seminartag „Sexualmedizin im Prozess“ der Österreichischen Akademie für Sexualmedizin am 21. Oktober 2017 in Salzburg.

nen, das eine deutliche Erhöhung der Lebensqualität und Lebenserwartung zur Folge hat, zeichnet sich auf der anderen Seite ein mangelnder Zugang zu einer Basisgesundheitsversorgung ab. Man spricht von einem *Double Standard* in der Gesundheitsversorgung. Um dieses daraus resultierende tiefe menschliche physische und psychische Leiden zu mildern, haben vier Alternativ-Nobelpreisträger_innen an den neu gewählten Generaldirektor der WHO einen Appell gerichtet, in dem sie einen globalen Standard für die Gesundheitsfürsorge von Flüchtlingen und Migranten anmahnen (Samar et al., 2017).

Einen globalen *Double Standard* können wir auch hinsichtlich sexualmedizinischer Probleme ausmachen. In Afghanistan beispielsweise werden vier von fünf Ehen ohne die Zustimmung der Braut geschlossen, junge Mädchen sehen Suizid als einzigen Ausweg vor sexueller Gewalt und Zwangshe. Frauen sind in Zeiten des Krieges besonders betroffen. Die Geißel der sexuellen Gewalt hat alle Gebiete der Erde verwüstet. Vergewaltigungopfer in den Balkankriegen vor ca. 20 Jahren leiden noch immer an den Folgen von Traumatisierung und Stigmatisierung. Im Kongo wird Vergewaltigung weitläufig als Kriegswaffe verwendet. Sexuelle Übergriffe bei alleinreisenden Migrantinnen und Kindern – nicht nur in Flüchtlingslagern – sind gang und gäbe. Trotz zahlreicher Resolutionen, Konventionen, Guidelines wird die Gesundheitsversorgung für Frauen in sogenannten post-conflict situations vernachlässigt, ist defizient und unqualifiziert (vgl. Samar et al., 2017).

Zur sexuellen Entwicklung in der westlichen Welt

Sozialhistorisch betrachtet führten die sexuelle Liberalisierung in den 1960er und 70er Jahren und die Medicalisierung der Sexualität seit den 1990er Jahren zwar zu einem offeneren Umgang mit dem Thema Sexualität, trugen aber auch zu hohen persönlichen Erwartungen und zur Entwicklung hoher sexueller Leistungsnormen bei.

Sexualität wurde immer mehr zum *Muss*, da die Möglichkeiten so unerschöpflich schienen. Die neugeborene Idee „Alles ist möglich“ gerierte auch den Gedanken eines „Ich muss alles können“, wodurch Frauen und Männer ihren eigenen Ansprüchen an eine gelingende Sexualität nicht mehr gerecht werden können (vgl. Briken & Berner, 2013).

Die sexuelle Luststörung bei Frauen wurde neben der Orgasmusstörung die häufigste sexuelle Funktionsstörung. Die männliche Appetenzstörung ist ein neues epidemiologisches Phänomen dieser Gesellschaft. Sie hat

es in den westlichen Gesellschaften früher so nie gegeben und ist ein neues, heftig tabuisiertes Störungsbild.

Seit der Liberalisierung in den westlichen Industriegesellschaften befinden sich Liebesbeziehungen, das Verhältnis der Geschlechter, Sexualität und Moral in rasantem Umbruch. Der Soziologe Gunter Schmidt beobachtete zwei gesellschaftliche Prozesse, die den heutigen sexuellen Verhältnissen zugrunde liegen:

- Einerseits eine fortschreitende Enttraditionalisierung, denn sexuelles Verhalten und sexuelle Moralen lösten sich aus traditionellen Ordnungen und Vorschriften. Voreheliche Sexualität wurde und wird nicht mehr tabuisiert und das Sexualverbot für Jugendliche verschwand.
- Der zweite beobachtete Prozess war die sexuelle Selbstbestimmung von Frauen oder die *gender equalization* bzw. *gender revolution* der Sexualität, und auch dies war und ist ein globaler Prozess, der in den westlichen Industriestaaten seinen Ausgang nahm. Diese Revolution wurde von Frauen und der Frauenbewegung initiiert und betrieben und thematisierte sexuellen Zwang/sexuelle Gewalt in allen ihren Gestalten, Verkleidungen und Verdünnungen. Darunter zu verstehen sind Vergewaltigung, Pornographie, sexueller Missbrauch, sexuelle Belästigung, Sexismus im Alltag und in den Medien und vieles andere mehr. Die Freisetzung der Sexualität aus traditionellen Verboten, Ordnungen und Institutionen einerseits und die Auflösung männlicher Privilegien, männlicher Definitionsmacht im Sexuellen sowie die Erosion traditioneller Geschlechtsrollen andererseits veränderten Sexualmoral, Liebesbeziehungen und die Konzepte, die wir von der Sexualität hatten, grundlegend (vgl. Schmidt, 2004).

Die Gleichwertigkeit von Mann und Frau war das positive Ergebnis der sexuellen Liberalisierung. Mit ihr ging aber auch eine Verunsicherung im Zusammenhang mit der Geschlechterrolle einher:

- Die Sexualität der Frau wurde befreit, dadurch wurde die Frau aber auch Freiwild.
- Die Sexualität wurde enttabuisiert, dadurch wurde sie auch banalisiert. Bis dahin hatte die Sexualität das Attribut triebgesteuert zu sein, wie ein Dampfkessel auf dem Feuer, der eine schicksalsträchtige, tabusprengende und transformative Kraft attestiert wurde, jetzt mutierte sie zu einer Quelle für Lust- und Affektsuche (vgl. Schmidt, 2004).
- Die Sexualität wurde kommerzialisiert, was zu ihrer Brutalisierung führte. Sex wurde Ware, der Mensch wurde gehandelt und seine Sexualität versklavt.

- Die religiösen Repressionen lösten sich auf, doch an ihre Stelle traten nicht selten Verunsicherung und Orientierungslosigkeit.
- Die Beziehungen wurden instabil und kurzlebiger, dadurch konnten sich auch neue Familienformen entwickeln. Es gab jetzt mehr temporäre Singles, doch das führte auch zur Vereinzelung und Entsolidarisierung.
- Das Internet wurde unser Miterzieher. Der Einfluss der neuen Kommunikationstechnologien auf die psychosexuelle Entwicklung und die sexuelle Präferenzstruktur Jugendlicher ist kaum wissenschaftlich erforscht. Über Websites und Freeporn-Seiten sind pornographische Inhalte schon im vorpubertären Alter verfügbar und zeichnen ein realitätsfernes Bild der Sexualität. Dadurch werden das sexuelle Selbstkonzept, die Geschlechtsrollensozialisation und möglicherweise die sexuelle Präferenzstruktur von Heranwachsenden beeinflusst. Durch relativ geringen Rechercheaufwand im Internet können auch Bildinhalte zu sämtlichen bekannten Paraphilien gefunden werden, was auch strafrechtlich bewehrtes Bildmaterial einschließt (z.B. Gewalthandlungen, sexueller Kontakt mit Tieren, Einbeziehung von Kindern in sexuelle Handlungen etc.). Keiner kann sagen, ob der Anteil der Menschen mit paraphilen Neigungen zunehmen wird (vgl. Beier & Loewit, 2013).

Durch die Migration treffen nun Kulturen mit gänzlich unterschiedlichen Wertesystemen, Haltungen aufeinander, was neue Herausforderungen für die Sexualmedizin bereithält und die westlichen Gesellschaften in ihrer Toleranz auf die Probe stellt. Die von der Nahostexpertin und jetzigen österreichischen Außenministerin Karin Kneissl (2012) beschriebenen Testosteron-gesteuerten Männer treffen, zugespitzt gesagt, auf libidogestörte Männer, deren verblassende, langweilige Männlichkeit keine klare männliche Identität mehr auswirft.

Von der Vorgeschichte zur Zukunft der Sexualmedizin

Sexualforschung gibt es schon seit der Mitte des 19. Jh. Der österreichische Psychiater Richard von Krafft-Ebing (1840-1902) verfasste den Bestseller *Psychopathia sexualis*. Sein Lehrbuch erreichte mehrere Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Es beschäftigte ihn der österreichische §129, der gleichgeschlechtliche sexuelle Beziehungen zwischen Frauen und Männern untersagte: „Unzucht wider die Natur mit Personen desselben Ge-

schlechts“ (vgl. Krafft-Ebing, 1886, 404ff) war zur Gänze verboten und wurde mit schwerem Kerker bis zu 5 Jahren bestraft. Krafft-Ebing kritisierte diesen Paragraphen, bezeichnet ihn als Unglück, der viel Unheil angerichtet und unbescholtene Staatsbürger „in Schande, Noth und Tod gejagt habe“ (zit.n. Sigusch, 2009, 377). Er bekämpfte die Kriminalisierung von Homosexualität, indem er sie zu funktionellen Degenerationszeichen, also zur Krankheit erklärte. Ein verhängnisvoller Schritt. Die Pathologisierung ist längst widerlegt, wirkt aber dennoch bis heute.

Sexualforschung als solche wurde jedoch 1905 durch Sigmund Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ richtig populär. Freud stellte die Bedeutung sexueller Ereignisse für die Entwicklung von Neurosen dar. Das neue deutsche Wort *Sexualwissenschaft* wurde von Freud als Erster verwendet.

Offizielle Geburtsstunde der Sexualwissenschaft und Sexualmedizin war dann allerdings 1907, als der Berliner Hautarzt Iwan Bloch mit *Das Sexuelleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur* Aufsehen erregte.

Zu Beginn des 20. Jh. herrschte geradezu Aufbruchsstimmung unter den überwiegend jüdischen Berliner Sexualwissenschaftlern wie Magnus Hirschfeld, Arthur Kronfeld, Max Marcuse, Max Moll, die leider nur von kurzer Dauer war. Von dem Schlag, den der Nationalsozialismus der Sexualmedizin 1933 versetzte, hat sie sich bis heute nicht erholt. Einige namhafte Wissenschaftler wurden ermordet und viele emigrierten in die USA. Unter ihnen Ernst Gräfenberg, nach dem der berühmte G-Punkt benannt ist. Der durch seine Arbeiten zur Transsexualität bekannte Harry Benjamin blieb in den USA, um der Internierung zu entgehen.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde die US-amerikanische Sexuologie durch Alfred C. Kinsey, der ein Sammler deutscher Fachliteratur vor 1933 war, begründet.

1948 und 1953 lösten Kinseys *Reports* über das Sexualverhalten der Amerikaner und Amerikanerinnen massive Auseinandersetzungen während der McCarthy Zeit (1947–56) aus. Masters & Johnson zeichneten erst in den 60er Jahren als erste systematisch Labordaten über sexuelle Reaktionen auf. Diese bildeten dann die Grundlage für eine neue Sexualtherapie. Die nach Amerika emigrierte Österreicherin Helen Singer Kaplan modifizierte die *New Sex Therapie*, indem sie analytische und verhaltenstherapeutische Elemente miteinander kombinierte.

So entstand nach dem 2. Weltkrieg der Eindruck, Sexualforschung sei eine Errungenschaft der US-Amerikaner. Aus Gründen der Scham, Ignoranz und Verstrickung in das nationalsozialistische System benötigte die Sexualwissenschaft drei Jahrzehnte um sich an ihre Vorgänger und deren Wirken zu erinnern (vgl. Sigusch & Grau, 2009).

Sehr zögerlich entwickelte sich das erste Nachkriegs-*Institut für Sexualforschung* 1959 in Hamburg. 1973 ent-

stand eines in Frankfurt. Das *Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin* der Charité in Berlin wurde 1996 gegründet. – Also ganze 63 Jahre nach der Schließung des Hirschfeld-Instituts (vgl. Berberich & Rösing, 2006).

In Deutschland wurde die Einführung der Zusatzbezeichnung „Sexualmedizin“ in die ärztliche Weiterbildungsordnung lange Zeit verzögert – gegenwärtig zeichnet sich eine Veränderung in der Debatte ab (vgl. Bundesärztekammer, 2018), während 2010 in Österreich durch die Initiative von Kurt Loewit und mir – ausgehend vom Referat der Salzburger Ärztekammer ein Österreichisches Ärztekammerzertifikat und -Diplom installiert werden konnte.

Der nächste Schritt war dann die Gründung der *Österreichischen Akademie für Sexualmedizin*, die hier in Salzburg ansässig ist. Ein weiterer Riesenschritt war die Partnerschaft der *Akademie* mit dem *Kinsey-Institut*, insbesondere mit Liana Zhou, der Direktorin der *Library & Special Collections*. Derzeit ist ausgehend von der *Akademie* ein weitreichendes europäisches Netzwerk im Entstehen, um Sexualmedizin an den Universitäten zu etablieren, Forschung voranzutreiben und eine junge Generation von Sexualmediziner*innen auszubilden, um die riesigen gesellschafts- und gesundheitspolitischen Herausforderungen zu bewältigen.

Überraschend für mich war die Offenheit und Kooperationsbereitschaft diverser europäischer Partner. Das hat meine Erkenntnis verstärkt, dass in der Zusammenarbeit eine immense Kraft liegt und wir die Defizite der letzten Jahrzehnte rasant aufholen müssen und können. Freilich muss klar sein, dass wir starke nationale Partner als Rückendeckung brauchen: Vertreter aus Politik, Gesundheitsorganisationen, Ärztekammer, Arbeiterkammer, Wirtschaftskammer und Partner aus der Industrie. Auch die Rechtskomitees, Lesben- und Schwulenverbände, Patientenvertreter, Selbsthilfeorganisationen sind Partner, auf die wir nicht verzichten können.

Natürlich gibt es europaweit unterschiedlichste Berufsgruppen, die an sexualmedizinischen Problemen der Gesellschaft erfolgreich arbeiten, wie Psychologen, Psychotherapeuten, Soziologen, Sexualpädagogen, Pflegepersonal, Mediziner – ich hoffe, ich habe niemanden vergessen.

Die Sexualmedizin ist ein interdisziplinäres Fach, das alle diese Bemühungen bündelt, sodass wir dann an einem Strang ziehen können und zu der nötigen Durchschlagskraft kommen, die die gesellschaftlichen Herausforderungen adäquat beantwortet. Bis dato – das ist eine große Schwäche der Sexualmedizin – gibt es keine ausreichenden Strukturen, um die wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Gesellschaft zu infiltrieren.

Es bedarf transnationaler Anstrengungen, um Sexualmedizin aus ihrem Schattendasein zu befreien, diese uns alle angehende Disziplin in gleicher Weise als wissenschaftsgetriebenen Teil der Medizin zu verstehen. Wir leben längst schon in einer multinationalen Gesellschaft mit unterschiedlichen Bildern und Normen von Sexualität, daher können Lösungen nur in gemeinsamen Prozessen entwickelt und gefunden werden, die über nationale Grenzen hinausgehen und auch den Wissenstransfer auf direktem Wege ermöglichen und beschleunigen.

Literatur

- Beier, K.M., Loewit, K., 2013. *Sexual Medicine in Clinical Practice*. Springer, New York/Heidelberg/London.
- Berberich H.J., Rösing, D., 2006. 100 Jahre Sexualmedizin. *Der Urologe* 45 (8), 951–95.
- Bundesärztekammer (Hg.), 2018. 121. Deutscher Ärztetag. Beschlussprotokoll. Berlin. https://www.bundesaerztekammer.de/fileadmin/user_upload/downloads/pdf-Ordner/121.DAET/121_Beschlussprotokoll.pdf
- Briken, P., Berner, M. (Hg.), 2013. *Praxisbuch Sexuelle Störungen, Sexuelle Gesundheit, Sexualmedizin, Psychotherapie sexueller Störungen*. Thieme, Stuttgart.
- Kneissl, K., 2012. *Testosteron macht Politik*. Braumüller, Wien.
- Krafft-Ebing, R. v., 1886 [1892]. *Psychopathia Sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung*. Enke, Stuttgart.
- Samar, S., Strada, G., Hauser, M., Goldstein, R., Mukwege, D., 2017. Open letter to the UN's new health chief from „Alternative Nobel Prize“ laureates. [https://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736\(17\)31818-4/fulltext](https://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736(17)31818-4/fulltext)
- Sigusch, V., Grau, G., 2009. *Personenlexikon der Sexualforschung*. Campusverlag, Frankfurt a. M./New York.
- Schmidt, G., 2004. *Sexualität und Kultur: Soziokultureller Wandel der Sexualität*. In: Hornung, R., Buddeberg, C., Bucher, Th. (Hg.), *Sexualität im Wandel*. Zürcher Hochschulforum, Band 36. Hochschulverlag, Zürich.

Autorin

Dr. Marianne Greil-Soyka, erste Vorsitzende der Österreichischen Akademie für Sexualmedizin, Ignaz Harrer Straße 8, A-5020 Salzburg, e-mail: m.greilsoyka@utanet.at

Der Mythos unendlicher Fruchtbarkeit und seine Folgen*

Barbara Maier

The Myth of Endless Fertility and Its Consequences

Abstract

Addressing the contemporary myth of endless fertility, the article deals with the medical, psychological and ethical problems of reproductive medicine, which enables women to conceive and bear children at an ever later age. Women opting for late fulfillment of their desire for children should be aware of the medical dangers for themselves and their children; conceiving by egg or sperm donation can have psychological consequences for the women and their relationships, as well as for the children. The well-being of the children is frequently not taken into consideration.

Keywords: Fertility, Reproductive medicine, Egg-sperm donation, Uterus transplantation, Social egg freezing

Zusammenfassung

Der Artikel behandelt den modernen Mythos der unendlichen Fruchtbarkeit und befasst sich mit den medizinischen, psychologischen und ethischen Problemen der Reproduktionsmedizin, die es Frauen ermöglicht, Kinder in immer höherem Alter zu empfangen und zu gebären. Frauen, die sich für eine späte Kinderwunscherfüllung entscheiden, sollten sich der höheren medizinischen Gefahren für sich selbst und ihre Kinder bewusst sein; bei Ei- oder Samenspende sollten sie die möglichen psychologischen Konsequenzen für sich selbst und den Einfluss auf die Beziehung zum Partner wie zu den Kindern berücksichtigen. Das Wohlbefinden der Kinder ist häufig nicht im Brennpunkt.

Schlüsselwörter: Fruchtbarkeit, Reproduktionsmedizin, Samen-Eizellspende, Uterustransplantation, Social egg freezing

Vom Mythos unendlicher Fruchtbarkeit zum Logos ihrer Begrenzung

Eine 43-Jährige mit studentischem Leben möchte sich später ihren Kinderwunsch erfüllen, eine 38-jährige amenorrhöische Studentin will später auch mal Kinder. Sie glauben an die unendliche Fruchtbarkeit, an die Erfüllung ihres Kinderwunsches, wenn es für sie – unabhängig

* Vortrag gehalten auf dem Seminartag „Sexualmedizin im Prozess“ der Österreichischen Akademie für Sexualmedizin am 21. Oktober 2017 in Salzburg.

von ihrer Biologie – paßt. Sie sind im Mythos unendlicher Fruchtbarkeit und immerwährender Jugend gefangen und setzen sich mit einer etwaigen problematischen späteren Kinderwunscherfüllung nicht auseinander.

Der Mythos unendlicher Fruchtbarkeit hat im 21. Jh. sein „Framing“ in Zusammenhang mit den Möglichkeiten der assistierten Fortpflanzungshilfe entwickelt, in einer Gesellschaft, die Jugend und Potenz zu ihren höchsten Gütern gemacht hat, und Alter, Endlichkeit, Verzicht und Tod verdrängt.

Mythen erheben einen Anspruch auf Geltung für die von ihnen behauptete Wahrheit – im Gegensatz zum Logos, welcher durch vernünftige Überlegungen versucht, die Wahrheit seiner Behauptungen zu begründen. Logos versteht sich als Analyse von Argumenten für oder gegen eine Handlung mit Blick auf die durch sie entstehenden Folgen.

Die Dimensionen der Sexualität und die Reproduktionsmedizin

Sexualität hat mehrere Dimensionen respektive Funktionen: eine Lust-, eine Fortpflanzungs- und eine Bindungsdimension/Funktion. Spätestens seit der Erfindung der Pille kann Sexualität von der Fortpflanzung getrennt werden. Damit werden selbstbestimmte Fortpflanzungsentscheidungen möglich. Die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung manifestiert sich auch in der Reproduktionsmedizin, indem Schwangerschaften herbeigeführt werden, die über Sexualität nicht zustande kommen können (Djerassi, 2000). Dies hat Auswirkungen auf die Sexualität und ihre Dimensionen wie die Beziehungs- und Bindungserfahrung.

Fruchtbarkeit und Geburt jenseits der biologisch reproduktiven Zeit

Wenn gelebte Sexualität nicht zur Erfüllung eines Kinderwunsches führt – oder wie im Falle von homosexuellen Partnerschaften nicht führen kann – dann wird auf die Hilfe der Reproduktionsmedizin mit ihren vielen Versprechungen zurückgegriffen.

Grund für altersbezogene Fertilitätsminderung ist die sinkende Anzahl von Eizellen, die zusätzlich von schlechterer Qualität sind. Demnach altern auch Eizellen. Dies bedingt auch Chromosomenanomalien (Freeman et al.,

2000; Keefe & Perry, 2005), problematische epigenetische Prozesse (wenig Daten) und auch deshalb eine höhere Inzidenz von Spontanaborten (Spandorfer et al., 2004; Farr, Schieve, Jamieson, 2007).

Wird eine Schwangerschaft erreicht, kommt es gehäuft zu altersbezogenen Schwangerschafts- und Geburtskomplikationen wegen einer erhöhten Inzidenz von Fehlbildungen (Cleary-Goldman et al., 2005; Hollier et al., 2000; Reefhuis & Honein, 2004), zu Schwierigkeiten aufgrund von koexistenten mütterlichen Problemen wie Hypertonie und Diabetes (Cleary-Goldman et al., 2005; Seoud et al., 2002; Jolly & Robinson, 2000; Luke, 2007; Yogeve et al., 2010) sowie Plazentationsstörungen. Dies wiederum kann perinatale Morbidität mit niedrigem Geburtsgewicht und Frühgeburtlichkeit (Cleary-Goldman et al., 2005; Salihu et al., 2003; Yogeve et al., 2010; Tough et al., 2002; Jacobsson et al., 2004; Delpisheh et al., 2008; Kanungo et al., 2011), intrauterinen Fruchttod und Totgeburt (Flenady et al., 2011; Haavaldsen et al., 2010) und perinatalen Tod des Neugeborenen (Kanungo et al., 2011) zur Folge haben. Die erhöhte Mehrlingsinzidenz bei assistierter Fortpflanzungshilfe (Salihu et al., 2005; Delbaere et al., 2008) potenziert die oben geschilderten Probleme.

Die Rate an Sectiones caesariae ist ebenfalls erhöht (Bayrampour & Heaman, 2010; Paulson et al., 2002), auch an Wunsch-Sectiones (Lee & D'Alton, 2008). Bei VBAC (Vaginal Birth after Cesarean) gibt es bei älteren Gebärenden ein größeres Risiko für eine Uterusruptur, was zu einer erhöhten mütterlichen Mortalität führt (Callaghan & Berg, 2003). – Etwas Positives lässt sich aber auch sagen: Ältere Eltern ermöglichen ihren Kindern eine sehr gute Entwicklung (Sutcliffe et al., 2012).

Besonderheiten des heterologen (=Spender) Systems – Samen- und Eizellspende

Um sich einen Kinderwunsch in höherem Alter erfüllen zu können, wird unter Umständen eine Gametenspende nötig. Requirements im heterologen System sind: Insemination oder In-vitro-Fertilisation mit Spendersamen und bei letzterem der Embryotransfer. Bei Eizellspende ist es die Spenderin, die eine hormonelle Stimulation und Follikelpunktion durchlaufen muss. Die hormonell vorbereitete Empfängerin erhält den Embryo/die Embryonen über den Transfer in ihre Gebärmutter. Dann beginnt das Warten, ob die Behandlung erfolgreich war.

Der Mythos unendlicher Fruchtbarkeit erweist sich nicht nur somatisch als problematisch: genetisch ist er nicht zu erfüllen, gestatorisch ja, aber nur mit Einbußen in der Schwangerschaftsentwicklung und Inkaufnahme von schwierigen Geburtsverläufen für Mutter und Kind(er).

Psychische Folgen der Spende

Psychologisch betrachtet können Samen- wie Eizellspende Phantasien bei der betroffenen Empfängerin hervorrufen (Tordy & Riegler, 2014). Die Spende bleibt oft ein Geheimnis. Geheimnisse zeigen aber oft unbewusste Wirkungen. Nach der Samenspende kann die Empfängerin das Gefühl entwickeln, von einem No- bzw. Everybody befruchtet worden zu sein. Nach der Eizellspende kann die Empfängerin emotional leiden, weil sie denkt „es ist jetzt eine zweite Frau in unserer Beziehung“, „es steht eine andere Frau zwischen uns“ (ebd.). Die Spende wird zum Danaer-Geschenk. Empfängerinnen tragen das von ihrem Mann und der Spenderin gezeugte Kind aus, empfinden aber so etwas wie „genetic adultery“, ein Eindringen einer Konkurrentin in die Beziehung zu ihrem Mann.

Fragwürdige Hoffnungen, „ein Kind würde uns wieder näher zusammenbringen, den Mann von Seitensprüngen abhalten, ihn an mich binden“ können nur allzu rasch enttäuscht werden. Eifersucht auf alles, was als positive Qualität der Eizellspenderin fantasiert wird – sie sei jung, hübsch, intelligent, fruchtbar – kann zu Konkurrenz- und Minderwertigkeitsgefühlen bei der „Konzipientin“ führen. Die Spenderin wird als all das, was die Empfängerin nicht ist – jung, fruchtbar – vorgestellt. Scham und Identitätskrisen können dadurch ausgelöst werden. Und dann trägt die Empfängerin das genetisch von der Spenderin, also ihrer imaginierten Rivalin, stammende Kind aus.

Nach Samen-/Eizell-Spende kann sich ein „Fremdkörpergefühl“, „das doppelt Fremde“ im schwangeren Bauch einstellen und problematische Schwangerschaftsverläufe/Geburten zur Folge haben. Spenderinnen und Empfängerinnen finden sich nicht selten in einem Beziehungs- und Bindungschaos, in einem *who is who – for whom?* – im Fortpflanzungssplitting. Ängste, dem Kind gegenüber weniger Nähe entwickeln zu können wie der leibliche (=genetische) Vater, zeigen sich häufig schon in der Schwangerschaft.

Nur selten wird psychologische Hilfe angeboten/angenommen – Gefühle werden im medizinischen Setting ausgeblendet. So wäre bei Eizellspende psychodynamisch im Vorfeld unbedingt zu klären, inwieweit sie die Paarbeziehung beeinflussen könnte.

Es besteht ein psychodynamischer Unterschied zwischen Samen- und Eizellspende. Eine Schwangerschaft nach Eizellspende unterscheidet sich von einer Schwangerschaft mit eigenen Gameten (auch bei IVF, ICSI) und entspricht psychodynamisch am ehesten einer Adoption, da die Auseinandersetzung mit und Integration von „fremden“ Eigenschaften, Charakterzügen, äußerlichem Erscheinungsbild und Interessen notwendig ist, um das Kind in seinem „So-sein“ auch wirklich akzeptieren zu können (Tordy & Riegler, 2014).

Kinder im heterologen System

So sind auch die Kinder im heterologen System mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. Reproduktionsmedizinische Interventionen und ihre Ergebnisse haben Einfluß auf Bondingprozesse.

Es besteht ein Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Herkunft. Die Konsequenzen einer Geheimhaltung im sozialen Gefüge von Familie und Umfeld sind im Umgang mit Geheimnis und Tabu oft problematisch und führen bei ungewollter Aufdeckung zu Vertrauenskrisen.

Eine Schwangerschaft ohne oder mit problematischer emotionaler Bindung kann auch somatisch komplikationsreich verlaufen. Nicht geklärt ist das Fetal Programming in einer anderen/„fremden“ Gebärmutter. Leihmutterchaft, Surrogacy – traditionell/gestational ist u.a. in Österreich, wegen der Bondingprozesse während der 9 Monate einer Schwangerschaft und der nachher problematischen Herausgabe des Kindes nach der Geburt nicht erlaubt.

Neuere Entwicklungen – Social egg freezing, Uterustransplantation

Ein Hotspot ist derzeit das Angebot von Social egg freezing („social“ = es gibt keine medizinische Indikation). Dieses spielt sich im homologen System ab, aber zeitverschoben. Social egg freezing ermöglicht Fortpflanzung in einem späteren Alterssegment mit dem eigenen im jugendlichen Alter (über hormonelle Stimulation und IVF-Punktion) angelegten Eizell-Pool. Weil frau jetzt nicht den idealen Partner für ihr Kind hat, Zeit für ihre Karriere benötigt, im Berufsleben weiterkommen möchte..., lautet die Devise: freeze your eggs = free your career! Und vor allem, weil frau später keine Eizellspende wünscht und sich damit die oben angeführten Probleme ersparen kann.

Wieder einmal soll eine biologische „Lösung“ (sehr „bio“-logisch ist sie trotzdem nicht) eines gesellschaftlichen Problems über den Mythos unendlicher Fruchtbarkeit und ewiger Jugend angeboten und Schwangerschaften mit den eigenen jungen Eizellen in fortgeschrittenem Alter ermöglicht werden.

Weiters ist mittlerweile eine Gebärmuttertransplantation möglich, ein erstes Baby nach Gebärmutter-Transplantation ist 2014 geboren worden. Dies wurde am 6. Oktober 2014 in *Lancet Online* publiziert (Brännström, M., Johannesson, L., Bokström, H. et al., 2015.). Die Arbeitsgruppe um den Gynäkologen Mats Brännström von der Universität Göteborg hat den Uterus einer 61-jährigen Spenderin in eine 36-jährige Empfängerin (mit MRKH, Mayer-Rokitansky-Küster-Hauser Syndrom) transplan-

tiert. Ein 1.775 Gramm schweres Kind wurde in 31. SSW wegen Präeklampsie mittels Kaiserschnitt entbunden.

Eine Uterustransplantation ist ein aufwendiges Verfahren. Die Explantation dauert viele Stunden, die Implantation ebenfalls. Vor und während der Schwangerschaft sind Immunsuppressiva notwendig, um Abstoßungsreaktionen zu vermeiden. Im geschilderten Fall wurde eine Dreifach-Immunsuppression mit Tacrolimus, Azathioprin und Kortikosteroiden auch während der Schwangerschaft durchgeführt. Da der Uterus kein lebenswichtiges Organ ist und um die langfristigen Nebenwirkungen einer immunsuppressiven Therapie zu vermeiden, wird die Gebärmutter nach maximal zwei erfolgreichen Schwangerschaften wieder entfernt.

Entmythologisierung „unendlicher“ reproduktiver Möglichkeiten

Eine Entmythologisierung unendlicher reproduktiver Möglichkeiten gelingt am besten anhand der Analyse der Folgen ihrer Anwendung:

- Schwangerschaft und Geburt bei älteren Frauen sind oft mit schweren medizinischen Implikationen für Mütter und Kinder verbunden.
- Ein Fortpflanzungssplitting mit der verwirrenden Frage „Who is who in parenting?“ kommt schon bei Samen- und Eizellspenden zum Tragen, und erst recht bei der Leihmutterchaft mit der Herausgabe des Kindes nach der Geburt, wo also die austragende und gebärende Frau eine andere ist als die spätere soziale Mutter.
- Frauen und Männer erleben sich zwischen „Natur und gesellschaftlichen Anforderungen“. Von den Mythen technisch herstellbarer unendlicher Fruchtbarkeit und Jugend werden sie verführt.
- Spenden betreffen den Körper, die Psyche sowie die ganze Gesellschaft.

Ethische Aspekte

Auf der Basis moderner Selbstbestimmung wird ein Recht auf Fortpflanzung postuliert. Ethisch betrachtet, kann es sich nur um eine relationale Autonomie handeln (Maier & Shibles, 2010). Die Analyse der Konsequenzen muss die solchermaßen entstandenen Kinder miteinbeziehen: Frühgeburt, Dystrophie, Mehrlinge, Alter der Eltern, gesplittete Elternschaft und die Frage von Geheimnissen mit dem (schwer einforderebaren) Recht auf Kenntnis der genetischen Eltern spielen dabei eine wichtige Rolle.

Das Recht auf Fortpflanzung findet seine Einschränkungen über das Kindeswohl. Relationale Autonomie berücksichtigt, dass die Interessen von Menschen nicht losgelöst von ihren sozialen Bindungen und ihrer Umwelt verwirklicht werden können. Für das Kind sind liebevolle Bezugspersonen, Fürsorge und Konstanz der Beziehungen Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung – das Nichtschadensprinzip ist auch pro futuro relevant.

Der Mythos ewiger Fruchtbarkeit findet seine Limitation an der bio-psycho-sozialen Wirklichkeit von Eltern, Kindern und der Gesellschaft, in der sie leben.

Literatur

- Bayrampour, H., Heaman, M., 2010. Advanced Maternal Age and the Risk of Cesarean Birth: A Systematic Review. *Birth* 37 (3), 219–26.
- Brännström, M., Johannesson, L., Bokström, H. et al., 2015. Live-birth after Uterus Transplantation. *The Lancet* 385 (9968), 607–616. DOI: [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(14\)61728-1](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(14)61728-1). Zuerst erschienen bei *Lancet Online*, Oct. 6, 2014: [www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736\(14\)61728-1/abstract](http://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736(14)61728-1/abstract)
- Callaghan, W.M., Berg, C.J., 2003. Pregnancy-related mortality among women aged 35 years and older, United States, 1991–1997. *Obstet Gynecol* 102 (5 Pt 1), 1015–21.
- Cleary-Goldman, J., Malone, F.D., Vidaver, J., Ball, R.H., Nyberg, D.A., Comstock, C.H., Saade, G.R., Eddleman, K.A., Klugman, S., Dugoff, L., Timor-Tritsch, I.E., Craigo, S.D., Carr, S.R., Wolfe, H.M., Bianchi, D.W., D'Alton, M., 2005. FASTER Consortium. Impact of maternal age on obstetric outcome. *Obstet Gynecol* 105 (5 Pt 1), 983–90.
- Delbaere, I., Verstraelen, H., Goetgeluk, S., Martens, G., Derom, C., De Bacquer, D., De Backer, G., Temmerman, M., 2008. Perinatal outcome of twin pregnancies in women of advanced age. *Hum Reprod* 23, 2145–50.
- Delpisheh, A., Brabin, L., Attia, E., Brabin, B.J., 2008. Pregnancy late in life: A hospital-based study of birth outcomes. *J Womens Health (Larchmt)* 17 (6), 965–70.
- Djerassi, C., 2000. *An Immaculate Misconception: Sex in an Age of Mechanical Reproduction*. Imperial College Press, London.
- Farr, S.L., Schieve, L.A., Jamieson, D.J., 2007. Pregnancy loss among pregnancies conceived through assisted reproductive technology, United States, 1999–2002. *Am J Epidemiol* 15 (165), 1380–88.
- Flenady, V., Koopmans, L., Middleton, P., Frøen, J.F., Smith, G.C., Gibbons, K., Coory, M., Gordon, A., Ellwood, D., McIntyre, H.D., Fretts, R., Ezzati, M., 2011. Major risk factors for stillbirth in high-income countries: A systematic review and meta-analysis. *Lancet* 377 (9774), 1331–40.
- Freeman, S.B., Yang, Q., Allran, K., Taft, L.F., Sherman, S.L., 2000. Women with a reduced ovarian complement may have an increased risk for a child with Down syndrome. *Am J Hum Genet* 66, 1680–83.
- Haavaldsen, C., Sarfraz, A.A., Samuelsen, S.O., Eskild, A., 2010. The impact of maternal age on fetal death: Does length of gestation matter? *Am J Obstet Gynecol* 203, 554.
- Hollier, L.M., Leveno, K.J., Kelly, M.A., McIntire, D.D., Cunningham, F.G., 2000. Maternal age and malformations in singleton births. *Obstet Gynecol* 96 (5 Pt 1), 701–6.
- Jacobsson, B., Ladfors, L., Milsom, I., 2004. Advanced maternal age and adverse perinatal outcome. *Obstet Gynecol* 104, 727–33.
- Jolly, M., Robinson, S., 2000. The causes and effects of fetal macrosomia in mothers with type 1 diabetes. *Clin Pathol* 53 (12), 889.
- Kanungo, J., James, A., McMillan, D., Lodha, A., Faucher, D., Lee, S.K., Shah, P.S., 2011. Canadian Neonatal Network. Advanced maternal age and the outcomes of preterm neonates: A social paradox? *Obstet Gynecol* 118 (4), 872–77.
- Keefe, D.L., Parry, J.P., 2005. New approaches to assisted reproductive technologies. *Semin Reprod Med* 23, 301–08.
- Lee, Y.M., D'Alton, M.E., 2008. Cesarean delivery on maternal request: Maternal and neonatal complications. *Curr Opin Obstet Gynecol* 20 (6), 597–601. DOI: [10.1097/GCO.0b013e328317a293](https://doi.org/10.1097/GCO.0b013e328317a293)
- Luke, B., Brown, M.B., 2007. Elevated risks of pregnancy complications and adverse outcomes with increasing maternal age. *Hum Reprod* 22 (5), 1264–72.
- Maier, B., Shibles, W., 2010. *The Philosophy and Practice of Medicine and Bioethics. A Naturalistic-Humanistic Approach*. International Library of Ethics, Law, and the New Medicine 47. Springer, Berlin/New York/Tokio.
- Paulson, R.J., Boostanfar, R., Saadat, P., Mor, E., Tourgeman, D.E., Slater, C.C., Francis, M.M., Jain, J.K., 2002. Pregnancy in the sixth decade of life: Obstetric outcomes in women of advanced reproductive age. *JAMA* 288 (23), 2320–23.
- Reefhuis, J., Honein, M.A., 2004. Maternal age and non-chromosomal birth defects, Atlanta–1968–2000: Teenager or thirty-something, who is at risk? *Birth Defects Res A Clin Mol Teratol* 70 (9), 572–79.
- Salihu, H.M., Shumpert, M.N., Slay, M., Kirby, R.S., Alexander, G.R., 2003. Childbearing beyond maternal age 50 and fetal outcomes in the United States. *Obstet Gynecol* 102 (5 Pt 1), 1006–14.
- Salihu, H.M., Aliyu, M.H., Akintobi, T.H., Pierre-Louis, B.J., Kirby, R.S., Alexander, G.R., 2005. The impact of advanced maternal age (> or = 40 years) on birth outcomes among triplets: A population study. *Arch Gynecol Obstet* 271, 132–37.
- Seoud, M.A., Nassar, A.H., Usta, I.M., Melhem, Z., Kazma, A., Khalil, A.M., 2002. Impact of advanced maternal age on pregnancy outcome. *Am J Perinatol* 19, 1–8.
- Spandorfer, S.D., Davis, O.K., Barmat, L.I., Chung, P.H., Rosenwaks, Z., 2004. Relationship between maternal age and aneuploidy in in vitro fertilization pregnancy loss. *Fertil Steril* 81, 1265–69.
- Sutcliffe, A.G., Barnes, J., Belsky, J., Gardiner, J., Melhuish, E., 2012. The health and development of children born to older mothers in the United Kingdom: Observational study using longitudinal cohort data. *BMJ* 345, e5116. DOI: [10.1136/bmj.e5116](https://doi.org/10.1136/bmj.e5116)
- Tordy, K., Riegler, J., 2014. Psychologische Aspekte der Eizellspende. *Der Gynäkologe* 47 (4), 251–57.
- Tough, S.C., Newburn-Cook, C., Johnston, D.W., Svenson, L.W., Rose, S., Belik, J., 2002. Delayed childbearing and its impact on population rate changes in lower birth weight, multiple birth, and preterm delivery. *Pediatrics* 109 (3), 399–403.
- Yogev, Y., Melamed, N., Bardin, R., Tenenbaum-Gavish, K., Ben-Shitrit, G., Ben-Haroush, A., 2010. Pregnancy outcome at extremely advanced maternal age. *Am J Obstet Gynecol* 203 (6), 558 e1–7.

Autorin

Prim. Univ.-Prof. DDr. Barbara Maier, Abt. für Gynäkologie und Geburtshilfe des Wilhelminenspitals des KAV, Montleartstr. 37, A-1140 Wien, Sigmund Freud Universität Wien, Kelsenstr. 2, A-1030 Wien, e-mail: barbara.maier.mab@wienkav.at

„Als würde ich wieder vergewaltigt“ – Sexuelle Probleme von Menschen mit sexueller Gewalterfahrung

Melanie Büttner

„As if I were being raped again“ – Sexual Problems of Victims of Sexual Violence

Abstract

For many people who have experienced sexual violence, sexuality is a „place of injury“. Even years later, many still struggle with severe trauma sequelae that affect their sexuality and entail self-harm, partnership issues or lack of relationships, mental health crises and serious physical illness. With the 2018 decision of the German Council of Physicians (Deutscher Ärztetag) to institute qualified training in sexual medicine, the trauma-associated sexual disorders are now being brought to the attention of doctors, psychotherapists and sex therapists. The article gives an overview of typical symptoms and presents a clinically proven treatment concept.

Keywords: Sexual violence, Sexuality, Posttraumatic Stress Disorder, Sexual risk Taking, Sexual addiction

Zusammenfassung

Für viele Menschen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, ist die Sexualität ein „Ort der Verletzung“. Selbst Jahre nach einem Missbrauch oder einer Vergewaltigung hat ein bedeutender Teil der Betroffenen noch immer mit schweren Traumafolgen zu kämpfen, die sich störend auf die Sexualität auswirken und nicht nur Selbstschädigungen, Partnerschaftsprobleme oder Beziehungslosigkeit, sondern auch seelische Krisen und ernste körperliche Erkrankungen nach sich ziehen können. Mit dem 2018 erfolgten Beschluss des Deutschen Ärztetags, eine Zusatz-Weiterbildung „Sexualmedizin“ zu schaffen, rücken die traumaassoziierten sexuellen Störungen nun in das Interesse von Ärzten, Psychotherapeuten und Sexualtherapeuten. Der Beitrag gibt einen Überblick über typische Beschwerdekongstellationen und stellt ein klinisch erprobtes Behandlungskonzept vor.

Schlüsselwörter: Sexuelle Gewalt, Sexualität, posttraumatische Belastungsstörung, sexuelles Risikoverhalten, Sexsucht

Einleitung

Im Mai 2018 hat der Deutsche Ärztetag entschieden, eine Zusatzbezeichnung „Sexualmedizin“ in der Musterweiterbildungsordnung zu verankern. Die Inhalte der neuen Weiterbildung sollen unter der Federführung der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft (DGSMTW) in Zusammenarbeit mit verschiedenen anderen Fachgesellschaften sowie den Ärztekammern von Bund und Ländern ausgestaltet werden. In der Begründung wird ausgeführt, dass die „aktuelle Situation und Diskussion über sexuelle Missbrauchsfälle innerhalb der Kirche und anderen Institutionen, wie Heimen, Schulen und Jugend-Freizeiteinrichtungen [...] die dringende Notwendigkeit einer qualifizierten Weiterbildung für interessierte Ärztinnen und Ärzte“ unterstreiche (Bundesärztekammer, 2018a). Als ein aus medizinischer Sicht zu berücksichtigendes Indikationsgebiet werden im Beschlussprotokoll auch die sogenannten „Störungen der Sexualität im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalterfahrung, Missbrauch oder Traumatisierung“ aufgeführt (Bundesärztekammer, 2018b, 331). Zum einen wird aus präventiven Gründen auf die Täterseite gezielt, indem Menschen mit einer pädophilen Sexualpräferenz eine qualifizierte Behandlung erhalten sollen. Zum anderen ist es aber ebenso von Bedeutung, Menschen, die Opfer von sexueller Gewalt geworden sind, dabei zu unterstützen, bestehende Traumafolgen, die sich störend auf ihre Sexualität und ihre Partnerschaften auswirken, besser zu bewältigen.

Sexuelle Gewalt

Wie häufig ist sexuelle Gewalt?

Eine Repräsentativbefragung hat ergeben, dass 1 von 13 Mädchen in Deutschland vor ihrem 16. Lebensjahr sexuellem Missbrauch mit Körperkontakt ausgesetzt war (Stadler et al., 2012). Einer anderen gesamtdeutschen Studie zufolge musste 1 von 8 Frauen als Jugendliche oder

Erwachsene sexuelle Handlungen über sich ergehen lassen, die mit körperlichem Zwang oder Drohungen gegen ihren Willen durchgesetzt wurden (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2004). Männer sind zwar seltener von sexueller Gewalt betroffen, die Stadler-Studie wies jedoch auf, dass immerhin jeder 67. Mann in Deutschland sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt hat (Stadler et al., 2012). Auch im Erwachsenenalter kommen sexuelle Übergriffe gegen Männer vor: Nach einer repräsentativen Erhebung in den USA erlebt jeder 26. Mann nach dem 18. Lebensjahr sexuelle Gewalt unter Androhung oder Ausübung körperlicher Gewalt (Elliott et al., 2004).

Wer sind die Täter?

Obwohl in Gesellschaft und Medien vor allem dem institutionellen Kindesmissbrauch viel Aufmerksamkeit zuteil wird, kommen Stadler zufolge zwei Drittel der fast immer männlichen Täter aus dem engeren sozialen Umfeld der Betroffenen. In knapp der Hälfte der Fälle (49,1%) sind es Familienmitglieder, gut ein Viertel (27,3%) sind Bekannte (Stadler et al., 2012). Wenn sich sexuelle Übergriffe in öffentlichen Einrichtungen ereignen, handelt es sich bei den Tätern entweder um andere Kinder und Jugendliche oder um erwachsene Bezugspersonen (Langmeyer & Entleitner, 2011; Stadler et al., 2012). Die Täter nutzen die Nähe zum Kind, dessen Arglosigkeit und das ihnen entgegengebrachte Vertrauen für ihre Zwecke aus. Besteht zusätzlich ein Abhängigkeits- oder Machtverhältnis, so macht es dies dem Täter nochmals leichter, das Kind zum Missbrauch zu bewegen. Nur etwa ein Fünftel (19,8%) der Täter sind dem Kind vor dem Ereignis gänzlich unbekannt. Da in diesen Fällen zunächst keine Beziehung zum Kind besteht, haben diese Täter oft weniger Gelegenheit, schwere Übergriffe zu begehen (Stadler et al., 2012). Sexuelle Gewalt in der Adoleszenz und im Erwachsenenalter hingegen wird überwiegend durch männliche Dating- (Rickert & Wiemann, 1998) oder Intimpartner (Testa et al., 2007) verübt.

Was heißt es, sexuelle Gewalt zu erleben?

Zum Sex gezwungen zu werden, bedeutet den Verlust der Kontrolle. Die Betroffenen sind nicht nur dem Täter¹, sondern auch den Reaktionen ihres eigenen Organismus

¹ In diesem Beitrag wird von einer Frau als der Betroffenen und einem Mann als Täter bzw. Partner ausgegangen, da in der Praxis dieser Konstellation am häufigsten begegnet wird. Männer als Betroffene und Frauen als Partnerinnen sowie homosexuelle Partnerschaften sind mitgemeint.

ausgeliefert. Sie werden überflutet von Angst, Ohnmacht, Ekel, Schmerz oder Scham. Der Körper ist wie gelähmt und wehrlos. Er spürt nichts mehr oder wird als nicht mehr zugehörig erlebt. Manchmal werden durch den Gewaltmechanismus reflektorische Erregung und Orgasmen ausgelöst, obwohl die Betroffenen nur Abscheu empfinden. Überwältigt von diesem verstörenden Erleben blendet sich bei einem Teil der Betroffenen die Wahrnehmung aus – das Bewusstsein „schaltet ab“. Das Geschehen wirkt dann seltsam entfernt oder wird überhaupt nicht mehr registriert. Nicht selten besteht hinterher nur noch eine vage Ahnung, dass sich etwas Furchtbares ereignet hat. Eine dissoziative Amnesie schützt diese Betroffenen vor einer erneuten Konfrontation mit den unerträglichen Details des Erlebten. Wer Sexualität auf eine solche Weise kennenlernt, hat später oft mit gravierenden Problemen in diesem Bereich zu kämpfen.

Was erhöht das Risiko für sexuelle Störungen nach sexuellen Gewalterfahrungen?

Grundsätzlich ist bei der Entwicklung von traumaassoziierten sexuellen Störungen von einer Dosis-Wirkungs-Beziehung auszugehen: Je schwerer sich die sexuellen Gewalterfahrungen gestalteten, desto häufiger kommt es zu einer sexuellen Störung (Classen et al., 2005; Lemieux & Byers, 2008) und umso höher ist zumeist die Symptomlast (Hall, 2007). Als besonders schwer gelten sexuelle Gewalterfahrungen dann, wenn sich wiederholt oder gar regelmäßig Übergriffe ereigneten und es dabei zur Penetration in Vagina, Anus oder Mund kam. Auch Personen, die besonders früh in ihrer Lebensgeschichte mit sexueller Gewalt konfrontiert waren, scheinen oft stärker betroffen zu sein. Für ein betroffenes Kind sind die Übergriffe oft seine ersten Erfahrungen mit Sexualität und sexueller Beziehung überhaupt. Anders als bei jemandem, der im Erwachsenenalter zum ersten Mal sexuelle Gewalt erlebt, gab es vorher keine Gelegenheit, gute Erfahrungen mit Sexualität zu sammeln, an die nach dem Ereignis wieder angeknüpft werden kann. Zusätzlich sind bei Kindern die emotionalen und kognitiven Verarbeitungsmechanismen noch nicht ausgereift, was die Bewältigung des Geschehenen erschweren kann. Auch Personen, die zusätzlich zu den sexuellen Gewalterfahrungen emotionaler und körperlicher Gewalt oder Vernachlässigung ausgesetzt waren – was häufig der Fall ist – erscheinen oft besonders beeinträchtigt (Büttner, 2018a). Bei ihnen bestehen zumeist zahlreiche psychische und körperliche Begleiterkrankungen, die sich zusätzlich nachteilig auf die Sexualität auswirken können (Signerski-Krieger et al., 2018).

Sexuelle Probleme nach sexuellen Gewalterfahrungen

„Sexuelle posttraumatische Belastungsstörung“ oder Hyposexualität

Für viele Betroffene ist Sexualität fortan untrennbar mit den aversiven Erfahrungen der sexuellen Gewaltsituation verknüpft. Sind sie erneut mit Sex konfrontiert, so werden die Erinnerungen an den Übergriff wieder lebendig und drängen sich in Form von hochbelastenden Gefühlen, Gedanken und Körperempfindungen in die Wahrnehmung. Heute Sex zu haben wird erlebt „wie damals“, obwohl der Übergriff längst vorbei ist. Selbst einvernehmlicher Sex kann sich mitunter anfühlen wie Gewalt (Büttner, 2018b).

Fallbeispiel 1

Anfang 40-jährige Patientin. Wiederholte sexuelle und körperliche Misshandlung durch verschiedene Täter in der Kindheit:

„Meine Gefühle sind beim Sex wie abgeschnitten. Das Wenige, das ich spüre, ist schwer zu benennen. Ohnmacht trifft es am besten. Gedanken schießen mir in den Kopf: ‚Ich habe kein Recht zu sagen, dass ich das nicht möchte‘. ‚Ich bin selbst schuld, wenn ich schlecht behandelt werde‘. ‚Ich bin es nicht wert, dass man gut mit mir umgeht‘.

Mein Unterleib fühlt sich währenddessen an wie abgetrennt – gefühllos und taub. Ich spiele einfach mit, was von mir verlangt wird. So habe ich es gelernt. Es ist wie ein Automatismus. Oft bin ich gar nicht richtig anwesend und kann anschließend nicht sagen, was passiert ist.

Manchmal spüre ich auch einen starken Schmerz im Genital. So als würde jemand mit einem Messer in mein rohes Fleisch fahren. Doch dieser Schmerz ist nicht nur körperlich. Es ist, als würde etwas auf verletzende Weise in meine Seele eindringen. In solchen Momenten kann es passieren, dass der Körper zumacht. Alles verkrampft sich und erstarrt. Der Atem stockt. Nichts kommt mehr in mich hinein. Ich nenne das den ‚Totstellreflex‘. Nach dem Sex fühle ich mich beschmutzt, benutzt und verachte mich selbst.

Meistens gehe ich dem Sex aus dem Weg. Ich hatte auch schon jahrelange ‚Nonnenphasen‘. Aber ich wünsche mir ja eine Beziehung mit einem Mann. Da ist Sex die Währung, die man zu zahlen hat. Sonst bin ich als Frau nichts wert und stehe bald wieder alleine da.“

Die Schilderung der Patientin legt nahe, dass sie unter einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) leidet. Sexuelle Aktivität ist dabei der Auslöser, der ein Wiedererleben von verschiedenen Aspekten der sexuellen Gewalterfahrungen triggert. Ohnmacht, Ekel, Angst oder Wut machen sich breit. Bilder, Filme oder Fantasien mit belastenden Inhalten besetzen die Wahrnehmung und blenden das Hier und Jetzt aus. Körpernahe Erinnerungen lassen manche Betroffenen noch Jahre nach dem Ereignis so fühlen, als seien sie körperlich verwundet, könnten den Schweiß des Täters riechen oder seien von dessen Sperma beschmutzt (Büttner, 2018b). Das autonome Nervensystem ist übererregt, was seinen Ausdruck in einem Symptombild findet, das an „Freeze, flight, fight, or fright“ (Gray, 1988) denken lässt. Betroffene berichten, wie beim Sex das Herz rast, der Atem flach wird und die Muskulatur des gesamten Körpers sich stark anspannt. Da die Verhaltensoptionen Flucht und Kampf jedoch in der Regel nicht in Frage kommen, „erstarren“ sie – gelegentlich bis zur Bewegungsunfähigkeit. Ist der Beckenboden von der Verspannung betroffen, kann es bei Frauen u.a. zu Schmerzen beim Geschlechtsverkehr, Vaginismus und Vulvodynie, bei Männern zu Schmerzen in Penis, Hoden, Damm, Prostata oder Anus kommen (Paschinger & Büttner, 2018, Ramakers & van Lunsen, 2003). Tatsächlich treten Beckenbodendysfunktionen (Postma et al., 2013), Dyspareunie (Lampe & Söllner, 2015; Weaver, 2009) und Vaginismus (Lampe & Söllner, 2015; Reissing et al., 2003) bei Frauen mit sexuellen Gewalterfahrungen häufiger auf als bei anderen. Das Denken der Betroffenen spiegelt ebenfalls die Erfahrungen aus der sexuellen Gewaltsituation und ist zumeist geprägt von Selbstablehnung und Machtlosigkeit. Bei vielen von ihnen kommt es beim Sex früher oder später zur Dissoziation. Auf diese Weise versucht der Organismus, sich vor einer Überforderung durch das aversive Erleben zu schützen (Büttner, 2018b). Derealisation, Depersonalisation und Abwesenheitszustände mit anschließender Amnesie kommen ebenso vor wie Empfindungslosigkeit und Taubheit bestimmter Körperteile oder des gesamten Körpers (Paschinger & Büttner, 2018, vgl. Abb. 1).

Sexuelle Funktionsstörungen sind nach sexuellen Gewalterfahrungen zwar besonders häufig, andererseits fühlen sich viele betroffene Frauen hierdurch nicht besonders beeinträchtigt. Stattdessen ist so manche Betroffene sogar erleichtert, wenn sie kein sexuelles Verlangen spürt und körperliche Lust und Orgasmen ausbleiben. Deren Auftreten wird von den Betroffenen nämlich nicht selten als Beleg dafür gewertet, dass sie den sexuellen Übergriff eigentlich gewollt oder sogar selbst verschuldet haben – und zwar vor allem dann, wenn es dabei zu unwillkürlichen Erregungsgefühlen oder Orgasmen gekommen ist (Büttner, 2018b). Ganz ähnlich verhält es sich mit dem intrusiven Auftreten von erregenden Missbrauchs- oder Gewaltfantasien.

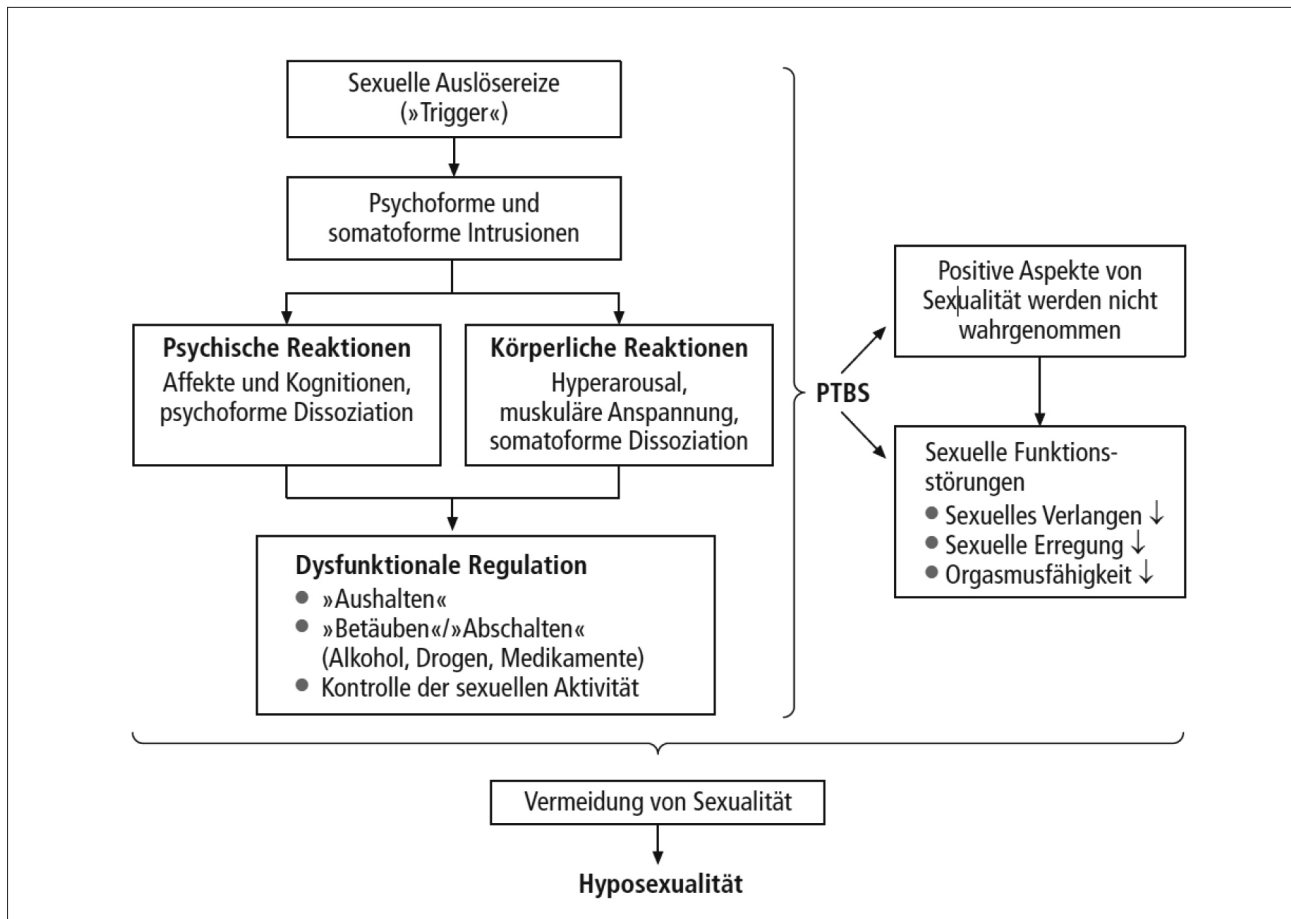


Abb. 1: Hyposexuelle Störung und „sexuelle PTBS“ (Büttner, 2018a)

Fallbeispiel 2

Ende 20-jährige Patientin. Sexuelle und körperliche Misshandlung durch den Vater in der Kindheit:

„Wenn mein Freund mich am Genital berührt, zieht es mich oft in eine Fantasie, in der mein Vater oder andere Männer mich vergewaltigen. Das erregt mich sehr heftig und ich bekomme ziemlich schnell einen Orgasmus. Danach ekle ich mich vor mir selbst und schäme mich zutiefst. Wie abartig bin ich eigentlich, dass so etwas mir Lust macht?

Eine zeitlang habe ich es mit SM-Sex probiert. Ich dachte, das ist halt meine Neigung. Erniedrigt zu werden und mich immer wieder auszuliefern. Dadurch ist alles aber immer schlimmer geworden. Irgendwann habe ich nur noch dissoziiert, den ganzen Tag. Gespürt habe ich mich nur noch im Schmerz. Geschlagen werden, mich tätowieren lassen, meine Schamlippen ritzen“.

Um sich diesem schwer erträglichen Erleben nicht jedes Mal aufs Neue auszusetzen, gehen viele Betroffene sexuellen Begegnungen so gut es geht aus dem Weg. Manchmal

ist die Aversion gegen Sex und Intimität so ausgeprägt, dass eine Partnerschaft einfach nicht in Frage kommt. Andere Betroffene gehen zwar Beziehungen ein, kommen darin aber früher oder später unter Druck. Weil sie Angst davor haben, betrogen, zurückgewiesen und verlassen zu werden, zwingen sie sich immer wieder dazu, Sex mitzumachen. Ihren Beschwerden begegnen sie, indem sie diese so gut es geht aushalten oder sie mit Alkohol, Beruhigungsmitteln oder Drogen betäuben. Ein Teil der Betroffenen setzt den Ohnmachtsgefühlen Kontrolle entgegen, indem sie das „Drehbuch“ der sexuellen Begegnung restriktiv um ihre schlimmsten Trigger herum gestalten. Andere verabreden sich zu vereinbarten Zeiten zum Sex mit dem Partner, bitten sich aber aus, sonst von körperlichen und sexuellen Annäherungen verschont zu bleiben. Auf diese Weise können die Betroffenen in der übrigen Zeit für ein ausreichendes Sicherheitsgefühl sorgen.

Solche vermeidenden Abwehrstrategien führen zwar kurzfristig zu einer Entlastung, können aber auch dazu beitragen, dass die Beschwerden aufrechterhalten werden oder sich auf die Dauer sogar verstärken. Außerdem kann es auf diese Weise nicht zu korrigierenden, positiven Erfahrungen mit Sex und sexuellen Beziehungen kommen.

Stattdessen ist das Vermeidungsverhalten der Betroffenen nicht selten ein Grund für Probleme und Unzufriedenheit in einer bestehenden Partnerschaft.

Fallbeispiel 3

Mitte 30-jährige Patientin. Sexuelle Misshandlung durch einen Sporttrainer in der Kindheit:

„Mit der Zeit ist es mir zunehmend schwerer gefallen, mit meinem Mann zu schlafen. Immer häufiger habe ich nach Gründen gesucht, warum es gerade nicht geht. Am Anfang war er verständnisvoll, mit der Zeit wuchs aber die Enttäuschung. Er fühlte sich zurückgewiesen und dachte, ich habe das Interesse an ihm verloren. Immer häufiger kam es zum Streit. Irgendwann hat er aufgehört nach Sex zu fragen. Einerseits war ich froh darüber, andererseits wusste ich nicht, was das zu bedeuten hat. Hat er jemand anderen? Stehe ich bald alleine da? Wir haben uns immer weiter entfremdet. Irgendwann habe ich mir ein Herz gefasst und ihm von dem Missbrauch erzählt. Er war schockiert, aber auch erleichtert. Zumindest emotional sind wir uns wieder nähergekommen. Nach und nach ist ihm aber auch klargeworden, dass unser Sex für mich nie schön war. Das ist wirklich bitter für ihn.“

In der Praxis sieht man regelmäßig Betroffene, die intrusiv oder dissoziativ anmutende sexuelle Beschwerden zeigen, ohne sich jedoch an einen sexuellen Übergriff erinnern zu können. Neben einer dissoziativen Amnesie kann bei Personen, die im Säuglings- oder Kleinkindalter missbraucht wurden, auch die physiologische frühkindliche Amnesie ein möglicher Grund dafür sein, dass das Erlebte nicht im deklarativen Gedächtnis gespeichert wurde. Andere Betroffene standen unter Alkoholeinfluss oder der Wirkung von K.O.-Tropfen, als es zum Übergriff kam. Dennoch können in solchen Fällen implizite Erinnerungsfragmente vorhanden sein, die sich als emotionale Zustände, konditionierte Reaktionen oder körperliche Empfindungen äußern. Der Hintergrund dieses Erlebens ist den Betroffenen zumeist nicht bewusst, kann sich in manchen Fällen aber eines Tages erschließen. Nicht selten geschieht dies während einer Psychotherapie, Sexualtherapie oder Physio-/Körpertherapie, wenn die Wahrnehmung erneut auf einen Aspekt gelenkt wird, der eine Rolle in der Gewalterfahrung spielte.

Fallbeispiel 4

Mitte 40-jährige Patientin. Sexueller Missbrauch im Grundschulalter:

„Ich habe mich immer gefragt, wieso ich beim Sex so heftigen Ekel empfinde und immer wieder Panikattacken erlebe. Mit Vaginismus habe ich ja auch schon

von Anfang an zu tun. Meine jetzige Gynäkologin hat mich deshalb an eine Beckenbodentherapeutin verwiesen. Durch die Übungen, die wir dort machten, wurde viel Ekel ausgelöst. Ein paarmal musste ich sogar unterbrechen, weil ich zu zittern begann und nicht mehr atmen konnte. Während dem dritten Termin tauchte plötzlich ein Bild vor meinem inneren Auge auf. Ich bin im Gartenhaus meiner Großeltern. Ein schwer atmender Mann hält mir den Mund zu und drückt mich in ein altes Sofa. Heute weiß ich, dass das ein Flashback war. Die Beckenbodentherapeutin hat das erkannt und mir eine Traumatherapie empfohlen. Durch die Beschäftigung mit dem Thema wurde mir vieles klarer. Auch die Erinnerungen wurden mit der Zeit deutlicher. Es war mein Onkel, der mich als Kind missbraucht hat. Ich habe mir ein Herz gefasst und es meiner Schwester erzählt. Die wurde ganz bleich und sagte nur ‚Du etwa auch?‘“

In der wissenschaftlichen Literatur werden Aversion gegen Sexualität und das Vermeiden von sexueller Aktivität nach sexuellen Gewalterfahrungen manchmal unter dem Begriff „Hyposexualität“ zusammengefasst (u.a. Rellini, 2008; Schwartz, 2008; vgl. Abb. 1). Im Hinblick darauf, dass Sexualität sich nicht an einem quantitativen Normwert messen lässt (Wieviel Sex ist „normal“? Und wie wenig ist dann „hypo“?), ist der Begriff zwar nicht besonders günstig gewählt, andererseits ist er nützlich, um eine Polarität in der sexuellen Symptomatik von Menschen mit sexuellen Gewalterfahrungen zu beschreiben. Denn es gibt auch Betroffene, die ein gesteigertes und/oder hochriskantes Sexualverhalten zeigen, was sich in der Logik der genannten Autoren als Ausdruck einer „Hypersexualität“ verstehen lässt. Nicht wenige Betroffene lassen sich außerdem als „sexuell ambivalent“ beschreiben, da sich bei ihnen Vermeidung und exzessive/riskante Sexualität abwechseln (Rellini, 2008, vgl. Abb. 2).

Sexuelles Risikoverhalten

Betroffene, die in der Kindheit sexuell missbraucht wurden, bringen sich in der Sexualität nicht selten selbst in Gefahr – oft unbewusst und ungewollt, manchmal auch mit Absicht. Lebensgeschichtlich sehr frühe Sexualkontakte, häufige Partnerwechsel, ungeschützter Sex, Alkohol- und Drogenkonsum, aber auch Prostitution sind bei diesen Personen verbreiteter als bei anderen (Senn et al., 2008). Auf diese Weise steigt das Risiko für die Betroffenen – aber auch für deren Sexpartner – sich mit einer sexuell übertragbaren Erkrankung zu infizieren. Auch zu unerwünschten Schwangerschaften und erneuten sexuellen Übergriffen kann es so leicht kommen.

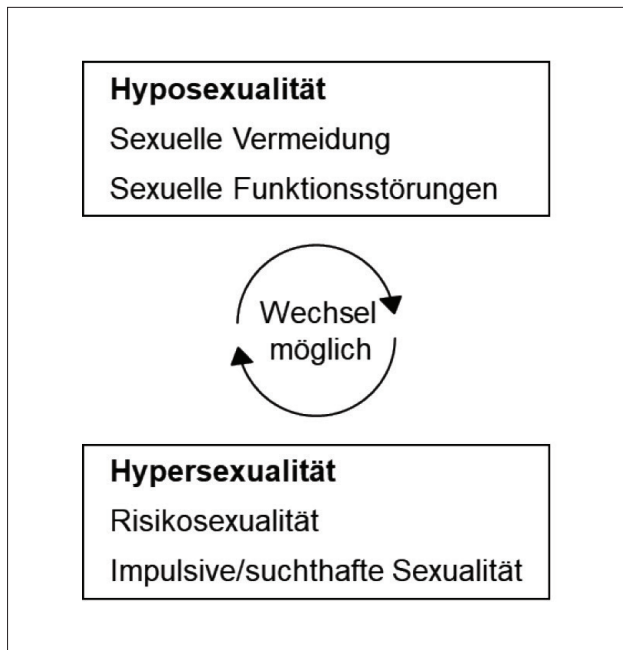


Abb. 2: Polarität sexueller Störungen nach sexuellem Missbrauch (nach Rellini, 2008)

Fallbeispiel 5

Anfang 30-jährige Patientin. Sexueller Missbrauch bis zum 13. Lebensjahr:

„Ich war gerade 14 geworden, da lernte ich meinen ersten Freund kennen. Schon beim ersten Treffen wollte er mit mir schlafen. Ich war es durch den Missbrauch ja gewöhnt, also habe ich mitgemacht. Danach gab es viele verschiedene Männer. Oft war Alkohol im Spiel. Ich wusste, wie man einen Mann auf sich aufmerksam macht, war mir für nichts zu schade und habe sexuell alles gegeben – auch ohne Kondom – weil ich dachte, nur dann bin ich gut genug. Mit 17 bin ich dann auch noch vergewaltigt worden. Als mir später angeboten wurde, in einem Sexclub zu arbeiten, dachte ich: „Ich bin doch sowieso schon so kaputt – das macht jetzt auch nichts mehr aus.““

Weil es den Betroffenen in der Kindheit nicht in ausreichendem Maße zugestanden wurde, ihre Bedürfnisse und Grenzen wahrzunehmen und zum Ausdruck zu bringen, können sie sich später in der Sexualität nicht gut schützen. Sie sind es gewohnt, sich unterzuordnen. Sich selbst zu behaupten, etwa auf Safer Sex zu bestehen oder ungewollte sexuelle Annäherungen abzuwehren, fällt ihnen schwer. Viele Betroffene sind davon überzeugt, dass es ihnen nicht zustehe, sexuelle Forderungen zurückzuweisen. Dissoziatives Erleben oder der Konsum von Alkohol, Drogen und Beruhigungsmitteln können dieses Problem zusätzlich verstärken.

Ein Teil der Betroffenen machte während des Missbrauchs außerdem die Erfahrung, dass ihnen im Gegenzug für Sex menschliche Zuwendung zuteil wurde. Später erhoffen sie sich, über sexualisiertes Verhalten Aufmerksamkeit und Zuneigung zu erfahren. Vor allem wenn sie als Kind wenig Beachtung und Liebe erfahren haben, empfinden sie oft ein großes Bedürfnis nach Beziehung, das sie auf diese Weise zu stillen versuchen. Auch selbst- oder fremdschädigende Impulse können manchmal der Grund dafür sein, dass Betroffene hohe Risiken beim Sex in Kauf nehmen (Büttner, 2018c).

Fallbeispiel 6

Mitte 50-jährige Patientin. Sexueller Missbrauch durch verschiedene Täter in der Kindheit:

„Beim Sex bin ich nicht wählerisch. Die Männer finde ich online. Ich will es heftig und schnell, ohne Gummi. Wenn einer mich mies behandelt, fühle ich mich dreckig. Aber ich weiß, ich bekomme, was ich verdiene. Ich habe es geradezu darauf angelegt, mir HIV zu fangen. Ein Selbstzerstörungsprogramm – so sehr hasse ich mich. Aber auch die Kerle verabscheue ich. Wenn sich einer bei mir etwas fängt, ist das nur gerecht.“

Die Situation von geistig behinderten Menschen bedarf in diesem Kontext einer erhöhten Aufmerksamkeit. Geistig Behinderte sind häufiger als andere Personen sexueller Gewalt ausgesetzt, und zwar in der Kindheit wie auch im Erwachsenenalter (Byrne, 2017). Zusätzlich sind sie häufig kaum aufgeklärt. Sie kennen sich mit Verhütung und Safer Sex nicht aus und wissen nicht, wie man sich im Umgang mit Sexualität angemessen verhält. Durch ihre geistigen Einschränkungen können sie das Verhalten anderer oft nicht richtig deuten und erfassen nicht, was genau geschieht. Es fällt ihnen deshalb besonders schwer, sich gegen ungewollte Annäherungen abzugrenzen (Dusome & Melrose, 2015). Kommen nun noch eine Sexualisierung durch Missbrauchserfahrungen hinzu oder eine übermächtige Sehnsucht nach Liebe und Körperkontakt, macht das die Betroffenen sehr vulnerabel. Geistig behinderte Menschen benötigen deshalb eine spezialisierte Unterstützung im Umgang mit dem Thema Sexualität.

Fallbeispiel 7

Anfang 20-jährige Patientin. Intelligenzminderung aufgrund einer frühkindlichen Entwicklungsstörung. Wiederholte sexuelle Gewalterfahrungen ab dem 15. Lebensjahr, schwere emotionale und körperliche Vernachlässigung in der Kindheit:

Die Patientin berichtete, dass ihr in der Vergangenheit beim Sex „immer wieder wehgetan worden“ sei,

und zwar durch verschiedene Männer. Oft würden dabei Dinge von ihr verlangt, die sie gar nicht tun wolle – sie mache aber fast alles mit. Nur als einer sie mal habe würgen wollen, habe sie es mit der Angst bekommen und nein gesagt. Weil sie gerne einen Freund hätte, suche sie im Internet nach Männern. In den Chats gehe es dann oft ganz schnell um Sex. Einen guten Teil dieser Männer treffe sie auch. Nach dem Sex gehe es ihr oft schlecht, sie wisse aber nicht warum. Manchmal spreche sie auch Männer auf der Straße an und freue sich, wenn einer sich für sie interessiere. Oft fasse sie die Männer auch an. Mit einigen gehe sie nachhause oder „in eine Ecke“, es sei denn, sie bezeichneten sie „als Nutte oder so“. Aber selbst dann gebe sie den Männern oft noch eine zweite Chance. Was Safer Sex sei, wisse sie nicht so genau.

Auch Frauen, die Sex gegen Bezahlung anbieten, sind eine besonders belastete Risikogruppe. In einer deutschen Studie hatten 43% der befragten Prostituierten in der Kindheit sexuellen Missbrauch erlebt – 80% von ihnen wiederholt, fast ein Viertel mehr als 100-mal. 52% waren häufig oder gelegentlich geschlagen oder körperlich gezüchtigt worden. Oft zieht sich bei diesen Betroffenen die Gewalt durch das gesamte Leben. 9 von 10 sind nach dem 16. Lebensjahr körperlicher Gewalt ausgesetzt, 6 von 10 sexueller Gewalt. Vor allem im Arbeitskontext kommt es leicht zu Übergriffen. Jede 3. Prostituierte hat während der Ausübung ihrer Arbeit schon körperliche Gewalt erlitten, jede 3. bis 4. sexuelle Gewalt. Jede 5. hat dabei schon schwerere Verletzungen wie Knochenbrüche, Verstauchungen, Muskelrisse, Gesichtsverletzungen, Brandwunden und ausgekugelte Gelenke davongetragen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2004).

„Sexsucht“ (nicht-paraphile hypersexuelle Störung)

Manche Personen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, leiden unter einer Impulskontrollstörung, die sich im Umgang mit Sexualität äußert. Sie spüren einen ständigen, nur schwer beherrschbaren Drang zu masturbieren, Pornos oder Cybersex zu konsumieren oder Sex zu haben. Neben sexueller Gewalt gelten auch andere traumatische Erfahrungen als Risikofaktoren für die Entwicklung eines solchen Beschwerdebilds, so zum Beispiel Vernachlässigung (Hall, 2011) und emotionale oder körperliche Gewalt in der Kindheit (von Franqué & Briken, 2018a). Die Impulskontrollstörung kann zwanghafte, suchthafte oder dissoziative Züge tragen (Bancroft, 2008) und ist oft Ausdruck eines dysfunktionalen Versuchs, unangenehme

affektive Zustände wie depressive Verstimmungen oder belastende Gefühle zu regulieren (Hartmann, 2017).

Fallbeispiel 8

Ende 40-jährige Frau. Sexueller Missbrauch durch verschiedene Täter in der Kindheit:

„Vor allem wenn es mal wieder zu einer Trennung gekommen ist, ist es ganz extrem. Dann brauche ich manchmal drei, vier verschiedene Männer am Tag. Streicheln oder schmusen finde ich abstoßend, schließlich will ich nicht, dass mir einer zu nah kommt. Hinterher schmeiße ich die Typen raus. Wenn ich niemanden finde, reagiere ich mich durch Masturbieren ab.“

In vielen Fällen besteht zusätzlich eine Beziehungsstörung, die es den Betroffenen schwermacht, Sexualität in eine intime Partnerschaft zu integrieren. Um sexuelles Interesse oder Erregung zu wecken, brauchen sie einen stärkeren Reiz als jenen, der Sex in einer dauerhaften Beziehung bieten kann – z.B. immer neue, oft auch sehr spezielle pornographische Bilder oder ständig wechselnde Sexpartner_innen (Hartmann, 2017).

Fallbeispiel 9

Mitte 30-jähriger Patient. Sexueller Missbrauch durch eine weibliche Täterin in der Jugend:

„Jede halbwegs interessante Frau kann das in mir auslösen. Ich sehe sie und sofort läuft ein Film bei mir ab. Ich MUSS sie ansprechen und sehen, wie weit sie mitgeht. Es ist wie ein Zwang. Auch im Internet bin ich unterwegs, oft in drei, vier Kontaktportalen gleichzeitig. Wenn sie sich auf mich einlässt, läuft das immer gleiche Programm ab, das auf Verführung zielt. Kaum dass ich mit ihr geschlafen habe, ist es aber schon wieder vorbei. Dann kommt diese unfassbare Leere und ich muss flüchten. Kürzlich hat meine Frau meine Kreditkartenabrechnungen vom letzten Jahr gefunden mit Dutzenden Hotelaufenthalten drauf. Da ist alles aufgefliegen. Ich denke, ich brauche Hilfe. Ich ruiniere meine Ehe, meine Familie und unsere finanzielle Existenz.“

Leben die Betroffenen ihr suchthafte Verhalten innerhalb einer Partnerschaft aus, kann es vorkommen, dass sie immer extremere Spielarten fordern.

Fallbeispiel 10

Ende 40-jähriger Patient. Als Kind jahrelang Zeuge sexueller Handlungen der Mutter mit wechselnden Partnern. Sexueller Missbrauch im Alter von 12 Jahren:

„Keine Frau hat es lange mit mir ausgehalten. Jeder wird es irgendwann zu viel. Am Anfang genügt es mir, zwei- dreimal am Tag Sex zu haben. Aber bald brauche ich mehr als das. Beim Swingen zu sehen, wie sie von vielen Männern genommen wird. Ihr dabei zuzuschauen, wie sie sich für mich prostituiert. Und ich masturbiere dazu. Wer nicht total abhängig ist von mir, macht das nicht mit. Ich frage mich, warum ich das immer wieder durchspielen muss. Wem will ich wehtun, den Frauen oder mir?“

Die Partnerschaften von Personen, die unter einer Sexsucht leiden, sind oft erheblich belastet. Die Partner erleben sich sexuell unter Druck gesetzt und benutzt, oft genug aber auch verantwortlich dafür, die Betroffenen sexuell zu befriedigen, und schuldig, wenn ihnen das nicht gelingt. Nicht selten besteht eine Co-Abhängigkeit. Kommt die gemeinsame Sexualität zum Erliegen, weil die Betroffenen Pornos oder sexuelle Außenkontakte vorziehen, empfinden sich die Partner unter Umständen als nicht gut genug und mit ihren Bedürfnissen alleingelassen. Werden die sexuellen Außenkontakte offenbar, sind sie oft enttäuscht und fühlen sich betrogen. Viele Partnerschaften geraten so früher oder später in eine tiefe Krise, die mitunter in eine Trennung münden kann.

Auch Probleme im Arbeitsleben können durch das Beschwerdebild verursacht werden, z.B. wenn die Symptomatik so viel Zeit frisst, dass das Arbeitspensum nicht mehr bewältigt werden kann. Oder wenn das Verhalten am Arbeitsplatz auffällt. Das Sozialleben kann leiden, wenn es zum Rückzug in die Welt von virtuellem und realem Sex kommt. Außerdem sind für Pornos, Cybersex, Prostitution und Dates oft hohe Ausgaben fällig, so dass es zu finanziellen Schwierigkeiten kommen kann. Depression ist eine häufige Folge von Sexsucht, kann aber auch wiederum sexsüchtiges Verhalten fördern, so dass sich viele Betroffene mit der Zeit in einer „Abwärtsspirale“ verfangen (Hartmann, 2017).

Exkurs

Vom Opfer zum Täter

Personen, die anderen Menschen sexuelle Gewalt zufügen, waren als Kinder nicht selten selbst sexuellen Übergriffen ausgesetzt. Diese Beobachtung macht man in allen Tätergruppen, unabhängig davon, ob das Ziel der Übergriffe Kinder sind (Whitaker et al., 2008) oder Adoleszente und Erwachsene (Tharp et al., 2013). Ob eigene sexuelle Gewalterfahrungen aber tatsächlich das Risiko erhöhen, später zum Sexualtäter zu werden, ist nicht abschließend geklärt. Eine prospektive Studie, die Betroffene von sexuellem Missbrauch bis weit ins Erwachsenenalter begleitete, fand hierfür keinen Beleg (Widom, 2015). Möglicherweise handelt es sich bei eigenen sexuellen Ge-

walterfahrungen also um einen Risikofaktor, der für einige Täter-Personen relevant ist, aber bei weitem nicht um den einzigen (Whitaker et al., 2008). Als Kind körperliche Gewalt oder Vernachlässigung erfahren zu haben, scheint demgegenüber ein stärkerer Risikofaktor für spätere sexuelle Täterschaft zu sein (Widom, 2015).

Etwa die Hälfte der Täter, die Kinder sexuell missbrauchen, ist pädophil. Der Rest fühlt sich sexuell nicht besonders zu Kindern hingezogen. Unter diesen Tätern finden sich Personen, die Impulskontrollstörungen und antisoziale Persönlichkeitszüge aufweisen, aber auch geistig Behinderte und sexuell unerfahrene Jugendliche und junge Erwachsene. Oft fehlt es ihnen an den notwendigen sozialen Fertigkeiten, um eine emotionale und sexuelle Beziehung mit einer Person aufzubauen, die vom Alter angemessen wäre. In solchen Fällen wird das missbrauchte Kind für die Täter zum Partnerersatz (Tenbergen et al., 2015).

Wer gegenüber Adoleszenten und Erwachsenen sexuell gewalttätig wird, hat häufig eine unpersönliche Einstellung gegenüber Sex, einen hohen Sex Drive (Tharp et al., 2013) und beschäftigt sich intensiv mit Pornos und gewalttätigen Darstellungen in den Medien (Ybarra et al., 2013).

Sexualität bei (komorbiden) psychischen Erkrankungen

Menschen mit sexuellen Gewalterfahrungen leiden oft an psychischen Erkrankungen, die ebenfalls mit sexuellen Störungen einhergehen können:

- **Depression:** Sexuelle Funktionsstörungen wie ein reduziertes sexuelles Verlangen, Erregungs- und Orgasmusstörungen (Clayton et al., 2009), aber auch Sexsucht (Schultz et al., 2014) sind bei depressiven Personen häufiger als bei anderen Menschen.
- **Komplexe posttraumatische Belastungsstörung (kPTBS):** Während ein einzelnes Trauma bereits eine PTBS auslösen kann, tritt die kPTBS nur als Folge von chronischen Traumatisierungen wie z.B. anhaltender sexueller und körperlicher Gewalt in der Kindheit auf. Aber auch nach wiederholten Traumatisierungen im Erwachsenenalter (wie etwa jahrelanger sexueller und körperlicher Gewalt in der Partnerschaft) ist sie anzutreffen. Außer zu PTBS und Dissoziation kommt es bei der kPTBS auch zu Störungen der Affektregulation, Selbstwahrnehmung und Beziehungsfähigkeit (Maercker & Hecker, 2016). In der ICD-11, der Neufassung der International Classification of Diseases, soll dieses Symptombild erstmals unter der Diagnose „Komplexe posttraumatische Belastungsstörung“ zusammengefasst werden (Hecker & Maercker, 2015).

Alle hier aufgeführten Teilaspekte der kPTBS können Beeinträchtigungen in der Sexualität nach sich ziehen (Büttner, 2018b, 2018d). In den bisherigen Forschungskriterien der kPTBS werden außerdem einige sexuelle Symptome genannt. Diese kamen in einer Multicenter-Studie mit 189 kPTBS-Patienten in folgenden Häufigkeiten vor: Aversion gegen Berührung 55%, Vermeiden von Sexualität 50%, sexuelles Risikoverhalten 19% und zwanghafte Sexualität 10%. Mehr als 3 von 4 kPTBS-Patienten wiesen mindestens eine sexuelle Störung auf, die Hälfte hatte sexuelle Gewalt erlebt. Das Vorhandensein von sexuellen Missbrauchserfahrungen in der Kindheit stand im Zusammenhang mit dem Auftreten von sexueller Vermeidung (Büttner et al., 2014).

- **Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS):** Sexuelle Vermeidung, Dissoziation, Selbstverletzen und Suizidalität im Zusammenhang mit Sexualität (Zanarini et al., 2003) treten bei BPS ebenso vermehrt auf wie sexuelles Risikoverhalten (Sansone & Sansone, 2011) und sexuelle Funktionsstörungen wie Probleme mit der Erregung, der Lubrikation, dem Orgasmus, der Befriedigung oder Schmerzen beim Sex (Schulte-Herbrüggen et al., 2009). Auch Unsicherheiten bezüglich der eigenen sexuellen Orientierung sowie der sexuellen, teils aber auch der geschlechtlichen Identität (Genderdysphorie/Geschlechtsinkongruenz) sind bei BPS besonders häufig (Frías et al., 2016). Dass das sexuelle Symptomprofil der BPS Ähnlichkeiten mit den oben beschriebenen Beschwerden aufweist, überrascht nicht, wenn man bedenkt, dass sehr viele Borderline-Patienten sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt haben (de Aquino Ferreira et al., 2018).
- **Essstörungen:** Sexuelle Funktionsstörungen treten bei Essstörungen vermehrt in Erscheinung (Castellini et al., 2016). Bulimie ist bisweilen mit impulsivem und riskantem Sexualverhalten verbunden, anorektisches Essverhalten eher mit einer restriktiven Sexualität (Westen & Harnden-Fischer, 2001, Eddy et al., 2004).
- **Substanzmissbrauch:** Sexuelle Funktionsstörungen (Bitzer, 2013) und sexuelles Risikoverhalten (s.o.) sind häufige Begleiterscheinungen von starkem Alkoholkonsum (Vallejo-Medina & Sierra, 2013). Auch zwischen sexueller Täterschaft und Substanzmissbrauch bestehen Zusammenhänge (WHO, 2010).
- **Angststörungen:** Einzelne Studien weisen darauf hin, dass Panikstörungen, Agoraphobie, generalisierte Angststörungen und soziale Phobie oft mit sexuellen Problemen einhergehen (Laurent & Simons, 2009).
- **Zwangsstörungen:** Zwangsgedanken mit ego-dystonen sexuellen Inhalten, wie z.B. Befürchtungen, sich sexuell übergriffig zu verhalten, oder Sex mit Tieren zu praktizieren (Real, 2013), Ängste beim Sex kon-

taminiert zu werden (Bloch et al., 2008) und zwanghaftes sexuelles Verhalten sind bei diesen Erkrankungen anzutreffen. Sexuelle Funktionsstörungen treten ebenfalls gehäuft auf (Real, 2013).

Beeinträchtigung der Sexualität durch Psychopharmaka

Sexuell traumatisierte Menschen, die psychisch erkrankt sind, werden oft mit Psychopharmaka behandelt. Viele der eingesetzten Substanzen wirken sich aber nachteilig auf die Sexualität aus. Unter den Antidepressiva sind v.a. SSRI, SSNRI und Trizyklika dafür bekannt, dass sie die sexuelle Funktion hemmen können. Dasselbe gilt für Antipsychotika wie Risperidon, Haloperidol, Olanzapin oder Quetiapin, aber auch für Stimmungsstabilisatoren wie Carbamazepin, Valproinsäure und Lithium. Auch Anxiolytika wie Gabapentin und Pregabalin oder auch Benzodiazepine wirken sich oft ähnlich aus. Zu hypersexuellen Beschwerden kann es hingegen z.B. unter dem Antipsychotikum Aripiprazol und dem Stimmungsstabilisator Lamotrigin kommen (Biedermann, 2018, z.T. unter Verweis auf Benkert & Hippus, 2014). Manchmal können Psychopharmaka sexuelle Störungen, die im Rahmen einer psychischen Erkrankung auftreten (z.B. bei PTBS), weiter verschlechtern (Tran et al., 2015).

Was sind die Folgen trauma-assoziierter sexueller Störungen?

Sexuelle Probleme nach sexuellen Gewalterfahrungen sind in vielen Fällen durch schwerwiegende Selbstschädigungen charakterisiert. Zum Teil besteht eine große Gefahr, weitere Übergriffe zu erleiden. Wird dies nicht erkannt, bleibt das Risiko, erneut Opfer von Gewalt zu werden, oft ein Leben lang erhöht. Viele Betroffene erleben außerdem einen hohen Leidensdruck, weil sie sich als Beziehungspartner wertlos fühlen und Angst haben, von ihrem Partner verlassen zu werden. Tatsächlich ist es nicht ungewöhnlich, dass sich bei Betroffenen um das Thema Sexualität hartnäckige Partnerschaftsprobleme entwickeln, die sich zu schweren Beziehungskrisen oder Trennungen auswachsen können. In anderen Fällen verhindern die traumabedingten sexuellen Probleme gar das Entstehen von intimen Beziehungen, so dass Wünsche nach einer Partnerschaft oder Familiengründung für immer unerfüllt bleiben. Einsamkeit und eine tiefe Enttäuschung darüber, dass der Missbrauch die eigenen Lebenspläne zerstört hat, sind keine Seltenheit. Sexuel-

le Probleme nach sexuellen Gewalterfahrungen können deshalb eine im Verborgenen wirkende Ursache für psychische Destabilisierungen sein und depressive Phasen, selbstverletzendes Verhalten, Alltagsdissoziation, vermehrten Substanzkonsum oder suizidale Krisen auslösen.

Exkurs

Auswirkungen auf die sexuelle Orientierung

Wer psychotraumatologisch arbeitet, kennt meistens auch Berichte von Betroffenen, die von sich sagen, dass ihre traumatischen Erfahrungen einen maßgeblichen Einfluss auf ihre sexuelle Orientierung hatten. Bisweilen trifft man z.B. auf sexuell missbrauchte Frauen, die eine gleichgeschlechtliche Partnerin wählen, weil sie es als zu bedrohlich empfinden, eine enge Beziehung mit einem Mann einzugehen. Diese Frauen haben Männer vor allem von einer gewalttätigen Seite kennengelernt. Eine Übergeneralisierung hat nun zur Folge, dass Täreigenschaften auf Männer insgesamt übertragen werden. So entwickelt sich eine Aversion gegen das andere Geschlecht. Der nähere Kontakt mit Männern wird fortan vermieden. Manche dieser Frauen leben Sexualität mit ihren Partnerinnen, für andere kommt das nicht in Frage.

Eine andere Thematik betrifft Männer, die in der Kindheit von Männern sexuell missbraucht wurden. Manche von ihnen leben hetero-, andere homo- und wieder andere bisexuell. Das Gewahrwerden der sexuellen Traumatisierung und die Beschäftigung damit können bei einigen dieser Männer dazu führen, dass sie in ihrem Identitätsgefühl verunsichert werden. Es drängt sich ihnen die Frage auf, ob ihre bisherige sexuelle Orientierung etwa durch den Missbrauch bestimmt wurde. „Dachte ich nur, ich sei homosexuell, weil es ein Mann war, der mich missbraucht hat?“ oder „Lebe ich vielleicht deshalb heterosexuell, weil ich Sex mit einem Mann als abstoßend kennengelernt habe?“

Es wäre therapeutisch nicht sinnvoll und zudem ethisch nicht vertretbar, wenn man diese Schilderungen zum Anlass nähme, um auf eine heteronormative Ausrichtung der sexuellen Orientierung hinzuarbeiten. Sich selbst besser zu verstehen, die eigene sexuelle Identität zu klären, Akzeptanz dafür zu entwickeln und einen Umgang mit den oft wenig verständnisvollen Reaktionen des Umfelds zu finden sind allerdings wichtige Therapiebedürfnisse, denen man sich in einer Psycho- oder Sexualtherapie zuwenden kann, sofern die Betroffenen dies wünschen.

2013 erschien in den USA eine bevölkerungsrepräsentative Studie, die sich mit der Frage beschäftigte, ob traumatische Kindheitserfahrungen bei der Entstehung der sexuellen Orientierung eine Rolle spielen (Roberts et al., 2013). Der Einfluss von sexuellem Missbrauch auf die homosexuelle Anziehung wurde darin auf 9% geschätzt, für das Eingehen gleichgeschlechtlicher sexueller Kon-

takte auf 21% und für die homo- oder bisexuelle Identität auf 23%. Somit ist die Studie einer der wenigen wissenschaftlichen Hinweise darauf, dass für einzelne Betroffene von sexuellem Missbrauch Homo- oder Bisexualität Ausdruck eines Bewältigungsversuchs sein kann.

Traumaorientierte Sexualtherapie

Stand der Dinge

Um die sexuellen Schwierigkeiten von Menschen mit sexuellen Gewalterfahrungen rankt sich für Therapeuten und Ärzte ein doppeltes Tabu. Nicht nur die Sexualität der Patienten wird in der Praxis zumeist ausgeblendet, dasselbe gilt auch für sexuelle Traumatisierungen. Oft sind Unsicherheiten im Umgang mit diesen Themen und eine Fokussierung auf die im Vordergrund stehende Symptomatik (z.B. die Depression, mit der der Patient in die Behandlung kommt) der Grund dafür, dass die Problematik nicht zur Kenntnis genommen wird. Zusätzlich wahren viele Therapeuten lieber Zurückhaltung, weil sie befürchten, die Betroffenen durch genaueres Nachfragen zu „retraumatisieren“.

Auch viele Patientinnen fühlen sich unsicher oder gehen einfach nicht davon aus, dass sie mit ihren Behandlern² über ihre Sexualität sprechen können. Finden Betroffene jedoch den Mut, das Thema anzusprechen, machen sie oft die Erfahrung, dass sie von einem zum nächsten geschickt werden. Sie bleiben mit ihren Problemen alleine, weil weder Ärzte noch Psychotherapeuten noch Sexualtherapeuten sich zuständig fühlen.

Ein bedeutender Teil der sexuellen Störungen, die nach sexuellen Gewalterfahrungen angetroffen werden können, findet in ICD oder DSM keine (oder keine ausreichende) Berücksichtigung. Es gibt nur wenig Fachliteratur zu dem Thema und auch in den psychotherapeutischen und ärztlichen Ausbildungen wird kaum etwas dazu vermittelt. Weder auf empirisch überprüfte Behandlungskonzepte noch auf eine breite klinische Erfahrung können wir zum jetzigen Zeitpunkt zurückgreifen. Auch deshalb ist es erfreulich, dass die Bundesärztekammer die Aufmerksamkeit der Ärzteschaft nun in diese Richtung lenkt. Im nächsten Schritt wäre es wichtig, die verfügbare Expertise zusammenzutragen, um qualifizierte Weiterbildungsmöglichkeiten zu schaffen.

² Im Folgenden wird im Interesse der Lesbarkeit die maskuline Form von Berufsbezeichnungen – Behandler, Arzt, Therapeut u.a. benutzt. Selbstverständlich sind auch Frauen, die diese Berufe ausüben – und gerade in diesen Berufen oft die Mehrheit bilden –, mitgemeint.

Zu der Frage, wie die Behandlung von Menschen mit sexuellen Störungen nach sexuellen Gewalterfahrungen gestaltet sein sollte, existieren bisher nur vereinzelte Erfahrungswerte. Eine Empfehlung zielt beispielsweise darauf ab, bei Vorliegen einer PTBS die Behandlung nicht alleine darauf zu beschränken. Die Vorstellung, dass eine erfolgreiche Traumatherapie auch dazu führen werde, dass die sexuelle Symptomatik verschwindet, hat sich nicht bestätigt (Cohen & Hien, 2006; Postma et al., 2013; O’Driscoll & Flanagan, 2016; Schnurr et al., 2009; Yehuda et al., 2015). Vielmehr werde eine spezifische Therapie benötigt, die auch auf die sexuellen Faktoren eingehe – so der Hinweis einiger Autoren. Auf der anderen Seite scheinen klassische sexualtherapeutische Verfahren wie Sensate Focus für diese Patientengruppe nicht geeignet zu sein (Hall, 2007; Hall, 2008; Yehuda et al., 2015; Zoldbrod, 2015). Und auch neuere Ansätze wie die differenzierungsbasierte (Schnarch, 2009, 2011) oder die systemische Sexualtherapie (Clement, 2006) eignen sich in ihrer ursprünglichen Form nur für einen Teil der Betroffenen. Dies hat u.a. damit zu tun, dass so mancher Mensch, der sexuelle Gewalt erlitten hat, in einer solchen Therapie schnell überfordert ist. Vor allem für Betroffene, die schwereren Formen sexueller Gewalt ausgesetzt waren, kann die intensive Hinwendung zur eigenen Sexualität und zum eigenen Körper bereits eine so hohe Belastung darstellen, dass es zu einer anhaltenden Verschlechterung der psychischen Verfassung kommt. Aufgrund der schweren Beziehungstraumatisierungen, denen viele Betroffene in der Kindheit ausgesetzt waren, verfügen sie außerdem nicht über die notwendigen Fähigkeiten zur Selbst- und Beziehungsregulation. Stagnierende Behandlungsverläufe, Behandlungsabbrüche oder psychische Krisen sind die Folge.

Eine modifizierte Sexualtherapie kann nach Ansicht verschiedener Autoren aber durchaus von Nutzen sein, nämlich z.B. dann, wenn zuvor eine ausführliche Psychoedukation erfolgt ist und eine genügende Regulationsfähigkeit erworben wurde (Courtois, 1997). Zusätzlich sollte die Sexualtherapie in eine störungsspezifische Behandlung eingebunden sein (O’Driscoll & Flanagan, 2016) und sehr kleinschrittig und behutsam durchgeführt werden (Maltz, 1988; Maltz, 2002). Auch Körpertherapie kann ein wichtiges Behandlungselement sein (Haines, 2007; Zoldbrod, 2015).

Von O’Driscoll und Flanagan werden in einer Übersichtsarbeit (2016) die folgenden Behandlungselemente empfohlen:

- psychosexuelle Edukation,
- Techniken zur Reorientierung bei Intrusionen oder Dissoziation,
- Fördern der Fähigkeit zur Unterscheidung von Ver-

gangenheit und Gegenwart,

- Achtsamkeit,
- Entspannungsverfahren,
- Kognitives Reframing/Restrukturieren,
- einen positiven Bezug zu Sexualität entwickeln,
- Einbeziehen des Partners in die Behandlung,
- Lernen, gegenüber dem Partner eigene Grenzen zu vertreten,
- Identifikation von Triggern und Verringern der Triggerexposition,
- Sensate Focus (modifiziert) zur graduierten Triggerexposition.

Erfahrungen aus der klinischen Arbeit

Diese Hinweise haben wir bei der Ausarbeitung unseres Behandlungskonzepts in der *Psychosomatischen Klinik am Klinikum rechts der Isar* beherzigt und durch unsere eigene Expertise ergänzt. Seit einigen Jahren arbeiten wir mit unseren sexuell traumatisierten Patienten auch am Thema Sexualität – und zwar sowohl ambulant in Einzelsitzungen als auch stationär im Gruppensetting. Unser integrativer Behandlungsansatz umfasst neben traumatherapeutischen, sexualtherapeutischen und systemischen auch physio- und körpertherapeutische Behandlungselemente (Büttner & Paschinger, 2018). Bei Bedarf ziehen wir gynäkologische bzw. urologische Fachkollegen hinzu.

Eine Behandlung betrachten wir dann als sinnvoll, wenn die sexuelle Symptomatik Leidensdruck verursacht, mit Selbstschädigungen einhergeht oder zur Schädigung anderer Personen führt. Zusätzlich bedarf es einer geeigneten Motivationslage. Vor allem Betroffene mit sexueller PTBS/„hyposexuellen“ Beschwerden möchten häufig deshalb an dem Thema arbeiten, weil sie wieder „sexuell funktionieren“ und „normal werden“ möchten. Die Angst verlassen zu werden oder alleine bleiben zu müssen ist so groß, dass sie auch die Missachtung ihrer persönlichen Bedürfnisse und Grenzen in Kauf nehmen. Letztlich stehen hinter einer solchen Motivationslage aber fremdbestimmte Vorstellungen, die sich nicht nur an gesellschaftlichen und medialen Stereotypen, sondern auch an den Erwartungen der Partner der Betroffenen orientieren. Eine Arbeit unter diesen Voraussetzungen kann leicht dazu führen, dass das Wohlergehen der Betroffenen aus dem Blick gerät und der Anpassungsdruck in der Sexualität weiter steigt – was wiederum das Risiko einer Reinszenierung traumatischer Beziehungskonstellationen birgt. Fremdbestimmte Beweggründe spielen aber gerade zu Beginn der Behandlung sehr oft eine Rolle. Deren Vorhandensein spricht deshalb auch nicht grundsätzlich dagegen, sich mit dem Thema Sexualität zu befassen. Mit Betroffenen, bei denen (zumindest zusätzlich) eine authentischere Motivationslage besteht,

die z.B. auf eine „Wiederinbesitznahme der eigenen Sexualität“ oder auf mehr Freiheit, Selbstbestimmung und Freude im Umgang damit zielt, ist es jedoch wahrscheinlicher, dass man in der Therapie gut vorankommt.

Beschäftigen sich die Betroffenen mit ihrer Sexualität, so ist es kaum vermeidbar, dass sie dabei auch auf Trigger treffen und indirekt mit ihren sexuellen Gewalterfahrungen konfrontiert werden. Es bedarf daher eines behutsamen, wohl dosierten Vorgehens und der Beachtung einiger „Sicherheitsvorkehrungen“:

Offenbaren sich z.B. so große Schwierigkeiten in der Selbstregulation, dass die Betroffenen trotz Hilfestellung des Behandlenden in den Sitzungen immer wieder von Intrusionen und Dissoziation überwältigt werden, oder befürchtet werden muss, dass es ihnen durch die Behandlung anhaltend schlechter gehen wird, sollte die Arbeit an der Sexualität vorerst zurückgestellt werden. Dies empfiehlt sich insbesondere dann, wenn Komorbiditäten wie z.B. eine schwere Depression, Suizidalität, selbstverletzendes Verhalten oder Substanzkonsum vorliegen. In diesen Fällen besteht das Therapieziel zunächst darin, eine ausreichende Regulationsfähigkeit und Symptomstabilität zu etablieren. Je nach Schweregrad der zugrundeliegenden Traumafolgestörung ist es deshalb am besten, wenn die Arbeit an der Sexualität in eine traumaorientierte Psychotherapie eingebunden wird oder im Schulterchluss mit einem Traumatherapeuten stattfindet.

Zusätzlich ist es von Vorteil, wenn man in der Gesprächsführung darauf achtet, stets etwas Abstand zu den Traumaerinnerungen zu wahren. Distanzierungstechniken wie z.B. das Pendeln zwischen belastenden und neutralen/ressourcenhaften Gesprächsinhalten sind dabei hilfreich. Vor Beginn der Behandlung sollten zudem einige Eckdaten der sexuellen Gewalterfahrung erfragt werden (Wie alt war die Betroffene, als es passierte? Kam es öfter dazu? Wann war es vorbei? Wer war der/waren die Täter?). Ein überschriftenartiges Benennen, ohne in die Einzelheiten der traumatischen Ereignisse einzusteigen, hilft dabei, auch hier auf „sicherem Terrain“ zu bleiben.

Ist ein Partner vorhanden, so ist es zumeist von großem Wert, wenn dieser in den Therapieprozess miteinbezogen werden kann. Oft haben die Partner ebenfalls einen hohen Leidensdruck und sind dankbar für Unterstützung. Entgegen der Vorstellung vieler Paare, dass das Problem alleine bei derjenigen liege, die sexuelle Gewalt erlebt hat, ist es unserer Erfahrung nach meistens doch eher ein Geschehen, das durch beide Partner aufrechterhalten wird. Eine Veränderung ist oft besser möglich, wenn beide sich dafür verantwortlich fühlen und sich aktiv daran beteiligen. Dabei hat sich in unserer Arbeit ein Wechsel von Paar- und Einzelsitzungen bewährt.

Die Einzelarbeit mit den Betroffenen umfasst die folgenden Behandlungselemente:

- **Ein positives Verständnis von Sexualität entwickeln:** Für viele Betroffene ist Sexualität untrennbar mit den sexuellen Gewalterfahrungen verknüpft. Sprechen sie darüber, was Sexualität für sie bedeutet, hat man oft den Eindruck, es gehe um Missbrauch. Dass Sexualität auch ganz anders sein kann, muss vielen Betroffenen erst nähergebracht werden. Hierzu wird gemeinsam erarbeitet, was eine selbstfürsorgliche und selbstbestimmte Sexualität ausmacht: Respekt und Achtung füreinander, ein gegenseitiges Interesse daran, dass es dem/der anderen gut geht. Bedürfnisse und Grenzen werden klar geäußert, Wünsche gleichberechtigt und auf Augenhöhe verhandelt. Entscheidungen werden einvernehmlich getroffen. Ein Nein wird jederzeit respektiert, Grenzen werden nicht überschritten. Dies sind wichtige Voraussetzungen dafür, dass Vertrauen in der Beziehung wachsen und Sex eines Tages als etwas Positives empfunden werden kann.
- **Den sexuellen Körperbezug verbessern:** In der Physiotherapie- und Feldenkrais-gestützten Körperarbeit reduziert sich die körperliche Dissoziation zumeist deutlich, so dass das Spüren von Bedürfnissen und Grenzen des Körpers besser gelingt. Verspannungen, die zu Schmerzen beim Sex oder Vaginismus führen, lösen sich. Aber auch viele andere belastende Körperempfindungen wie Erstarrung, Ekel und Beschmutzungsgefühle werden weniger, während sich allmählich eine Toleranz gegenüber behutsamen Berührungen aufbaut. Nicht wenige Betroffene machen durch diese Arbeit zum ersten Mal in ihrem Leben die Erfahrung, dass sie ihren Körper auf eine angenehme Weise spüren können.
- **Den sexuellen Selbst- und Partnerbezug stärken.** Auch in diesem Behandlungsteil geht es darum, grundlegende Fähigkeiten zu entwickeln, die für die Sexualität von Bedeutung sind:
 - Selbstwahrnehmung und -regulation – Gefühle und Bedürfnisse wahrnehmen, benennen und regulieren können,
 - Selbstbild – sich selbst verständnisvoll, einfühlend und akzeptierend begegnen können,
 - Selbstbehauptung – eigene Bedürfnisse ernstnehmen und im Kontakt mit dem Partner vertreten können,
 - Kommunikation – mit dem Partner über Sexualität und die eigenen Bedürfnisse und Grenzen sprechen können.

Betroffene, die in der Vergangenheit schon Psychotherapieerfahrung gesammelt haben, bringen hier oft schon Vorkenntnisse mit, auf die aufgebaut werden kann:

- **Selbstschädigendes Sexualverhalten abbauen:** Da viele Betroffene Bedrohungen nicht richtig einschätzen können, müssen sie erst einmal dafür sensibilisiert werden, dass sie sich mit bestimmten Aspekten ihrer Sexualität selbst Schaden zufügen. Ihnen nahezubringen, dass sie einerseits das Recht, andererseits aber auch eine Verpflichtung haben, gut für sich zu sorgen, ist der nächste Schritt. Gemeinsam zu klären, was die innerpsychische Funktion des selbstschädigenden Verhaltens ist und welche seelische Not dahintersteht, kann den Betroffenen helfen, nach und nach andere Wege zu finden, ihre Beziehungsbedürfnisse zu stillen, belastende Gefühle zu regulieren und für Sicherheit zu sorgen. Interventionen zum Umgang mit sexuellen Gewaltphantasien oder auch die integrative Behandlung einer Sexsucht (von Franqué & Briken, 2018b) können ergänzend ebenso hilfreich sein wie eine ausführliche Aufklärung über Safer Sex und Verhütung.
- **Traumafolgesymptome bewältigen:** Eine Traumakonfrontation kann Intrusionen, Dissoziation, Hyperarousal und Vermeidungsverhalten deutlich reduzieren. Hierfür besonders geeignete Verfahren wie z.B. EMDR, Bildschirmtechnik oder Prolonged Experiencing werden in spezialisierten Ausbildungen vermittelt. Alternativ kann ein Traumatherapeut hinzugezogen werden. Eine Traumakonfrontation durchlaufen zu haben, stellt zwar keine notwendige Voraussetzung dar, kann aber die Arbeit an der Sexualität erleichtern. Für den Umgang mit Triggern beim Sex werden zudem Distanzierungs- und Selbstberuhigungstechniken eingeübt, die im Ernstfall helfen. Zusätzlich werden die Trigger nach und nach aufgespürt und dort ausgeschaltet, wo es ohne größere Einschränkungen für die Sexualität möglich ist. Die verbleibenden Trigger können imaginativ (z.B. mit EMDR-Sitzungen, in denen eine aktuelle sexuelle Situation bearbeitet wird) und „in-vivo“ in der Selbstexploration oder in der Sexualität mit dem Partner desensibilisiert werden.
- **Eine authentische Sexualität entwickeln:** Für viele Betroffene sind ihre sexuellen Bedürfnisse erst einmal „wie eine weiße Leinwand“. Sie benötigen Unterstützung darin, für sich zu klären, welche Aspekte von Sexualität für sie in Frage kommen und was ihnen überhaupt gefallen könnte. Für diese Arbeit ist es hilfreich, sich bewusst von gesellschaftlich transportierten Stereotypen und Normvorstellungen zu lösen und die Betroffenen dabei zu begleiten, ihre eigene Definition von Sexualität zu finden – jenseits von „Intercourse-or-nothing-Prinzip“ und Lust- und Orgasmus-Zwang. Auf diese Weise können die Betroffenen entdecken, worum es ihnen in der Sexualität

geht und welche Vielfalt ihnen zur Verfügung steht, um sich zu erleben und auszudrücken. Anschließend können diese Erkenntnisse imaginativ und in einer traumasensiblen sinnlich-sexuellen Selbstexploration auf der Erlebensebene vertieft werden. Dabei gehen wir schrittweise vor, so wie man es aus anderen Sexualtherapien, wie z.B. dem Hamburger Modell (Hauch, 2013) kennt, und stützen uns dabei auf verschiedene Distanzierungs- und Selbstberuhigungstechniken. Alternativ oder im Anschluss kann der Partner in diese Arbeit miteinbezogen werden, nachdem im Vorfeld ein Weg erarbeitet wurde, wie das Paar mit Triggersituationen umgehen kann.

Fazit

Sexuelle Gewalterfahrungen sind häufig, die Folgen für die sexuelle, psychische und körperliche Gesundheit oft drastisch. Dennoch wird die Problematik bis heute in vielen Fällen nicht erkannt oder nicht behandelt. Selbst Betroffene, die sich aktiv um eine psycho- oder sexualtherapeutische Unterstützung bemühen, finden diese oft nicht. Nachdem es bisher an geeigneten Therapiekonzepten fehlte, legt dieser Beitrag nun einen Vorschlag vor, wie in einer traumamodifizierten Psycho- oder Sexualtherapie an den sexuellen Beschwerden von Betroffenen mit sexuellen Gewalterfahrungen gearbeitet werden kann. Für die Zukunft wäre es wichtig, die Berufsgruppen, die regelmäßig mit Betroffenen in Berührung kommen (u.a. Psychotherapeuten, Sexualtherapeuten, Gynäkologen, Urologen, [Beckenboden-]Physiotherapeuten, Körperpsychotherapeuten) für dieses Thema zu sensibilisieren, geeignete Behandlungsstrategien zu vermitteln und das bisherige Wissen zu erweitern.

Literatur

- de Aquino Ferreira, L.F., Queiroz Pereira, F.H., Neri Benevides, A.M.L., Aguiar Melo, M.C., 2018. Borderline personality disorder and sexual abuse: A systematic review. *Psychiatry Research* 262, 70–77.
- Bancroft, J., 2008. Sexual Behavior that is „Out of Control“: A Theoretical Conceptual Approach. *Psychiatr Clin N Am* 31, 593–601.
- Benkert, O., Hippus, H., 2014. *Kompendium der Psychiatrischen Pharmakotherapie*. 10. Aufl. Springer, Berlin.
- Biedermann, S.V. 2018. *Psychopharmaka und sexuelle Störungen*. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, 453ff.
- Bitzer, J., 2013. Somatische Faktoren und sexuelle Probleme der Frau. In: Briken, P., Berner, M. (Hg.), *Praxisbuch Sexuelle Störungen*. Thieme, Stuttgart, 127–136.

- Bloch, M.H., Landeros-Weisenberger, A., Rosario, M.C., Pittenger, C., Leckman, J.F., 2008. Meta-analysis of the symptom structure of obsessive-compulsive disorder. *Am J Psychiatry* 165 (12), 1532–42.
- Bundesärztekammer, 2018a. 121. Deutscher Ärztetag Beschlussprotokoll. <https://www.bundesaerztekammer.de/aerztetag/beschlussprotokolle-ab-1996/113-daet-2010/top-iii/neue-bezeichnungen/60-sexualmedizin>
- Bundesärztekammer, 2018b. 121. Deutscher Ärztetag Beschlussprotokoll. https://www.bundesaerztekammer.de/fileadmin/user_upload/downloads/pdf-Ordner/121.DAET/121_Beschlussprotokoll.pdf
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland (BMFSFJ), 2004. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Interdisziplinäres Zentrum für Frauen und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2013. Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen in Deutschland: Kooperation des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung und Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld, des SOKO Institut GmbH Sozialforschung und Kommunikation Bielefeld, der Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauen- und Genderforschung e.V. Frankfurt, des Sozialwissenschaftlichen Frauenforschungsinstituts Freiburg und des Instituts für Soziales Recht der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften. Fachhochschule Köln.
- Büttner, M., Dulz, B., Sachsse, U., Overkamp, B., Sack, M., 2014. Trauma und sexuelle Störungen – Multizentrische Untersuchung von Patienten mit komplexer posttraumatischer Belastungsstörung. *Psychotherapeut* 59, 385–91.
- Büttner, M., 2018a. Einführung in die Thematik. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 3–59.
- Büttner, M., 2018b. Hyposexuelle Störung oder „sexuelle PTBS“? In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 60–67.
- Büttner, M., 2018c. Sexuelles Risikoverhalten. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 89–94.
- Büttner, M., 2018d. Sexuelle Beziehungsaspekte bei sexuellen Missbrauchserfahrungen. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 123–134.
- Büttner, M., Paschinger, K., 2018. Integrative psycho- und körpertherapeutische Behandlung von sexuellen Störungen nach sexuellen Gewalterfahrungen. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 210–321.
- Byrne, G., 2017. Prevalence and psychological sequelae of sexual abuse among individuals with an intellectual disability. A review of the recent literature. *Journal of Intellectual Disabilities*. DOI: 10.1177/1744629517698844
- Castellini, G., Lelli, L., Ricca, V., Maggi, M., 2016. Sexuality in eating disorders patients: Etiological factors, sexual dysfunction and identity issues. A systematic review. *Horm Mol Biol Clin Invest* 25 (2), 71–90.
- Classen, C.C., Palesh, O.G., Aggarwal, R., 2005. Sexual revictimization: A review of the empirical literature. *Trauma Violence Abuse* 6 (2), 103–29.
- Clayton, A.H., Balon, R., 2009. The impact of mental illness and psychotropic medications on sexual functioning: The evidence and management. *J Sex Med* 6 (5), 1200–11; quiz 1212–13.
- Clement, U., 2006. *Systemische Sexualtherapie*. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Cohen, L.R., Hien, D.A., 2006. Treatment outcomes for women with substance abuse and PTSD who have experienced complex trauma. *Psychiatr Serv* 57 (1), 100–06.
- Courtois, C., 1997. Treating the sexual concerns of adult incest survivors and their partners. *J Aggress Maltreat Trauma* 1, 293–310.
- Dusome, D., Melrose, S., 2015. Sexuality – promoting healthy sexual expression. In: Melrose, S. (Ed.), *Supporting Individuals with Intellectual Disabilities and Mental Illnesses*. BCcampus, Victoria/Vancouver, Canada.
- Eddy, K.T., Novotny, C.M., Westen, D., 2004. Sexuality, personality, and eating disorders. *Eat Disord* 12 (3), 191–208.
- Elliot, D.M., Mok, D.S., Briere, J., 2004. Adult sexual assault: Prevalence, symptomatology, and sex differences in the general population. *J Trauma Stress* 17 (3), 203–11.
- von Franqué, F., Briken, P., 2018a. Hypersexuelle Störung bei sexuellen Missbrauchserfahrungen. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 116–22.
- von Franqué, F., Briken, P., 2018b. Behandlung der hypersexuellen Störung. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 425–33.
- Frias, Á., Palma, C., Farriols, N., González, L., 2016. Sexuality-related issues in borderline personality disorder: A comprehensive review. *Personality and Mental Health* 10 (3), 216–231.
- Gray, J.A., 1988. *The Psychology of Fear and Stress*. 2nd ed. Cambridge University Press, New York.
- Haines, S., 2007. *Healing Sex*. Cleis Press, San Francisco.
- Hall, K., 2007. Sexual dysfunction and childhood sexual abuse – gender differences and treatment implications. In: Leiblum, S.R. (Ed.), *Principles and Practice of Sex Therapy*. Guilford Publications, New York.
- Hall, K., 2008. Childhood sexual abuse and adult sexual problems: A new view of assessment and treatment. *Fem Psychol* 4, 546–56.
- Hall, P., 2011. A biopsychosocial view of sex addiction. *Sexual and Relationship Therapy* 26 (3), 217–228.
- Hartmann, U. (Hg.), 2017. Nicht-paraphile hypersexuelle Störungen (Sexsucht). In: Hartmann, U. (Hg.), *Sexualtherapie: Ein neuer Weg in Theorie und Praxis*. Springer, Berlin, 369–386.
- Hauch, M., 2013. *Paartherapie bei sexuellen Störungen. Das Hamburger Modell: Konzept und Technik*. Thieme, Stuttgart.
- Hecker, T., Maercker, A., 2015. Komplexe posttraumatische Belastungsstörung nach ICD-11. *Psychotherapeut* 60 (6), 547–61.
- Lampe, A., Söllner, W., 2015. Pelvipathie bei Frauen. In: Egle, U.T., Joraschky, P., Lampe, A., Seiffge-Krenke, I., Cierpka, M. (Hg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung*. 4. Aufl., Schattauer, Stuttgart, 426–40.
- Langmeyer, A., Entleitner, C., 2011. Ein erschreckend häufiger Verdacht. *DJI Impulse* 95 (3), 4–8.
- Laurent, S.M., Simons, A.D., 2009. Sexual dysfunction in depression and anxiety: Conceptualizing sexual dysfunction as part of an internalizing dimension. *Clin Psychol Rev* 29 (7), 573–85.
- Lee, J.K., Jackson, H.J., Pattison, P., Ward, T., 2002. Developmental risk factors for sexual offending. *Child Abuse Negl* 26 (1), 73–92.
- Lemieux, S.R., Byers, E.S., 2008. The sexual well-being of women who have experienced child sexual abuse. *Psychol Women Q* 32 (2), 126–44.
- Maercker, A., Hecker, T., 2016. Trauma- und Gewaltfolgen – psychische Auswirkungen. *Bundesgesundheitsblatt Gesund-*

- heitsforschung Gesundheitsschutz 59 (1), 28–34.
- Maltz, W., 1988. Identifying and treating the sexual repercussions of incest: A couples therapy approach. *J Sex Marital Ther* 14 (2), 142–70.
- Maltz, W., 2002. Treating the sexual intimacy concerns of sexual abuse survivors. *Sex Relation Ther* 17 (4), 321–27.
- O'Driscoll, C., Flanagan, E., 2016. Sexual problems and post-traumatic stress disorder following sexual trauma: A meta-analytic review. *Psychol Psychother* 89 (3), 351–67. E-published 2015.
- Paschinger, K., Büttner, M., 2018. Traumaassoziierte Körperbeschwerden und Sexualität. In: Büttner, M. (Hg.). *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart, 68–88.
- Postma, R., Bicanic, I., van der Vaart, H., Laan, E., 2013. Pelvic floor muscle problems mediate sexual problems in young adult rape victims. *J Sex Med* 10 (8), 1978–87.
- Ramakers, M.J., van Lunsen, R.H.W., 2003. Psychosoziale Einflüsse. In: Carrière, B. (Hg), *Beckenboden: Physiotherapie und Training*. Thieme, Stuttgart, 102–12.
- Real, E., 2013. Sexuality and obsessive-compulsive disorder: The hidden affair. *Neuropsychiatr* 3 (1), 23–31.
- Reissing, E.D., Binik, Y.M., Khalife, S., Cohen, D., Amsel, R., 2003. Etiological correlates of vaginismus: Sexual and physical abuse, sexual knowledge, sexual self-schema, and relationship adjustment. *J Sex Marital Ther* 29 (1), 47–59. DOI: 10.1080/713847095
- Rellini, A., 2008. Review of the empirical evidence for a theoretical model to understand the sexual problems of women with a history of CSA. *J Sex Med* 5 (1), 31–46.
- Rickert, V.I., Wiemann, C.M., 1998. Date rape among adolescents and young adults. *J Pediatr Adolesc Gynecol* 11 (4), 167–75.
- Roberts, A.L., Glymour, M.M., Koenen, K.C., 2013. Does maltreatment in childhood affect sexual orientation in adulthood? *Arch Sex Behav* 42 (2), 161–171.
- Sansone, R.A., Sansone, L.A., 2011. Sexual behavior in borderline personality: A review. *Innov Clin Neurosci* 8 (2), 14–18.
- Schnarch, D., 2009. *Passionate Marriage: Keeping Love and Intimacy Alive in Committed Relationships*. Norton, New York.
- Schnarch, D., 2011. *Intimacy and Desire: Awaken the Passion in Your Relationship*. Beaufort Books, New York.
- Schnurr, P.P., Lunney, C.A., Forshay, E. et al., 2009. Sexual function outcomes in women treated for posttraumatic stress disorder. *J Womens Health* 18 (10), 1549–57.
- Schulte-Herbrüggen, O., Ahlers, C.J., Kronsbein, J.M., Ruter, A., Bahri, S., Vater, A., Roepke, S., 2009. Impaired Sexual Function in Patients with Borderline Personality Disorder is Determined by History of Sexual Abuse. *J Sex Med.* 6 (12), 3356–63.
- Schultz, K., Hook, J.N., Davis, D.E., Penberthy, J.K., Reid, R.C., 2014. Nonparaphilic hypersexual behavior and depressive symptoms: A meta-analytic review of the literature. *J Sex Marital Ther* 40 (6), 477–87.
- Schwartz, M.F., 2008. Developmental psychopathological perspectives on sexually compulsive behavior. *Psychiatr Clin North Am* 31 (4), 567–86.
- Senn, T.E., Carey, M.P., Venable, P.A., 2008. Childhood and adolescent sexual abuse and subsequent sexual risk behavior: Evidence from controlled studies, methodological critique, and suggestions for research. *Clin Psychol Rev* 28 (5), 711–35.
- Signerski-Krieger, J., Anderson-Schmidt, H., Büttner, M., 2018. Sexuelle Störungen bei psychischen Erkrankungen. In: Büttner, M. (Hg.), *Sexualität und Trauma*. Schattauer, Stuttgart.
- Stadler, L., Bieneck, S., Pfeiffer, C., 2012. Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e. V. (KFN).
- Tenbergen, G., Wittfoth, M., Frieling, H., Ponseti, J., Walter, M., Walter, H., Beier, K.M., Schiffer, B., Kruger, T.H., 2015. The Neurobiology and Psychology of Pedophilia: Recent Advances and Challenges. *Front Hum Neurosci* 9, 344.
- Testa, M., VanZile-Tamsen, C., Livingston, J.A., 2007. Prospective prediction of women's sexual victimization by intimate and non-intimate male perpetrators. *J Consult Clin Psychol* 75 (1), 52–60.
- Tharp, A.T., DeGue, S., Valle, L.A., Brookmeyer, K.A., Massetti, G.M., Matjasko, J.L., 2013. A systematic qualitative review of risk and protective factors for sexual violence perpetration. *Trauma Violence Abuse* 14 (2), 133–67.
- Tran, J.K., Dunckel, G., Teng, E.J. (2015). Sexual dysfunction in veterans with post-traumatic stress disorder. *J Sex Med* 12 (4), 847–55.
- Vallejo-Medina, P., Sierra, J.C., 2013. Effect of drug use and influence of abstinence on sexual functioning in a Spanish male drug-dependent sample: A multisite study. *J Sex Med* 10 (2), 333–41.
- Weaver, T.L., 2009. Impact of rape on female sexuality: Review of selected literature. *Clin Obstet Gynecol* 52 (4), 702–11.
- Westen, D., Harnden-Fischer, J., 2001. Personality profiles in eating disorders: Rethinking the distinction between axis I and axis II. *Am J Psychiatry* 158 (4), 547–62.
- Whitaker, D.J., Le, B., Karl Hanson, R., Baker, C.K., McMahon, P.M., Ryan, G., Klein, A., Rice, D.D., 2008. Risk factors for the perpetration of child sexual abuse: A review and meta-analysis. *Child Abuse Negl* 32 (5), 529–48.
- WHO, World Health Organization, 2010. Preventing intimate partner and sexual violence against women: Taking action and generating evidence. World Health Organization/London School of Hygiene and Tropical Medicine, Geneva.
- Widom, C.S., Massey, C.A., 2015. Prospective Examination of Whether Childhood Sexual Abuse Predicts Subsequent Sexual Offending. *JAMA Pediatr.* 169 (1), e143357. DOI:10.1001/jamapediatrics.2014.3357
- Ybarra, M.L., Mitchell, K.J., 2013. Prevalence rates of male and female sexual violence perpetrators in a national sample of adolescents. *JAMA Pediatr* 167 (12), 1125–34.
- Yehuda, R., Lehrner, A., Rosenbaum, T.Y., 2015. PTSD and Sexual Dysfunction in Men and Women. *J Sex Med* 12 (5), 1107–19.
- Zanarini, M.C., Parachini, E.A., Frankenburg, F.R., Holman, J.B., Hennen, J., Reich, D.B., Silk, K.R., 2003. Sexual relationship difficulties among borderline patients and axis II comparison subjects. *J Nerv Ment Dis* 191 (7), 479–82.
- Zoldbrod, A.P., 2015. Sexual issues in treating trauma survivors. *Curr Sex Health Rep* 7 (1), 3–11.

Autorin

Dr. med. Melanie Büttner, Sexual- und Traumatherapeutin, Psychosomatische Klinik des Universitätsklinikums der TU München (Klinikum rechts der Isar), Langerstr. 3, 81675 München, e-mail: m.buettner@tum.de



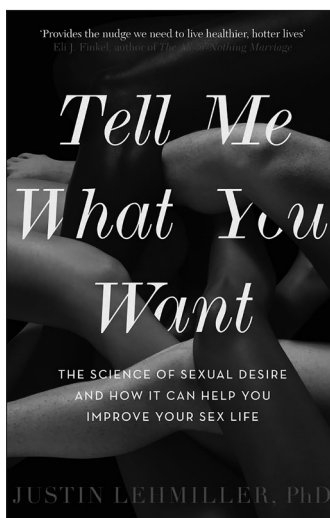
Pit Wahl (Hrsg.)

Wer bin ich und wen ich liebe

Identität – Liebe – Sexualität

Vandenhoeck & Ruprecht 2018, 284 Seiten, kart., 39,99 €

Menschen lieben, ist eng verbunden mit Selbst- und Selbstwertgefühlen. Das gilt auch für das Gegenteil, den Hass. In den Beiträgen des Tagungsbands der Deutschen Gesellschaft für Individualpsychologie geht es unter der Leitidee »Wer bin ich und wen ich liebe« um das Ringen um Selbsterkenntnis in Relation zu »bedeutsamen Anderen«. Im Rahmen dieses Themenspektrums werden Genderbezüge auf dem Hintergrund der Prozesse der eigenen (psychosexuellen) Geschlechtsidentitätsentwicklung reflektiert. Hier geht es unter anderem um Fragen zur Transsexualität und zu einem Trend, der als »Trans-Gesundheit« bezeichnet werden kann. Ausführlich wird von der psychotherapeutisch-psychoanalytischen Fall-Arbeit berichtet, in der insbesondere Probleme der Verschränkung von Körpererleben, früher Spiegelung und dem Ringen um Selbstfindung und Selbstwerdung angesprochen werden. Diskutiert wird in diesem Zusammenhang auch, wie im Rahmen psychotherapeutischer Begegnungen mit Liebesgefühlen von Patienten und Therapeuten umgegangen werden kann.



Justin J. Lehmiller

Tell Me What You Want

The Science of Sexual Desire and How It Can Help You Improve Your Sex Life

hachettebookgroup 2018, 288 Seiten, geb., 35 \$

A leading expert on human sexuality and author of the blog Sex and Psychology offers an unprecedented look at sexual fantasy based on the most comprehensive, scientific survey ever undertaken.

What do Americans really want when it comes to sex? And is it possible for us to get what we want? Justin J. Lehmiller, one of the country's leading experts on human sexuality and author of the popular blog Sex and Psychology, has made it his career's ambition to answer these questions. He recently concluded the largest and most comprehensive scientific survey of Americans' sexual fantasies ever undertaken, a monumental two-year study involving more than 4,000 Americans from all walks of life, answering questions of unusual scope.

Based on this study, Tell Me What You Want offers an unprecedented look into our fantasy worlds and what they reveal about us. It helps readers to better understand their own sexual desires and how to attain them within their relationships, but also to appreciate why the desires of their partners may be so incredibly different.



Eva Illouz (Hg.)

Wa(h)re Gefühle – Authentizität im Konsumkapitalismus

Hrsgg. von Eva Illouz, mit einem Vorwort von Axel Honneth

suhrkamp 2018, 332 Seiten, kart., 22,00 €

»Zeit für Gefühle«, »Schrei vor Glück«, »Aus Freude am Fahren« – Werbeslogans wie diese illustrieren aufs Schönste einen zentralen Mechanismus des zeitgenössischen Kapitalismus: Waren produzieren Gefühle und zugleich werden Gefühle zu Waren. Wie kam es zu dieser Verschränkung von Emotionen und Konsum? Was bedeutet sie für die Identität des modernen Subjekts? Und wie lassen sich wahre Gefühle erkennen und Warengefühle kritisieren? Die hier versammelten Beiträge gehen diesen Fragen in konkreten Feldern (z. B. Tourismus, Musik, Sexualität) nach und fügen sich zu einer umfassenden Ethnographie des Strebens nach emotionaler Authentizität – jener modernen Erfahrung, so die These dieses Buches, die durch die Koproduktion von Gefühlen und Konsumpraktiken erst erzeugt wird.

150 Jahre Magnus Hirschfeld

Florian G. Mildenberger

150 Years Magnus Hirschfeld

Abstract

The medical doctor Magnus Hirschfeld (1868-1935) is the founder of modern sexology. He professionalized empirical studies on sexual minorities and integrated endocrinological, behavioral, and genetical concepts into sexology. The *Institute for Sexual Science*, which Hirschfeld founded in Berlin in 1919, was the first independent institution of its kind. His main goal was the decriminalization of same-sexual desire, which he however did not live to see. Numerous other projects were successful, although he frequently thwarted others.

Keywords: Magnus Hirschfeld, Sexology, Sexual reform, National Socialism, §175, 20th Century

Zusammenfassung

Der Arzt Magnus Hirschfeld (1868–1935) begründete die moderne Sexualforschung. Er legte den Grundstein für empirische Feldforschungen, förderte endokrinologische, verhaltenspsychologische und genetische Forschungen. Sein 1919 in Berlin gegründetes *Institut für Sexualwissenschaft* war die erste unabhängige Institution ihrer Art. Sein ursprüngliches Kernziel, die Reform des §175 zur Entkriminalisierung homosexuellen Begehrens, erlebte er nicht. In seinem langen Forscherleben gelang ihm gleichwohl eine Vielzahl von Erfolgen, doch stand er sich und seinen Zielen selbst häufig im Weg.

Schlüsselwörter: Magnus Hirschfeld, Sexualforschung, Sexualreform, Nationalsozialismus, §175, 20. Jahrhundert

Vorab

Sind erst einmal mehrere Lebensalter verstrichen, ehe ein einstmals herausragender Gelehrter in größerem Stil gewürdigt wird, verschwimmen leicht historische Wahrheit, Verklärung und Vermutung. So wird dem Sexualforscher Magnus Hirschfeld zu seinem 150. Geburtstag seitens der Deutschen Post AG mit einer Briefmarke gedacht, auf der das Mars- und Venussymbol abgebildet sind. Allerdings hatte Hirschfeld als erster Forscher überhaupt die These aufgestellt, es gebe nicht zwei biologische bzw. soziale Geschlechter, sondern mindestens 43.046.721 verschiedene „Sexualtypen“ (Hirschfeld, 1926, 596). Auch wird er bis heute vielfach als „Tante Magnesia“ oder „Onkel Magnus“ allein für die sexuelle Emanzipationsbewegung

der gleichgeschlechtlich Liebenden in Beschlag genommen – wobei diskret die Tatsache unterschlagen wird, dass er selbst niemals das hatte, was man heute das „Coming Out“ nennt. Hirschfeld war weit mehr als „nur“ der Wegbereiter der schwulen oder lesbischen Emanzipation. Er beeinflusste und beflügelte gleichermaßen Psychoanalytiker, Psychiater, Endokrinologen, Anatomen, Anhänger der Naturheilkunde, Gesellschaftsreformer und Biophilosophen. Er gab Patienten und Ärzten Begriffe in die Hand, die es ihnen ermöglichten, über sexuelle Probleme, Wünsche und Variationen für alle Beteiligten verständlich zu kommunizieren. Selbst die Nazis bzw. ihnen treu ergebene Rassenbiologen konnten nicht auf sein Oeuvre verzichten. Sogar in der sexuell tristen Adenauerzeit wirkte mit Willhart S. Schlegel (1912–2001) noch ein wirkmächtiger Epigone Hirschfelds, der seine Konzepte, angereichert durch eine biologistische Konstitutionslehre, weiterführte (Mildenberger, 2009, 629).

Seitens der historischen Forschung wurde Hirschfeld in Deutschland lange vernachlässigt. Sein Berliner Zeitgenosse und späterer Professor für Geschichte der Medizin an der Ludwig Maximilians Universität München, Werner Leibbrand (1896–1974) würdigte ihn als Einziger (Leibbrand & Leibbrand-Wettley, 1972) und ließ sein Leben durch einen Doktoranden erforschen (Seidel, 1969). Ab Ende der 1970er Jahre wurde Hirschfeld schließlich von interessierten Mitgliedern der Westberliner Schwulenbewegung wiederentdeckt. Aber erst nach der Entkriminalisierung mann männlichen Begehrens in den 1990er Jahren wagten sich auch die universitären Historiker an Biographie und Lebenswerk Hirschfelds heran.

Kolberg, Magdeburg, Charlottenburg

Magnus Hirschfeld wurde am 14. Mai 1868 in Kolberg geboren. Sein Vater Hermann Hirschfeld (1825–1885) war ein Veteran der Revolution von 1848, liberal gesinnt, mit Rudolf Virchow (1821–1902) bekannt und in seinem Wohnort als Wegbereiter der öffentlichen Hygiene engagiert. Magnus Hirschfeld hatte noch sieben Geschwister, über die wenig bekannt ist. Eine Schwester (Franziska) erlangte als Feministin Bekanntheit. Zwei ältere Brüder studierten wie er Medizin. Er absolvierte das Studium von 1888 bis 1892 in Breslau, Straßburg, München, Hei-

delberg und Berlin. Zwischenzeitlich genügte er 1890 dem Militärdienst. Nach der Promotion ließ er sich zunächst in Magdeburg als „Spezialist für physikalisch-diätetische Heilmethoden“ nieder – heute würde man sagen, er war „Arzt für Naturheilkunde“ (Dose, 1989, 79ff). Diese Orientierung beinhaltete eine Reihe von Ansätzen, die für seine spätere Arbeit als Sexualreformer nicht unbedeutend waren: Erziehung der Patienten zu selbständigen Hütern ihrer Gesundheit, Vermeidung einer zu starken Orientierung an staatlichen Vorgaben oder bürokratischen Anordnungen, Vermittlung eines entkrampften Verhältnisses zum eigenen Körper und die Verbreitung heilkundlichen Wissens mittels Vorträgen vor Laien. 1896 zog er nach Charlottenburg bei Berlin um und eröffnete hier eine ärztliche Praxis, blieb der Naturheilkunde weiterhin verbunden und engagierte sich in der Redaktion der Zeitschrift *Der Hausdoctor*.

In dieser Zeit wurde Hirschfeld mit dem Schicksal eines Patienten konfrontiert, der sich aufgrund der von ihm so gesehenen Unmöglichkeit, ein selbstbestimmtes homosexuelles Leben zu führen, suizidierte. Dies war für ihn der entscheidende Auslöser, um eine sexualreformerische Diskussion anzustoßen (Herzer, 2017, 47). Hirschfeld wollte zunächst „nur“ den §175 des Reichsstrafgesetzbuches liberalisieren, um das Totalverbot gleichgeschlechtlichen Begehrens aufzuheben. Hierzu gründete er im Mai 1897 gemeinsam mit dem Verleger Max Spohr (1850–1905), dem Beamten Eduard Oberg (1858–1917) und dem Offizier Franz Josef v. Bülow (1861–1915) das „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee“ (WHK) und begann eine Petition an den Reichstag vorzubereiten.

Hieran waren zahlreiche Gelehrte, Ärzte, Politiker und selbst ernannte Lebensreformer beteiligt. Manch einer, der die Petition unterschrieb, wandte sich später gegen Hirschfeld, beispielsweise der Arzt Albert Moll (1862–1939) oder der Schriftsteller Adolf Brand (1874–1945). Eine wichtige Rolle als Popularisator der Notwendigkeit der Reform des Sexualstrafrechts spielte zeitweise der Naturheilkundige Reinhold Gerling (1863–1930).

Der Reichstag lehnte eine Reform des §175 ab, und auch spätere Petitionen des WHKs scheiterten. Doch die Funktionäre der sozialdemokratischen Partei hatten erkannt, dass die Reform des Sexualstrafrechts insgesamt ein wichtiges Unterfangen sein konnte. Im Umkreis der Sozialdemokratie tätige Reformgruppen, wie der 1905 gegründete „Bund für Mutterschutz“ formten gemeinsam mit dem WHK eine breiter aufgestellte Sexualreformbewegung.

Hirschfeld war bemüht, zum einen selbst mehr über die Formen des gleichgeschlechtlichen Begehrens in Erfahrung zu bringen und zum anderen diese Erkenntnisse für eine gesellschaftspolitische Aufklärungsarbeit zu nutzen. Er führte die ersten modernen Umfragen durch, er-

kundete die Subkulturen Berlins (wobei er hier auch ärztliche Kollegen begleitete) und fasste Forschungsergebnisse und Missverständnisse so zusammen, dass das Ergebnis sowohl Fachpublikum als auch Laien verständlich wurde. Hirschfeld brach mit pathologischen Zuordnungen wie „conträre Sexualempfindung“ oder „Päderastie“ und nutzte lieber Begriffe wie „Homosexualität“ oder – gestützt auf seinen Präzeptor, den Juristen Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895), der schon in den 1860er Jahren die Depathologisierung der Homosexualität gefordert hatte – den Ausdruck „Uranismus“. Hirschfeld folgte den Vorarbeiten des Psychiaters Richard v. Krafft-Ebing (1840–1902) und überführte dessen Termini in den Kontext einer verfolgten, jedoch harmlosen gesellschaftlichen Minderheit.

Auf diese Weise gab er den Homosexuellen die Chance, sich gegenüber Ärzten auszudrücken, ohne befürchten zu müssen, sogleich für geisteskrank gehalten zu werden. Die Ärzte wiederum konnten sich von überkommenen Denkmustern freimachen. Die Zeiten, dass Patienten lateinische Fachausdrücke murmeln mussten, damit Ärzte verstanden, wo das Problem lag, gingen dank Hirschfeld rasch zu Ende. Ein eigenes wissenschaftliches Fachjournal, das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, bildete die Basis für weitergehende Studien kulturethnologischer Art. Autoren wie der polnische Gynäkologe Franz Ludwig v. Neugebauer (1856–1914) arbeiteten Hirschfeld zu und ermöglichten es ihm, neue Kontinente menschlichen Verhaltens zu entdecken, z.B. die Überwindung von sozialen Geschlechtern durch „Transvestiten“ oder „Damendarstellern“.

Innerhalb weniger Jahre war aus der Idee der Reform eines einzelnen Paragraphen ein Konstrukt entstanden, das Sexuaufklärung, Reform des Sexualstrafrechts insgesamt, Benennung sexueller Verhaltensweisen, Aufklärungskampagnen über Geschlechtskrankheiten, Reformpädagogik, Eheberatung oder interdisziplinäre Bündnisse mit Forscherkollegen aus ganz Europa umfasste. Doch blieb dies nicht ohne Widerstände.

Vielfach wurde von modernen Bewunderern Hirschfelds das Argument ins Feld geführt, die Akteure von Bürokratie und alten Eliten hätten Hirschfeld nicht nur, aber eben doch auch als „Juden“ abgelehnt. Diese Argumentation greift zu kurz. Das deutsche Kaiserreich war zu Beginn des 20. Jh. ein moderner Rechtsstaat geworden, in dem sich Pogrome wie in Österreich-Ungarn oder Russland nicht ereigneten. Juden, ob konvertiert oder nicht, errangen zunehmend bedeutende Positionen im Wirtschaftsleben, Wissenschaft und Gesellschaft. Es war nicht Hirschfelds Religion oder die zeitgenössisch verortete „Rasse“, die der Grund für die Ablehnung darstellte. Der Wert seiner wissenschaftlichen Werke, seiner Beiträge zur Sexualpathologie, wurde selbst von konservativen Wissenschaftlern nicht in Abrede gestellt.

Es war die politische Agitation, das Bündnis mit der Sozialdemokratie und das ungestüme Auftreten, das Behörden und Eliten verstörte. Hirschfelds Konzept der „sexuellen Zwischenstufen“, also die Idee, dass es weder „ganze“ Männer noch Frauen im sozialen und sexuellen Verhalten gebe, konterkarierte die dogmatischen Lehren aller „abrahamitischen Offenbarungsreligionen“ (Bauer, 1998, 15). Auch war diese Idee unvereinbar mit den Idealen einer auf der Verherrlichung männlich-militärischer Tugenden beruhenden Gesellschaftsordnung. Dies war auch die Ursache für Abspaltungen von Hirschfelds WHK. Hierfür stehen Namen wie Benedict Friedländer (1866–1908), Adolf Brand oder Hans Blüher (1888–1955). Sie vertraten die Idee eines hypermaskulinen Homosexuellen, der soldatische Tugenden und genitales Glück vereinte.

Hinzu kamen schwere strategische Fehler Hirschfelds. Am wichtigsten war wohl sein Verhalten in der Eulenburg-Harden-Affäre 1907 bis 1909, als sich Hirschfeld mit dem Journalisten Maximilian Harden (1861–1927) verbündete. Dieser fürchtete eine Schwächung der militärischen Schlagkraft Deutschlands durch eine homosexuelle „verweiblichte“ Kamarilla um Kaiser Wilhelm II (1859–1941) und beschloss diese zu enttarnen. Als Kernfiguren benannte er den Diplomaten Philipp v. Eulenburg (1847–1921) und den Offizier Kuno v. Moltke (1847–1923). Letzteren bestimmte Hirschfeld per Ferndiagnose als homosexuell, widerrief jedoch vor Gericht sein Gutachten und desavouierte damit die Sexualreformbewegung insgesamt. Erst jetzt und in diesem Zusammenhang wurden antisemitische Parolen gebrüllt. Deren Getöse sollte sich erst in den 1920er Jahren zu einem Furor entfalten und galt keinesfalls allein Hirschfeld.

Der Weg zu den „goldenen 20ern“

Das WHK und die übrige Sexualreformbewegung benötigten viele Jahre, ehe sie sich von der Eulenburg-Krise erholten. Versuche der Bündnisaufnahme mit gesellschaftlichen Reformkräften wie dem „Deutschen Monistenbund“ oder der Kontaktaufnahme zur Psychoanalyse waren nicht von dauerhaftem Erfolg geprägt. Den eigentlichen Höhepunkt erlebte die Sexualreform erst nach dem Sturz des Kaiserreiches am Ende des verlorenen Ersten Weltkrieges. Hirschfeld war ein begeisterter Anhänger der Weimarer Republik, auch wenn ihn seine sozialdemokratischen und liberalen Verbündeten bis 1929 stets im Stich ließen, wenn es um die Reform des §175 ging.

Mit Stiftungs- und Spendengeldern initiierte er 1919 die Gründung des ersten unabhängigen und interdisziplinär arbeitenden Forschungsinstituts zur Ergründung der

menschlichen Sexualität, das *Institut für Sexualwissenschaft* (IfS) in Berlin. Hier gab es auch eine „eugenische Abteilung“, mit deren Leitung der Arzt für Naturheilkunde Hans Graaz (1879–1953) beauftragt wurde. Hirschfeld selbst bewegte sich auch in den 1920er Jahren an der Spitze des medizinischen Fortschritts. So wie er ab 1900 empirische Feldforschungen und klassifizierende Zuordnungen in der Medizin verankert hatte, bewegte er sich nun im Kontext einer modernisierten Konstitutionslehre und der sich entfaltenden Endokrinologie. Er arbeitete mit dem Psychiater Ernst Kretschmer (1888–1964) ebenso zusammen wie mit dem Wiener Anatom Eugen Steinach (1861–1944).

Dieser vertrat die Idee, man könne mittels Hodentransplantationen aus homosexuellen Männern heterosexuelle Zeitgenossen machen (sowie theoretisch, umgekehrt). Dies schien Hirschfelds Kernidee der Angeborenheit der Homosexualität zu bestätigen (Stoff, 2004, 438–445). In diesem Falle würden alle seit Jahrhunderten kolportierten Vorurteile, Homosexuelle verführten Jugendliche, wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Die moralische Grundlage für den Erhalt des §175 wäre weggebrochen. Angesichts dieser Chancen schien Hirschfeld keinerlei moralische Bedenken zu haben, mit ihrer sexuellen Veranlagung unglückliche Patienten an Steinach zu überweisen. „Heilige Opfer“ sozusagen.

Doch die Steinach-Hirschfeldsche Lehre erwies sich als Irrweg. Auch der Versuch, mittels im Labor gezüchteter „intersexueller“ Nachtfalter per Analogieschluss die Angeborenheit des homosexuellen Verhaltens zu beweisen, scheiterte. Dessen ungeachtet etablierte sich Hirschfeld als international angesehener Sexualforscher, der Kongresse veranstaltete und mit seiner Zwischenstufenlehre das Selbstverständnis der in Gesellschaft und homosexueller Subkultur gleichermaßen geächteten „Tunten“ stärkte. Mochte die Idee der Hodentransplantationslehre auch spätestens 1925 gescheitert sein, so entwickelte Hirschfeld die Sexualendokrinologie weiter und beteiligte sich an der (lukrativen) Markteinführung von Potenzpillen.

Die von ihm maßgeblich initiierte *Weltliga für Sexualreform* organisierte und koordinierte weltweit Anstrengungen zur Sexualpädagogik, -reform und -forschung. Doch auch hier unterliefen Hirschfeld zahlreiche Missgeschicke. Zum einen verfiel er wie so viele seiner Zeitgenossen auf die Idee, mittels eines staatlichen eugenischen Zwangs Gesellschaftspolitik betreiben zu können, zum anderen verführte ihn sein unbegrenzter sozialistischer Zukunftsoptimismus zu der Überzeugung, ausgerechnet im sich entfaltenden Stalinismus die Sexualreform verwirklicht zu sehen.

Es wäre zudem falsch, Hirschfeld als alleiniges Zentrum sexualwissenschaftlicher Anstrengungen zu sehen. Das erste umfassende und allgemein akzeptierte Nach-

schlagwerk, das *Handwörterbuch der Sexualwissenschaft* koordinierte nicht er, sondern der Dermatologe Max Marcuse (1877–1963) (Marcuse, 1926/2001). Eine sexologisch aufgeladene Psychotherapie mit gesellschaftsreformerischen Ambitionen verfolgte nicht das IfS, sondern Wilhelm Reich (1897–1957) mit seinen Mitstreitern. Hirschfeld hielt zu allen Akteuren Kontakt, diskutierte mit ihnen, aber er war nur mehr „Gleicher unter Gleichen“, nicht mehr „Erster vor Allen“.

Ende der 1920er Jahre scheinen Hirschfeld jedoch erhebliche Zweifel an dem von ihm initiierten Gesamtwerk der Sexualreform beschlichen zu haben. In einem programmatisch formulierten, in seinem Inhalt aber seltsam zukunftsweisenden Aufsatz von 1929 postulierte er die Idee, Homosexuelle könnten ihren Trieb kontrollieren, Pädophile hingegen nicht. Letztere seien daher für die Kastration vorzusehen (Hirschfeld, 1929). Anstelle einer umfassenden Entkriminalisierung des Sexualstrafrechts kehrte er zu seinen Anfängen zurück und begnügte sich mit einer teilweisen Lockerung der Strafbedingungen im Kontext der Strafrechtsreform in der Weimarer Republik – worauf er in seiner eigenen Organisation WHK scharf kritisiert wurde. Der im Strafrechtsausschuss des Reichstages 1929 verabschiedete §297 trat nie in Kraft. Anschließend ging Hirschfeld auf Weltreise und musste in Indien oder China die Beschränktheit seiner Studien auf einen westlichen Kulturkreis erkennen. In Palästina schließlich wurde ihm vor Augen geführt, dass für eine „Zwischenstufenlehre“ im Zionismus kein Platz war. Hier wurde eine allen antisemitischen Aspekten entkleidete Geschlechtertheorie im Stile des Wandervogelideologen Hans Blüher präferiert (Nordheimer, 2014, 166ff).

Nemesis

Für die Nazis war Hirschfeld gleichwohl der ideale propagandistisch nutzbare Repräsentant des halluzinierten „Weltjudentums“: Jude, homosexuell, unmännlich, sozialistisch, international tätig. 1933 plünderten SA-Horden Hirschfelds Institut, verfolgten seine Mitstreiter und verbrannten seine Bücher – doch Teile seiner Forschungen wurden durchaus rezipiert. Der Psychiater Theobald Lang (1898–1957) führte seine Zwischenstufenlehre in einer nazistisch aufgeladenen psychiatrischen Genetik weiter, die Idee der Differentialtrennung von Homosexuellen und Pädophilen hinsichtlich des Nutzens der Kastration fand Eingang in die rassenhygienische Gesetzgebung und die Idee der physisch diagnostizierbaren konstitutionellen Homosexualität wurde von Kriminalbiologen begeistert aufgegriffen. Hirschfeld musste mitansehen, wie noch zu seinen Lebzeiten zahlreiche von ihm ange-

regte Forschungen, die der Emanzipation der Homosexuellen dienen sollten, zu deren Pathologisierung und Verfolgung instrumentalisiert wurden. Als er an seinem 67. Geburtstag in Nizza im französischen Exil starb, hatte sich die internationale Sexualreformbewegung ebenfalls in Luft aufgelöst. Die vormaligen Verbündeten aus den sozialistischen oder kommunistischen Parteien bejubelten die Rekriminalisierung gleichgeschlechtlichen Begehrens in der UdSSR oder kolportierten die These, wonach ein „homoerotischer Männerbund“ um Ernst Röhm (1887–1934) die deutsche Jugend verführe. Hirschfelds Zwischenstufentheorie zerfiel sukzessive im Kontext des wissenschaftlichen Fortschritts: 1948 wurde mittels Untersuchungen am Elektronenmikroskop festgestellt, dass Männer und Frauen unterschiedliche Chromosomensätze haben, die Idee einer Konstitutionsbiologie zerbröselte in den frühen 1960er Jahren und der Analogieschluss vom Tier auf den Menschen verlor in der Verhaltenspsychologie ebenfalls erheblich an Bedeutung.

Doch Hirschfelds Kernanliegen, die Reform des Sexualstrafrechts und insbesondere die Entkriminalisierung homosexuellen Begehrens, blieb Dreh- und Angelpunkt der Sexualreformbewegungen in der westlichen Welt, selbst wenn deren Protagonisten Distanz zu Hirschfeld wahrten. In der Bundesrepublik war es Hans Giese (1920–1970), der nicht an Hirschfeld anknüpfen wollte. Dagegen zeigte sich Willhart Schlegel als würdiger Erbe, indem er als Erster 1967 das Leiden homosexueller Männer im NS thematisierte (Schlegel, 1967), obwohl er selbst im NS Karriere gemacht hatte. In der DDR fand sich mit Günter Dörner ein Forscher, der Hirschfelds Studien für eine Verhinderung von Homosexualität mittels pränataler endokrinologischer Interventionen nutzen wollte.

Hirschfelds Überlegungen zu einem gesamtgesellschaftlichen Bündnis, um so über die sexualpolitische Ebene eine humane Entwicklung der Gesellschaft zu ermöglichen, blieben relevant. Gleichwohl verbietet sich angesichts seiner vielfältigen, auch zu seinen Lebzeiten als solche erkennbaren Irrwege eine distanzlose Hagiographie. Er eignet sich für eine ökologisch-sozialdemokratische Instrumentalisierung zum Propagandisten einer „sexuellen Bürgerrechtspolitik“ denkbar schlecht: sein Scheitern zu Lebzeiten erklärt sich hauptsächlich aus dem Versagen einer zögerlichen und letztendlich feigen „linken“ Politik; eine „Homo-Ehe“ in Form einer Auslieferung des Privatlebens an staatliche Institutionen widersprach seinem Emanzipationsstreben, und für ökologisch motivierte Zukunftsängste war in seiner sozialutopischen Progressivität kein Platz vorgesehen. Die moderne Gender- und Queerforschung wiederum verkörpert einen streng antibiologistischen Ansatz und somit das exakte Gegenteil von Hirschfelds Zwischenstufenlehre. Hirschfeld kann sich zwar gegen die postume Schändung seines

Lebenswerks durch Akteure vieler politischer und gesellschaftlicher Kräfte nicht mehr wehren, doch kann es nicht Aufgabe einer wissenschaftlichen Sexualforschung sein, sich an dieser Verunglimpfung des Andenkens eines Verstorbenen zu beteiligen.

Literatur

- Bauer, J.E., 1998. Der Tod Adams. Geschichtsphilosophische Thesen zur Sexualemanzipation im Werk Magnus Hirschfelds. In: Herzer, M. (Hg.), 100 Jahre Schwulenbewegung. Dokumentation einer Vortragsreihe in der Akademie der Künste. Rosa Winkel, Berlin, 15–45.
- Dose, R., 1989. Magnus Hirschfeld als Arzt. In: Gooß, U., Gschwind, H. (Hg.), Homosexualität & Gesundheit. Rosa Winkel, Berlin-West, 75–98.
- Herzer, M., 2017. Magnus Hirschfeld und seine Zeit. De Gruyter, Berlin.
- Hirschfeld, M., 1926. Geschlechtskunde. Auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet, Bd. I, J. Püttmann, Stuttgart.
- Hirschfeld, M., 1929. Kastration bei Sittlichkeitsverbrechern. In: Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik 15, 54–55.
- Leibbrand, W., Leibbrand-Wettley, A., 1972. Formen des Eros. Kultur- und Geistesgeschichte der Liebe. 2 Bde. Karl Alber, Freiburg/B.
- Marcuse, M. (Hg.), 1926/2001. Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen (1926). Neuausgabe und eingeleitet von Robert Jütte. De Gruyter, Berlin.
- Mildenberger, F., 2009. Willhart S. Schlegel (1912–2001). In: Sigusch, V., Grau, G. (Hg.), Personenlexikon der Sexualforschung. Campus, Frankfurt/M., 629–631.
- Nordheimer, O.N., 2014. Eros and Tragedy. Jewish Male Fantasies and the Masculine Revolution of Zionism. Academic Studies Press, Boston.
- Schlegel, W.S. (Hg.), 1967. Das große Tabu. Zeugnisse und Dokumente zum Problem der Homosexualität. Rütten+Loening, München.
- Seidel, R., 1969. Sexologie als positive Wissenschaft und sozialer Anspruch. Zur Sexualmorphologie von Magnus Hirschfeld. Med. Diss. LMU München.
- Stoff, H., 2004. Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich. Böhlau, Köln.

Autor

Prof. Dr. phil. Florian G. Mildenberger, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung Stuttgart, Straußweg 17, 70184 Stuttgart, e-mail: florian.mildenberger@igm-bosch.de



Mandeville, Bernard

Eine bescheidene Streitschrift für öffentliche Freudenhäuser oder Ein Versuch über die Hurerei. Wie sie jetzt im Königreich praktiziert wird, London, 1724
 Hrsgg. von Ursula P. Jauch
 Limbus Verlag 2018, 224 Seiten, geb, 20,00 €

Mit *A Modest Defence of Publick Stews* wurde der englischen Leserschaft 1724 von einem gewissen Phil-Porney, einem „Liebhaber der Huren“, ein wahrhaft delikater Eintopf kredenzt. Bereits im Titel dieser klandestinen Schrift – die rasch zu einem europaweiten Bestseller wurde – spielt der Autor hintersinnig auf öffentliche Freudenhäuser an: Mit stews, eigentlich schmorende Eintöpfe, sind Bordelle gemeint, quasi heiße Orte, an denen die Säfte zum Brodeln kommen. Der Autor, der schon in seiner ebenfalls anonym erschienenen *Bienenfabel* die provokante These aufstellte, private Laster trügen zum öffentlichen Wohl bei, präsentiert mit seinem *Versuch über die Hurerei* eine herrlich unterhaltsame Satire auf die Vertreter einer sittenstrengen Doppelmoral. Ursula Pia Jauch ist mit ihrer deutschen Erstübersetzung von Bernard Mandevilles brisantem Buch eine wahre Entdeckung gelungen; wie nebenbei macht sie überdies in ihrem klugen Essay eine ganze Epoche lebendig.

Eickelborner Schriftenreihe zur Forensischen Psychiatrie

Nahlah Saimeh (Hrsg.)

Destruktive Sexualität

Therapie und Risk-Assessment
in der Forensischen Psychiatrie

Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Nahlah Saimeh (Hrsg.)

**Destruktive Sexualität – Therapie und Risk-Assessment in der Forensischen Psychiatrie
Neue Ansätze in der Arbeit mit Sexualstraftätern**

Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2019

243 Seiten, kart., 34,95 €

Der aktuelle Tagungsband der Schriftenreihe zur Eickelborner Fachtagung stellt die äußerst inhomogene Gruppe der Sexualstraftäter in den Fokus. Nicht zuletzt die MeToo-Debatte hat das Thema „Sexuelle Gewalt“ in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses gerückt. Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung geschehen in jeder sozialen Schicht und in allen sozio-ökonomischen Verhältnissen. Diese motivisch und prognostisch vielschichtige Form der Delinquenz erfordert eine besonders differenzierte Diagnose, Therapie und Risiko-Beurteilung. So werden in diesem Band u.a. ein multidimensionales Modell zur Unterscheidung zwischen inklinierendem und periculärem sexuellen Sadismus vorgestellt, Chancen und Grenzen von antihormoneller Therapie beleuchtet, die Gruppe der jugendlichen Sexualmörder genauer betrachtet und auf die explizite Notwendigkeit forensischer Diagnostik eingegangen.

Sexuelle Gewalt und Pädagogik

Martin Wazlawik · Heinz-Jürgen Voß
Alexandra Retkowski · Anja Henningsen
Arne Dekker *Hrsg.*

Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten

Aktuelle Forschungen und Reflexionen

Springer VS

Martin Wazlawik, Heinz-Jürgen Voß, Alexandra Retkowski, Anja Henningsen, Arne Dekker (Hrsg.)

Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten

Aktuelle Forschungen und Reflexionen

Springer 2019

300 Seiten, kart., 44,99 €

Der Band sammelt die Ergebnisse der BMBF-Förderlinie „Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten“ und diskutiert diese im Hinblick auf weitergehende Forschungsdesiderate. Die bekannt gewordenen Fälle von Verletzungen der sexuellen Integrität von Kindern und Jugendlichen in pädagogischen Kontexten hat seit 2010 für eine breite Betroffenheit und Verunsicherung in Politik, Wissenschaft und pädagogischer Praxis gesorgt.

Mittelweg 36

Zeitschrift des Hamburger
Instituts für Sozialforschung

Grauzonen. Über sexuelle Gewalt

Alex J. Cahill
Unrechter Sex

Laura Wilders
= Und bist du nicht willig ... =
= Too white, too straight, too rich =
Ein Gespräch mit *Greta Otton*

Schaucus Winter
Verdrängen, um zu herrschen

Gaby Zippel
= Liberté, Egalité, Sexualité =

Paulus Eiler
Die =Hölle der Lust=

Wolfgang Kraushaar
Aus der Protest-Chronik:
16. Januar 1969, Prag

85. Jahrgang Heft 4 August/September 2018 € 9,50

Mittelweg 36

Heft 4 August/September 2018

Grauzonen. Über sexuelle Gewalt

132 Seiten, br., 9,50 €, pdf 7,99 €

Sex und Gewalt werden gemeinhin als sich gegenseitig ausschließend gedacht: was nicht Sex ist, ist Gewalt und vice versa. Die Realität ist jedoch häufig weniger eindeutig als die dichotomen Begriffe es suggerieren. Diese Grauzonen, Interferenzen und Transgressionen stellen die Gewaltsoziologie ebenso vor Herausforderungen wie die wissenschaftlich etablierte Geschlechterforschung. In diesem Sinne geht das Heft selbstredend ohne in den Kanon von Relativierungen und Trivialisierungen sexueller Gewalt einzustimmen der Frage nach, wie das Verhältnis von Sex und Gewalt analytisch zu fassen ist, geht man davon aus, dass es Fälle gibt, in denen die Grenze zwischen beidem verschwimmt.

Zwischen repressivem Maßnahmenstaat und der Bagatellisierung sexueller Gewalt – Zur strafrechtlichen Verfolgung von Kindesmissbrauch im Nationalsozialismus

Dagmar Lieske

Between Repressive Politics and the Trivialization of Sexual Violence – The Prosecution of Child Abuse during National Socialism

Abstract

This article, which is part of a larger research project on the handling of child sexual abuse in recent German history, treats the prosecution and classification of sexual child abuse under Nazism. The study analyzes case files from the Landesarchiv Berlin which document legal proceedings based on Paragraph 176 (3) of the German Penal Code between 1933 and 1945. It concludes that the primary consideration of the courts was whether the assault was attributable to sexual inclination or replacement for otherwise lacking sexual activity.

Keywords: National Socialism, Sexual abuse of children, § 176 (3) German Penal Code, Pedophilia, Inclination action, Ersatz action

Zusammenfassung

Dieser Artikel, der Teil eines größeren Forschungsprojekts zum Umgang mit sexuellem Kindesmissbrauch in der jüngeren deutschen Geschichte ist, behandelt die Verfolgung und Klassifizierung von sexuellem Kindesmissbrauch im NS. Die Studie analysiert Fallakten des Landesarchivs Berlin, die Verfahren nach § 176 (Abs. 3) StGB zwischen 1933 und 1945 dokumentieren. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass die Gerichte in erster Linie der Frage nachgegangen sind, ob der Übergriff auf sexuelle Neigung oder Ersatz bei sonst mangelnder sexueller Aktivität zurückzuführen war.

Schlüsselwörter: Nationalsozialismus, sexueller Kindesmissbrauch, § 176 (Abs. 3) StGB, Pädophilie, Neigungstat, Ersatzhandlung

Tabu und Skandal – der Forschungsgegenstand

Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche ist ein gesellschaftliches Tabu, so wie die Jagd nach „Kinderschändern“¹ immer wieder öffentlich inszeniert wird. Fälle von Kindesmissbrauch dienen dabei häufig als Begründung für die Forderung nach einer Verschärfung des geltenden (Sexual-)Strafrechts. Der Täter – Frauen als Täterinnen werden nach wie vor kaum thematisiert (vgl. Kavemann, 2009) – ist in der gesellschaftlichen Wahrnehmung i.d.R. ein Fremder, dem ein monströser sexueller Trieb zugeschrieben wird, den zu kontrollieren er nicht in der Lage ist. Folglich erscheint der Täter als permanente Bedrohung für die gesamte Gesellschaft und insbesondere für Kinder und Jugendliche. Die Tatsache, dass ein Großteil der sexuellen Übergriffe im engeren (oft familiären) Umfeld begangen wird, tritt auf diese Weise ebenso in den Hintergrund, wie die komplexen Ursachen für sexuelle Gewalt ausgeblendet werden. So ist weder jeder Täter/jede Täterin tatsächlich im sexualmedizinischen Sinne als „pädophil“ anzusprechen², noch lassen sich die Handlungen immer eindimensional auf ein rein sexuelles Begehren zurückführen – ursächlich sind vielmehr eine Fülle verschiedener Faktoren. Zu nennen wären hier etwa die jeweilige Sexualität bzw. die sexuelle Entwicklung so-

1 Der Bezeichnung „Kinderschänder“ wird in Deutschland zwar nicht mehr als Rechtsbegriff verwendet, ist aber trotzdem weiterhin fester Bestandteil der medialen Berichterstattung über sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche. Problematisch erscheint der Autorin dabei nicht nur die Reduktion des Täters auf die Tat, sondern auch die mit dem Begriff verbundene Abwertung des betroffenen Kindes, das durch den Missbrauch als seiner „Unschuld“ beraubt gilt. Vgl. zur Kritik an dem Begriff und der medialen Inszenierung auch Nora Burgard-Arp (2018). Sophinette Becker (2017) kritisiert den „Kinderschänder“-Diskurs zudem als heteronormativ.

2 Laut aktueller Definition des ICD bezeichnet Pädophilie eine „sexuelle Präferenz für Kinder, Jungen oder Mädchen oder Kinder beiderlei Geschlechts, die sich meist in der Vorpubertät oder in einem frühen Stadium der Pubertät befinden“ (ICD-10/Code F65.4).

wie psychische Erkrankungen und Persönlichkeitsstörungen bei den Täter_innen³, die in bestimmten Situationen die Ausübung sexueller Gewalt ermöglichen oder begünstigen. In diesem Zusammenhang gerieten in den letzten Jahren zunehmend (pädagogische) Institutionen in den Blick. Helming und Mayer (2012) nennen einige Aspekte, darunter ein idealisiertes Selbstverständnis, Seilschaften und/oder falsche Loyalitäten, die Orte wie etwa konfessionelle oder reformpädagogische Internate in der Vergangenheit zu Schauplätzen sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche werden ließen.

Gerade weil sexueller Kindesmissbrauch vielfältige Ursachen hat, sollten die Hintergründe und Erscheinungsformen entsprechend ausdifferenziert und interdisziplinär erforscht werden. Denn weder lässt sich diese Form sexueller Gewalt lediglich soziologisch, noch rein historisch oder sexualwissenschaftlich erklären. Insbesondere in der deutschen Geschichtswissenschaft ist das Themenfeld bislang nur marginal behandelt worden.

Dies erscheint erstaunlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass es gerade die Sexualität ist, bei der die Einmischung des modernen Staates in das (Privat)leben seiner Bürger und Bürgerinnen besonders sichtbar wird. Sex dient seit dem 19. Jh. zunehmend – wie Foucault es formuliert hat – als „Matrix der Disziplinen und als Prinzip der Regulierungen“ (Foucault, 1992, 174). Mit der Herausbildung der Kriminologie und Sexualwissenschaften im späten 19. und frühen 20. Jh. gewannen in diesem Kontext auch Debatten über sexuelle Gewalt an Bedeutung.

Sexualpolitik bewegt sich seither in einem Spannungsfeld zwischen Liberalisierung und Regulierung sowie Sanktionierung durch den Staat. Eine Untersuchung über den gesellschaftlichen Umgang mit Pädophilie und sexuellem Kindesmissbrauch eignet sich deshalb hervorragend als *ein* Schlüssel zur Betrachtung der Geschichte der Sexualität und ihrer ambivalenten Entwicklungen.

Die Forschungslage

Die Literatur zu diesem Thema ist indes überschaubar. Einzelne Studien haben die Historikerin Tanja Hommen und die Politologin Brigitte Kerchner vorgelegt. Während Hommen in ihrer 1999 veröffentlichten Dissertation über

„Sittlichkeitsdelikte“ im Kaiserreich einzelne Gerichtsakten untersucht und sie diskursanalytisch mit historischen Fachdebatten verknüpft hat (Hommen, 1999), setzt sich Kerchner in mehreren Publikationen mit der Sichtweise auf Täter und Betroffene vom deutschen Kaiserreich bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges auseinander (Kerchner, 1998; Kerchner, 2000; Kerchner, 2005). 2013 und 2015 sind zudem zwei rechtshistorische Monographien erschienen (Brüggemann, 2013; Bezjak, 2015), die einen detaillierten Überblick über die strafrechtliche Entwicklung liefern. Brüggemann und Bezjak nehmen aber nur eine oberflächliche zeithistorische Kontextualisierung vor.

Als besonders unerforscht kann sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in der NS-Zeit gelten. Bereits vor 15 Jahren konstatierte Dirk Bange im *Handwörterbuch sexueller Kindesmissbrauch*, dass es dazu „nur wenig verlässliche Informationen“ (Bange, 2002, 138) gebe. Daran hat sich bis heute kaum etwas geändert – auch in dem von Danny Michelsen (2015) geleiteten Überblick zur Ideengeschichte der Pädosexualität, der im Band einer Göttinger Forschungsgruppe über die Grünen erschienen ist, finden die Jahre 1933–1945 lediglich in einer kurzen Fußnote Erwähnung.

Einige Historiker_innen haben sich in den letzten Jahren zwar vermehrt der Geschichte der NS-Kriminalpolitik zugewendet und dabei auch den nationalsozialistischen Blick auf Sexualstraftäter thematisiert – so z.B. Greg Eghigian (2015) und Nikolas Wachsmann (2006). Sie behandeln sexuellen Kindesmissbrauch aber nur am Rande und nicht als eigenständigen Untersuchungsgegenstand. Zudem beschränken sie sich auf Fälle, die mit den neuen Prämissen einer spezifisch nationalsozialistischen Kriminalpolitik in Verbindung standen. Die verschiedenen Facetten der „regulären“⁴ Strafverfolgung durchleuchten Eghigian und Wachsmann entsprechend nicht.

Weitere Hinweise auf den Umgang mit Sexualstraftätern finden sich auch in der Forschung über die Geschichte der Repressionen gegen gleichgeschlechtliche Sexualität (Sternweiler, 1994; Knoll, 1999). Dies hat aber zur Folge, dass in weiten Teilen der NS-Forschung bis heute kaum zwischen der Ahndung sogenannter „Sittlichkeitsverbrechen“ und der Homosexuellenverfolgung

3 Wolfgang Berner und Andreas Hill (2004) etwa nennen unter Rückgriff auf die Fachliteratur drei Typen von Täter_innen: „Fixierter Typ“, „Regressiver Typ“ und „Soziopathischer Typ“. Lediglich der „fixierte Typ“ sei als „kernpädagogisch“ anzusprechen, während für die „regressiven“ und „soziopathischen“ Typen die Sexualität mit bzw. an Kindern vielmehr als Ersatztat für unbefriedigende sexuelle Kontakte mit Erwachsenen/Gleichaltrigen oder (im Fall der „Soziopathen“) dem Abbau innerer Spannung diene.

4 Angesichts der NS-Ideologie, die auch das Recht durchzog, sowie der „Säuberung“ unter den Jurist_innen, kann durchaus gefragt werden, inwiefern im NS noch von „regulärem“ Recht gesprochen werden kann. Gemeint ist an dieser Stelle die Verfolgung von Straftaten, die auch schon vor der Machtübernahme (auf Basis desselben geltenden Rechts) geahndet wurden – so auch Verstöße gegen das Sexualstrafrecht, das sich im Grundsatz erst einmal nicht änderte.

im NS differenziert wird.⁵ Vergegenwärtigt man sich, dass die vermeintliche Nähe von Homosexualität und Kindesmissbrauch bereits seit dem Kaiserreich *ein* Aspekt war, mit dem die Kriminalisierung mann-männlicher Sexualität gerechtfertigt wurde, erscheint diese Forschungsverengung umso problematischer – auch wenn sie von den Autor_innen selbstverständlich kaum intendiert sein dürfte.

Die Frage, inwiefern sich vor, während und nach der NS-Zeit die Strafverfolgung bei von Männern gegen Jungen ausgeübter sexueller Gewalt tatsächlich gravierend von den Fällen unterschied, in denen Männer Mädchen missbrauchten, ist indes durchaus relevant. Handelt es sich hier um eine weitere Facette der (nationalsozialistischen) Homosexuellenverfolgung? Ereignisse wie etwa die Prozesse gegen katholische Priester scheinen dies zu nächst nahezulegen.⁶

„Vorbeugende Verbrechensbekämpfung“ im Nationalsozialismus

Seit der Implementierung des Reichsstrafgesetzbuches 1872 stellt der § 176 nach Absatz 3 sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche bis 14 Jahre unter Strafe. Nach der Machtübernahme blieben der Paragraph und das zulässige Höchststrafmaß von zehn Jahren Zuchthaus zu nächst unverändert bestehen.⁷

Allerdings ermöglichte der NS-Staat Justiz und Polizei im Rahmen einer sogenannten „vorbeugenden Verbrechensbekämpfung“ die Anwendung weiterer Maßnahmen, die eine massive Einschränkung der Persönlichkeitsrechte von Angeklagten/Vorbestraften implizierten. Auf Basis verschiedener Erlasse sowie eines neuen „Gewohnheitsverbrechergesetzes“ konnten Polizeibehörden und Gerichte nun zahlreiche Maßnahmen

⁵ Diese Verengung zeigt sich z.B. darin, dass in einigen Archiven Akten falsch verschlagwortet wurden. So listet bspw. das Landesarchiv Berlin in einigen Fällen nach § 176 (3) verurteilte Männer als Homosexuelle, obwohl sich in den Akten selbst darauf kein Hinweis oder widersprüchliche Hinweise (etwa auf sexuelle Gewalt gegen Mädchen *und* Jungen) finden. Ohnehin kann natürlich darüber gestritten werden, inwiefern eine Verschlagwortung als „homosexuell“ überhaupt sinnvoll ist, sofern sie als Fremdzuschreibung fungiert.

⁶ Ab Mai 1936 führte das Sonderdezernat Homosexualität gegen Geistliche im Rheinland und Bayern umfassende Ermittlungen wegen sexuellen Kindesmissbrauchs und des Missbrauchs Schutzbefehlener durch. Begleitet wurden die Ermittlungen von einer staatlichen Propaganda gegen die katholische Kirche. Bei dieser Aktion wurde nach Günther Grau gegen Tausende Priester ermittelt, insgesamt wurden jedoch lediglich 234 Personen nach § 174 und § 176 verurteilt (Grau, 2011, 277).

⁷ Ab September 1941 war zudem die Verhängung von Todesstrafe bei „gefährlichen Sittlichkeitsverbrechern“ möglich, die nach den § 176-178 vorbestraft waren.

wie Zwangsverwahrung, Kastration und/oder KZ-Haft anordnen (vgl. Hörath, 2017; Lieske, 2016; Wagner, 1996). Vieles spricht dafür, dass hier ein besonderes Augenmerk auf Sexualstraftaten gelegt wurde. Dies schlug sich nicht nur in den Ausführungsbestimmungen und Begründungen für die neuen Maßnahmen nieder, sondern war explizit elementarer Bestandteil der NS-Propaganda.

Hier spielte auch Antisemitismus eine zentrale Rolle: Zwar war bspw. das Bild des jüdischen „Mädchenverführers“ keine Neuerfindung der Nazis, wurde nach der Machtübernahme aber permanent öffentlich reproduziert (vgl. Winter, 2013; Herzog, 2005). Galt im Nazismus der „Kinderschänder“ zum einen als jemand, der unbedingt zum „Schutz der Allgemeinheit“ aus der „Volksgemeinschaft“ auszuschließen sei, zeigen die bislang von mir untersuchten Fallakten, dass daraus keineswegs gefolgert werden kann, dass der NS-Staat generell besonders rigoros gegen sexuelle Gewalt vorgegangen wäre: Denn während ein Teil der Täter_innen mit drakonischen Strafen und Maßnahmen wie Kastration und/oder KZ-Haft überzogen wurde, fielen die Urteile in nicht wenigen Fällen vergleichsweise gering aus.

„Ersatzhandlungen“ versus „Neigungstaten“ – Fallbeispiele aus der NS-Zeit

Als Quellengrundlage für die vorliegende Studie wurden nach dem Zufallsprinzip 67 Fallakten aus dem Bestand des Landesarchivs Berlin ausgewertet, die Gerichtsverfahren auf Basis des § 176 (Abs. 3) dokumentieren.⁸

Von den insgesamt 16 Männern aus dem hier verwendeten Sample, denen ausschließlich Missbrauch von Jungen zur Last gelegt wurde, erhielten nur sechs eine Haftstrafe von mehr als zwei Jahren. Auch bei den Fällen, in denen Männer Mädchen sexuell missbraucht hatten (insgesamt 44), kam es bei mehr als der Hälfte der Fälle (23) zu eher geringen Urteilen von bis zu einem Jahr Haftstrafe.⁹

⁸ Es handelt sich um Akten aus dem Bestand A Rep. 358-02, der insgesamt etwa 150.000 Strafakten aus der Zeit von 1933 bis 1945 umfasst und auf Antrag im Landesarchiv eingesehen werden kann.

⁹ Insgesamt waren in 17 Fällen nur Jungen betroffen (in einem Fall handelte es sich um eine Täterin), in 44 Fällen Mädchen und in sechs Fällen Kinder beiderlei Geschlechts. In insgesamt 15 Fällen wurde die sexuelle Gewalt innerhalb der Familie verübt. Das Alter der Kinder betrug zum Tatzeitpunkt 3-13 Jahre, tendenziell waren die betroffenen Jungen mit durchschnittlich 11 Jahren etwas älter als die Mädchen (Durchschnitt 9 Jahre). Die Bandbreite der verhandelten Taten reichte von Exhibitionismus vor den Kindern über Anfassen der Geschlechtsteile der Kinder sowie Anfassen lassen der

Wie ein Blick in die Urteilsbegründungen zeigt, war häufig nicht unbedingt die Schwere der Tat ausschlaggebend, sondern wie ihr Zustandekommen bewertet wurde. So erhielt etwa der zum Tatzeitpunkt 69-jährige Reinhold B. im April 1944 eine Haftstrafe von einem Jahr Gefängnis, weil ihm vorgeworfen wurde, in seiner Gartenlaube zwei ihm bekannte Mädchen im Alter von 8 bzw. 11 Jahren wiederholt zu „unzüchtigen Handlungen“ genötigt zu haben.¹⁰ Er habe diesen dabei den Schläpfer heruntergezogen, ihre Geschlechtsteile angefasst und sein eigenes Geschlechtsteil an die der Mädchen herangeführt. Das Gericht sprach B. zwar für seine Taten voll verantwortlich, gestand ihm aber aufgrund seines Alters, der Tatsache, dass er im ersten Weltkrieg als Soldat gedient hatte sowie der Ansicht, die Mädchen hätten keine Schäden davongetragen, mildernde Umstände zu. In der Urteilschrift heißt es dazu: „Er ist [aber] schon vergreist und nicht mehr im Stande, so starke Hemmungen dem letzten Aufblitzen seines Geschlechtstriebes entgegenzusetzen, wie ein im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte sich befindlichen jüngeren Mann.“

Auch der 22-jährige Arbeiter Heinz G. wurde vergleichsweise milde bestraft. Er stand im April 1944 vor Gericht, weil ihm vorgeworfen wurde, den 5-jährigen Nachbarsjungen Gerhard dazu gebracht zu haben, ihn in seine Wohnung zu begleiten und sich dort nackt mit ihm ins Bett zu legen, wobei er das Geschlechtsteil des Jungen angefasst habe. Das Berliner Landgericht nahm in der Urteilschrift auch auf den § 175 Bezug, verwarf dessen Anwendung aber, da es sich bei dem Angeklagten nicht um einen „unverbesserlichen Homosexuellen“ handle.¹¹ In seinem Fall wirkte sich sein Alter ebenfalls strafmildernd aus, schließlich sei er, so das Gericht, „noch jung“ und mache einen „wenig willensstarken Eindruck“. Eine weitere Erklärung für den Übergriff sahen die Richter in G.s äußerem Erscheinungsbild, so habe „die Natur [...] ihn in seinem Äußeren nicht gerade bevorzugt“, weshalb es verständlich sei, „daß er zwar sich zu Frauen hingezogen fühlt, bei ihnen aber, deshalb und auch wegen seines noch fast kindlich anmutenden Gebahrens wenig Erfolg hat.“

Der „infantilisierte Pädophile“

Gänzlich anders fiel das Urteil gegen Bruno B. aus.¹² B. ist der einzige Angeklagte in den gesichteten Akten, der explizit als „Pädophiler“ bezeichnet wurde, obwohl in anderen Fällen von einer „Neigung“ für Kinder und Jugendliche die Rede ist. Der Lehrer B. wurde im Dezember 1940 zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, da er zwischen 1934-1940 zwölf Handlungen mit Männern unter 21 Jahren (in zehn Fällen an Jungen unter 14 Jahren) vorgenommen habe. Die Tatsache, dass sich ein ehemaliger Schüler für ihn verbürgte, der mittlerweile als SS-Mann im KZ Dachau tätig war, ließ das Gericht offenbar unbeeindruckt – zumindest wirkte sich dessen Fürsprache nicht strafmildernd aus. Konkret lautete der Vorwurf gegen B., dass er sich im Schulunterricht wiederholt und gezielt neben einzelne Jungen gesetzt und diese dazu gedrängt habe, sein Geschlechtsteil anzufassen, bis er zum Samenerguss gekommen sei. Ferner habe er sich mit mehreren Schülern über „geschlechtliche Dinge“ unterhalten. Im Zuge der Ermittlungen, bei denen mehrere Schüler verhört wurden, stellte sich heraus, dass bereits in der Weimarer Republik zweimal gegen B. nach § 176 (Abs. 3) ermittelt worden war. Während B. die Taten zunächst leugnete, gestand er schließlich, gab aber an, von einigen Jungen zu den Übergriffen animiert worden zu sein.

In der mehr als 70 Seiten umfassenden Urteilschrift heißt es über B., die „seelische Veranlagung des Angeklagten, den der Sachverständige als ‚juvenilen Typus‘ bezeichnet und als sogenannten ‚Paedophilen‘ angesprochen“ habe, bilde „die psychologische Erklärung für das vertrauliche Verhältnis des Angeklagten zu seinen Schülern und damit zugleich sein Bedürfnis, sich mit ihnen über geschlechtliche Dinge zu unterhalten und sich zur Befriedigung seiner Gelüste mit den Kindern einzulassen.“

Die im Urteil gegen B. vorgenommene Typisierung des pädophilen Täters als kindlich oder jugendlich findet sich schon bei Richard von Krafft-Ebing, der dem Delikt der „Unzucht mit Individuen unter 14 Jahren“ generell etwas „[U]nmännliches“ und „[B]übisches“ zuschrieb (Krafft-Ebing, 1912, 413).¹³ Auch der Kriminologe Borwin Himmelreich beschrieb in seiner Dissertation mit dem Titel *Die Kinderschändung 1932* den Typus des „psycho-sexuellen Infantilen“ und stellte ihn gar als *den* Prototyp des „Kinderschänders“ heraus. Diesen kennzeichne, so Himmelreich, dass er in seiner gesamten Entwicklung zurückgeblieben sei und entsprechend spärliche sekun-

eigenen Geschlechtsteile durch die Täter_innen bis hin zur vollzogenen Penetration.

¹⁰ Alle folgenden Zitate aus Fallakte Reinhold B., LAB, A Rep. 358-02, Nr. 104411.

¹¹ Alle folgenden Zitate aus Fallakte Heinz G., LAB, A Rep. 358-02, Nr. 104010.

¹² Alle folgenden Zitate aus Fallakte Bruno B., LAB, A Rep. 358-02, Nr. 103731-35.

¹³ Der Psychiater und Neurologe Krafft-Ebing war es auch, der den Begriff der „Pädophilie“ (*Paedophilia erotica*) als ein ausschließlich auf Kinder und Jugendliche ausgerichtetes sexuelles Begehren prägte.

däre Geschlechtsmerkmale aufweise. Interessanterweise unterstellte Himmelreich diesem Tätertypus eher einen „geschwächten Geschlechtstrieb“ (Himmelreich, 1932, 34), während sich als „Erklärung“ für die von Männern begangene sexuelle Gewalt bis heute häufig die Annahme eines grundsätzlich stärker ausgeprägten männlichen Sexualtriebes findet. Sowohl bei Krafft-Ebing als auch bei Himmelreich schwingt die Verknüpfung von „Männlichkeit“ mit persönlicher sowie sexueller Reife mit, die dem „Kernpädophilen“ fehlen würden.

„Mangelnde Zurechnungsfähigkeit“ als Kriterium

Eine zentrale Frage bei der Kategorisierung der Täter_innen und der Bewertung der ihnen vorgeworfenen Handlungen durch die Gerichte war neben der Diagnose einer spezifischen sexuellen „Neigung“, ob der- bzw. diejenige zurechnungsfähig sei. Ähnlich wie im Fall von Homosexualität, die wahlweise als „Krankheit“ oder als freiwillig angenommene Sexualität definiert wurde (vgl. DuPont, 1996), war diese Frage eng mit der Ausgestaltung der Urteile und/oder der Anwendung von Zwangsmaßnahmen verknüpft und wurde in den ersten Jahren der NS-Herrschaft noch kontrovers diskutiert. So plädierte etwa der niederländische Jurist Bert Röling 1933 in der *Monatschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform* dafür, „Kinderschänder“ als Psychopathen zu klassifizieren, die entsprechend nicht in Zuchthäuser, sondern Heil- und Pflegeanstalten gehörten (Röling, 1933, 15). Auch der Medizinrat Gustav Boeters, der sich bereits in der Weimarer Republik für die Durchführung von Zwangssterilisationen eingesetzt hatte, erklärte, dass Sexualstraftäter grundsätzlich nach § 51¹⁴ freigesprochen werden müssten, denn Ursache für die Taten sei eine „Vergiftung durch aus kranken Hoden stammende Hormone“, die mittels Kastration behoben werden könne (Boeters, 1933, 580).

In den gesichteten Gerichtsakten findet sich ein Fall, in dem aufgrund von angenommener Unzurechnungsfähigkeit von einer Haftstrafe abgesehen, der Belastete aber in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen wurde. Es handelt sich um den Holzarbeiter Arvid B., der sich 1942 im Alter von 17 Jahren wegen mehreren seit seinem 14. Lebensjahr begangenen Sexualstraftaten verantworten musste. Konkret wurde ihm vorgeworfen, zwischen 1938 und 1941 drei Mädchen im Alter von 6, 8 und 11 Jahren (teilweise unter Anwendung weiterer Formen kör-

perlicher Gewalt) zu sexuellen Handlungen gezwungen zu haben, indem er sie auf den Boden warf und ihre Geschlechtsteile anfasste.¹⁵ Im November 1941 verfügte das Berliner Landgericht seine Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt wegen „Wiederholungsgefahr“.

Dieser Fall sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Anwendung verschiedener Maßnahmen wie Kastration oder Sicherungsverwahrung und eine Haftstrafe nicht zwangsläufig ausschlossen. Im Gegenteil: Oftmals wurden die Täter_innen von Gerichten und medizinischen Gutachter_innen einerseits als „psychopathisch“ oder „geisteskrank“ erklärt, während gleichzeitig die Anwendung des § 51 zurückgewiesen und neben einer Verurteilung weitere Maßnahmen wie Kastrationen verfügt wurden.

Blick auf die Betroffenen

Die betroffenen Kinder und Jugendlichen wurden häufig in Folge der Aufdeckung der ihnen widerfahrenen Gewalt nicht nur von ihren Eltern bestraft, sondern mussten sich meist mehrfachen Vernehmungen, ärztlichen Untersuchungen und psychiatrischen Gutachten sowie Gegenüberstellungen mit den Angeklagten/Verdächtigten unterziehen. Sie wurden dabei auf ihre Glaubwürdigkeit als Zeugen hin geprüft, die nicht selten von der Verteidigung und den Gerichten angezweifelt wurde – gerade wenn es sich um Mädchen aus unteren sozialen Schichten handelte. Schon in der Weimarer Republik hatten staatliche Behörden viele der missbrauchten Mädchen und Jungen¹⁶ mit Skepsis betrachtet. Es wurden gar Diskussionen über die „Notwendigkeit“ einer Sterilisation der Betroffenen geführt, denen aufgrund ihrer Missbrauchserfahrung eine zu frühzeitige und zu freie sexuelle Entwicklung unterstellt wurde (vgl. Kerchner, 2005, 256–261). Die Gerichte gaben in dem hier untersuchten Sample Müttern und Kindern oftmals eine Mitschuld an den Taten, etwa wenn sie die Vorkommnisse auf eine angebliche „Geschlechtsnot“, also die mangelnde Möglichkeit, sexuelle Bedürfnisse bspw. in der Ehe zu befriedigen, oder auf das Erscheinungsbild und die Kleidung von Mädchen zurückführten.

So heißt es etwa in dem 1943 gefällten Urteil gegen den 38-jährigen Gärtner Hans H., dessen „Geschlechtstrieb“ sei erwacht, „da das Mädchen kurze Hosen trug und ihre nackten Beine bis ziemlich weit nach oben zu

¹⁴ Der § 51 schloss seit 1871 die Strafbarkeit von Handlungen aus, bei denen eine eingeschränkte Zurechnungsfähigkeit oder Unzurechnungsfähigkeit des Täters aufgrund von „Bewusstlosigkeit“ oder „Geisteskrankheit“ vorlag.

¹⁵ Fallakte Arvid B., LAB, A Rep. 358-02, Nr. 103724.

¹⁶ Die Jungen mussten zudem fürchten, zusätzlich als „Homosexuelle“ verfolgt zu werden, wenn sie z.B. in die einschlägigen polizeilichen Karteien aufgenommen wurden.

sehen waren.¹⁷ Ferner kam das Gericht zu dem Schluss, er habe in seiner Ehe „nicht die gewünschte geschlechtliche Befriedigung“ gefunden. H. war vorgeworfen worden, die ihm bekannte 12-jährige Schülerin Eveline W. auf einer Zugfahrt mehrfach gegen ihren Willen auf den Mund geküsst und ihr Geschlechtsteil angefasst sowie sie auf sein entblößtes Geschlechtsteil gesetzt zu haben. Er erhielt eine Haftstrafe von einem Jahr Gefängnis.

Es handelt sich bei den vorgestellten Fällen nur um einen kleinen Ausschnitt aus einem noch nicht abgeschlossenen Forschungsprojekt über den Umgang mit sexuellem Kindesmissbrauch in der neueren deutschen Geschichte vom Kaiserreich bis zur Großen Strafrechtsreform, anhand dessen kein Anspruch auf Verallgemeinerung erhoben werden kann. Es sollte jedoch deutlich geworden sein, dass das Ausmaß der NS-Propaganda gegen „Kinderschänder“ ebenso wenig zu einer intensiveren Strafverfolgung bzw. Anwendung des geltenden Rechts führte, wie das Kindeswohl zwangsläufig im Vordergrund stand.

Ausblick

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Pädophilie und sexuellem Kindesmissbrauch ist nach wie vor mit großen Schwierigkeiten verbunden. Häufig führt die Thematik zu einer starken Polarisierung, die sich nicht zuletzt auch in den Fachdisziplinen widerspiegelt. „Wenn fünf Sexualwissenschaftler privat zusammensitzen, und einer schneidet das Thema Pädophilie an, bricht innerhalb kurzer Zeit heftiger Streit aus. Werfen die einen den anderen Feigheit, Konformismus, biedere Moralisation, Ausgrenzung von Minderheiten vor, schlagen die anderen mit dem Vorwurf der Verharmlosung, Verleugnung, Pseudo-Fortschrittlichkeit zurück“, so die Sexualwissenschaftlerin Sophnette Becker (Becker, 1997, 5). Dies beeinflusst auch die historische Forschung zu dem Thema. So besteht für die in diesem Text behandelte Zeit des Nationalsozialismus die Herausforderung gerade darin, das Spannungsfeld zwischen (regressiver) Sexualpolitik und „othering“ gegen den „Kinderschänder“ bei gleichzeitiger Bagatellisierung der Taten und ihrer Folgen für die Betroffenen adäquat herauszuarbeiten. Historiker*innen stehen hier nicht zuletzt vor einem Quellenproblem, denn für die Erforschung sexueller Gewalt in der Geschichte stellen Gerichtsakten meist den wesentlichen Quellenkorpus dar.

Die in den Akten gesammelten Dokumente beinhalten überwiegend Aussagen und Darstellungen, die in ei-

nen bestimmten setting entstanden sind und in denen die Sichtweisen der Ermittlungsbehörden auf Betroffene und Täter_innen dominieren. Entsprechend ermöglichen sie nur einen peripheren Einblick in die Perspektiven Betroffener, denen sich deshalb anhand der Fallakten lediglich angenähert werden kann. Ein sensibler Umgang mit der Thematik und den in den Akten enthaltenen Informationen ist deshalb wichtiger Bestandteil der Forschung zu dieser Thematik, die nicht an Aktualität eingebüßt hat. Gerichtsakten bieten dabei den Forscher_innen auch die Chance, die verhandelten Taten sozial- und kulturgeschichtlich einzuordnen. Der amerikanische Historiker Stephan Robertson schreibt dazu, „court records can take the researcher beyond the crime itself into the social and cultural worlds in which the act took place“ (Robertson, 2005, 161–162).

Literatur

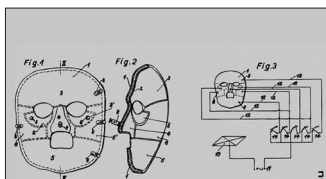
- Bange, D., 2002. Geschichte. In: Bange, D., Körner, W. (Hg.), Handwörterbuch sexueller Kindesmissbrauch. Hogrefe, Göttingen.
- Becker, S., 1997. Pädophilie zwischen Dämonisierung und Verharmlosung. *Werkblatt – Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik* 38 (1), 5–21.
- Becker, S., 2017. Aktuelle Diskurse über Pädosexualität/Pädophilie und ihre Leerstellen. In: Baader, M.S. et al. (Hg.), *Tabubruch und Entgrenzung*, Böhlau, Wien/Köln/Weimar, 313–325.
- Berner, W., Hill, A., 2004. Pädophilie – eine sexuelle Orientierung? In: Richter-Appelt, H., Hill, A. (Hg.), *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang*, Psychosozial, Gießen, 153–173.
- Bezjak, G., 2015. *Grundlagen und Probleme des Straftatbestandes des sexuellen Missbrauchs von Kindern gemäß § 176 StGB*, Duncker & Humblot, Berlin.
- Boeters, G., 1933. Zur Entmannung von Sittlichkeitsverbrechern. *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform* 25, 579–582.
- Brüggemann, J.A.J., 2013. *Entwicklung und Wandel des Sexualstrafrechts in der Geschichte unseres StGB. Die Reform der Sexualdelikte einst und jetzt*. Nomos, Baden-Baden.
- Burgard-Arp, N., 2018. Boulevard-Serie über „Kinderschänder“: Warum die Bild-Zeitung dieses Unwort nicht mehr benutzen sollte“. [www.http://meedia.de/2018/01/30/boulevard-serie-unwort-kinderschaender-warum-die-bild-zeitung-dieses-unwort-nicht-mehr-benutzen-sollte/](http://meedia.de/2018/01/30/boulevard-serie-unwort-kinderschaender-warum-die-bild-zeitung-dieses-unwort-nicht-mehr-benutzen-sollte/)
- DuPont, M., 1996. *Sexualwissenschaft im „Dritten Reich“. Eine Inhaltsanalyse medizinischer Zeitschriften*. Med. Diss., Universität Frankfurt/Main.
- Eghigian, G., 2015. *The Corrigible and the Incurable*. Science, Medicine and the Convict in Twentieth Century Germany. University of Michigan Press, Ann Arbor.
- Foucault, M., 1992. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1, 6. Aufl. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Grau, G., Lautmann, R., 2011. *Lexikon zur Homosexuellenverfolgung*, LIT, Münster.

¹⁷ Alle diesbezüglichen Zitate aus, Fallakte Hans H., LAB, A Rep. 358-02, Nr. 104035.

- Helming, E., Mayer, M., 2012. „Also über eine gute Sexualität zu reden, aber auch über die Risiken, das ist auch eine ganz große Herausforderung“. Einige ausgewählte Aspekte zum Umgang mit Sexualität und sexueller Gewalt in institutionellen Kontexten, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. In: Andresen, S., Heitmeyer, W. (Hg.), Zerstörerische Vorgänge. Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen. Beltz Juventa, Weinheim/Basel, 49–64.
- Herzog, D., 2005. Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Siedler, München.
- Himmelreich, B., 1932. Die Kinderschändung. Jur. Diss., Universität Leipzig.
- Hörath, J., 2017. „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Hommen, T., 1999. Sittlichkeitsverbrechen: Sexuelle Gewalt im Kaiserreich (Geschichte und Geschlechter). Campus, Frankfurt a.M.
- Kavemann, B., 2009. Sexualisierte Gewalt gegen Mädchen und Jungen. In: Elz, J., (Hg.), Täterinnen: Befunde, Analysen, Perspektiven, 135–144. Kriminologische Zentralstelle, Wiesbaden.
- Kerchner, B., 1998. „Unbescholtene Bürger“ und „gefährliche Mädchen“ um 1900. Was der Fall Sternberg für die aktuelle Debatte über den sexuellen Missbrauch an Kindern bedeutet. Historische Anthropologie. Kultur. Gesellschaft. Alltag 6 (1), 1–32.
- Kerchner, B., 2000. „Kinderlügen“? Zur Kulturgeschichte des sexuellen Missbrauchs. In: Finger-Trescher, U., Krebs, H. (Hg.), Mißhandlung, Vernachlässigung und sexuelle Gewalt in Erziehungsverhältnissen. Psychosozial, Gießen, 15–41.
- Kerchner, B., 2005. Körperpolitik. Die Konstruktion des „Kinderschänders“ in der Zwischenkriegszeit. In: Hardtwig, W. (Hg.), Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 241–279.
- Knoll, A., 1999. „Ein System steht zur Anklage“. Die Verfahren gegen Geistliche wegen Sittlichkeitsvergehen im Nationalsozialismus und die Reaktion der Kirche. Werkstatt Schwule Theologie 4, 276–285.
- Krafft-Ebing, R. v., 1912. Unzucht mit Individuen unter 14 Jahren. In: Psychopathia Sexualis, 13. Aufl., Enke, Stuttgart.
- Lieske, D., 2016. Unbequeme Opfer? „Berufsverbrecher“ als Häftlinge im KZ Sachsenhausen. Metropol, Berlin.
- Michelsen, D., 2015. Pädosexualität im Spiegel der Ideengeschichte. In: Walter, F., Klecha, S., Hensel, A. (Hg.), Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 23–59.
- Robertson, S., 2005. What's Law Got to Do with it? Legal Records and Sexual Histories. Journal of the History of Sexuality 14 (1–2), 161–185.
- Röling, B., 1933. Grundsätzliches zur Bekämpfung des Gewohnheitsverbrechertums. Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform 25, 15–24.
- Sternweiler, A., 1994. Und alles wegen der Jungs: Pfadfinderführer und KZ-Häftling: Heinz Dörmer. Rosa Winkel, Hamburg.
- Wachsmann, N., 2006. Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat. Siedler, München.
- Wagner, P., 1996. Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeptionen und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Wallstein, Göttingen.
- Winter, S., 2013. Geschlechter- und Sexualitätswürfe in der SS-Zeitung Das Schwarze Korps. Psychosozial, Gießen.

Autorin

Dr. Dagmar Lieske, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung, Goethe-Universität Frankfurt, e-mail: lieske@em.uni-frankfurt.de



Triebe, Reize und Signale
Eugen Steinachs Physiologie der Sexualhormone
Vom biologischen Konzept zum
Pharmapräparat, 1894–1938

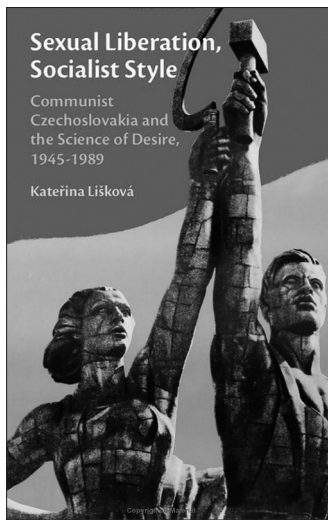
Sonja Walch

Walch, Sonja

Triebe, Reize und Signale – Eugen Steinachs Physiologie der Sexualhormone. Vom biologischen Konzept zum Pharmapräparat, 1894–1938

Böhlau 2016, 274 Seiten, geb, 49,00 €

Während die Pharmaindustrie in den 1920er Jahren Sexualhormone zu isolieren suchte, setzten Mediziner diese bereits in zahlreichen Therapien wie Drusentransplantation, Kastration, Sterilisation, Röntgen-, Wärme- oder Elektrotherapie ein. Eugen Steinach war ein ebenso prominenter wie schillernder Akteur, dessen Arbeiten zeitgenössische biologische Konzepte und gesellschaftlich geprägte Körperbilder widerspiegeln, aber auch nachhaltig beeinflussten. Sein Wissen generierte er nicht nur in Tierversuchen im Labor, sondern auch in experimentellen Therapien in seiner ärztlichen Praxis sowie in Kooperation mit der Berliner Pharmafirma Schering; sämtliche Ansätze werden hier erstmals in ihren epistemischen Verschränkungen untersucht. Am Beispiel von Steinachs Forschungen werden zeitypische Experimentalanordnungen, Karriereverläufe und therapeutisches Handeln in der Habsburgermonarchie und der Ersten Republik beschrieben.



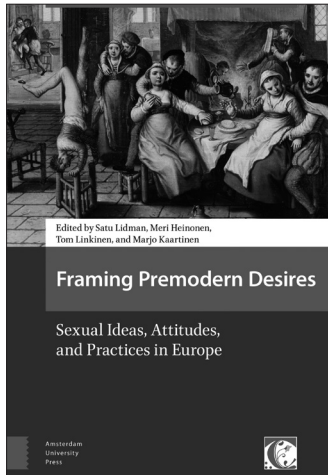
Katerina Lišková

Sexual Liberation, Socialist Style

Communist Czechoslovakia and the Science of Desire, 1945–1989

Cambridge University Press 2018, 290 Seiten, geb., 67,50 £

This is the first account of sexual liberation in Eastern Europe during the Cold War. Katerina Lišková reveals how, in the case of Czechoslovakia, important aspects of sexuality were already liberated during the 1950s – abortion was legalized, homosexuality decriminalized, the female orgasm came into experts' focus – and all that was underscored by an emphasis on gender equality. However, with the coming of Normalization, gender discourses reversed and women were to aspire to be caring mothers and docile wives. Good sex was to cement a lasting marriage and family. In contrast to the usual Western accounts highlighting the importance of social movements to sexual and gender freedom, here we discover, through the analysis of rich archival sources covering forty years of state socialism in Czechoslovakia, how experts, including sexologists, demographers, and psychologists, advised the state on population development, marriage and the family to shape the most intimate aspects of people's lives.



Satu Lidman, Tom Linkinen, Meri Heinonen, Marjo Kaartinen

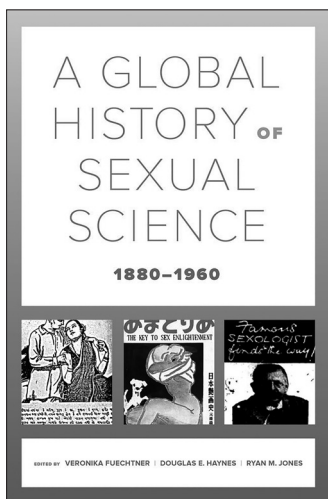
Framing Premodern Desires

Sexual Ideas, Attitudes, and Practices in Europe

Amsterdam University Press 2018

256 Seiten, geb., 95,00 €

The way that we have perceived, described, and understood sexual desire has changed dramatically over time and across cultures. This collection brings together a group of experts from a variety of disciplines to explore the history of sexual desires and the transformation of sexual ideas, attitudes, and practices in premodern Europe. Among the topics considered are the visibility of sexual offenses and the construction of passions; the geographical range extends to Great Britain, with extended attention also to France as well as Northern and Eastern Europe. The result is a groundbreaking volume that adds significantly to our understanding of premodern European history, history of sexualities, gender studies, religious history, and many other fields.



Veronika Fuechtner, Douglas E. Haynes, Ryan M. Jones (Ed.)

A Global History of Sexual Science, 1880–1960

University of California Press 2017

496 Seiten, geb., 66,00 £

Starting in the late nineteenth century, scholars and activists all over the world suddenly began to insist that understandings of sex be based on science. As Japanese and Indian sexologists influenced their German, British, and American counterparts and vice versa, sexuality, modernity, and imaginings of exotified „Others“ became intimately linked. The first anthology to provide a worldwide perspective on the birth and development of the field, A Global History of Sexual Science contends that actors outside of Europe – in Asia, Latin America, and Africa – became important interlocutors in debates on prostitution, birth control, and transvestism. Ideas circulated through intellectual exchange, travel, and internationally produced and disseminated publications. Twenty scholars tackle specific issues, including the female orgasm and the criminalization of male homosexuality, to demonstrate how concepts and ideas introduced by sexual scientists gained currency throughout the modern world.

Sexuell übertragbaren Infektionen (STI) auf der Spur – Rückblick auf den 63. Deutschen STI-Kongress 2018 in Bochum

Thomas Meyer, Norbert H. Brockmeyer

Nachdem in den letzten Jahren drei Deutsche STI-Kongresse im Roten Rathaus in Berlin stattfanden, wurde der 63. Deutsche STI-Kongress vom 6.–9.6.2018 in Bochum veranstaltet. Sein Motto lautete: „STI auf der Spur: vorbeugen, erkennen, behandeln“. Auch in diesem Jahr bot der Kongress wieder viele Informationen und Neuigkeiten, neue Erkenntnisse aus interessanten Studien und brandaktuelle Mitteilungen des Bundesministeriums für Gesundheit (BMG). In einer Reihe von Sessions, Symposien und Poster-Diskussionen wurden unterschiedliche Aspekte der sexuellen Gesundheit behandelt, die neben klinisch medizinischen Themen auch psychologische, sexual- und sozialpädagogische Aspekte beinhalteten. Der Einfluss sozialer Netzwerke und digitaler Medien auf das Sexualverhalten fand in einem Symposium für Millennials besondere Berücksichtigung.

Das wissenschaftliche Leopoldina-Symposium behandelte DAMPs, also Interaktion von Botschaft und Signalkaskaden auf zellulärer und extrazellulärer Ebene.

In den Beiträgen zur epidemiologischen Situation von STI in Deutschland konnte ein leichter Rückgang der HIV-Neuinfektionen gezeigt werden. Für andere STI wurde dagegen eine Zunahme festgestellt, die auf verschiedene Faktoren zurückgeführt wurde, u.a. auf ein verändertes Sexualverhalten (Risikoverhalten), Risikoverdrängung und Unwissenheit, aber auch auf verbesserte Nachweisverfahren. Diese, sowie ein leichterer Zugang zur Testung sind essentiell, um die vom BMG beschlossene Strategie zur Eindämmung von HIV, Hepatitis B und C und anderen sexuell übertragbaren Infektionen (bis 2030) umzusetzen.

Diagnostik

Gemäß des Kongressmottos war die Diagnostik der STI ein zentrales Thema. Neben der Vorstellung neuer diagnostischer Methoden wurden auch neue Distributionswege diskutiert. In Studien mit Multi-Target PCRs (Multiplex-PCRs), die mehrere STI-Erreger gleichzeitig in einer Reaktion erfassen, finden sich unerwartet hohe Nachweisraten für verschiedene STI-Erreger und ein relativ hoher Anteil von Mischinfektionen, die bei der „gezielten“

Untersuchung auf einzelne Erreger übersehen werden. Während komplexe Laboruntersuchungen mit großen automatisierten Systemen, die einen hohen Durchsatz ermöglichen, nur in zentralen Laboratorien möglich sind, werden zunehmend Testsysteme entwickelt, die unabhängig von Zentral-Laboren an Ort und Stelle eingesetzt werden können (Point-of-Care Tests, POCT). Dazu gehören u.a. Schnelltests für HIV, die auf dem Nachweis von Antikörpern und Antigen basieren und von denen einige eine hohe diagnostische Genauigkeit besitzen. Seit einiger Zeit sind auch molekulare, PCR basierte POCTs verfügbar, mit denen z.B. Chlamydien und Gonokokken innerhalb von 90 Minuten detektiert werden können.

Erfahrungen aus dem WIR (Walk-in-Ruhr) in Bochum zeigen, dass mit dem Einsatz dieser Tests Patienten schneller einer Therapie zugeführt werden können. Die Einbettung der Testung in ein Präventionskonzept ermöglicht zudem die Benachrichtigung der Sexualpartner und deren Einbindung in das therapeutische Vorgehen, um Re-Infektionen und die Ausbreitung von STIs zu verhindern. Neuere Tests, mit denen Ergebnisse in bereits 20 Minuten produziert werden, befinden sich zurzeit in der Entwicklung.

Als weitere niedrigschwellige Testangebote für Personen, die über die Regelversorgung nicht erreichbar sind, wurden STI-Einsendetests und Selbsttests vorgestellt. Beim Einsendetest werden die Proben vom Patienten selbst entnommen und in ein Labor geschickt, das die Untersuchungen durchführt. In der Evaluierung dieser Strategie unter medizinischer Begleitung konnten zuverlässige Ergebnisse erzielt werden, die nahelegen, dass die vollständig vom Patienten durchgeführte Probenentnahme (inkl. Kapillarblut) praktikabel ist. Mit Selbsttests werden die Probenentnahme und Testung selbst durchgeführt. Selbsttests für HIV sind in verschiedenen Ländern bereits seit einiger Zeit zugelassen. In Deutschland dürfen diese Tests bislang nicht an Laien abgegeben werden. Gesa Kupfer vom BMG erklärte in ihrem Beitrag, dass die Verordnung zur Regelung der *Abgabe von Medizinprodukten* geändert wurde und eine Abgabe von HIV-Selbsttests auch in Deutschland bald möglich sein wird. – Die Freigabe ist inzwischen seit September durch Apotheken, Drogerien und das Internet erlaubt.

Prävention

Präventionsstrategien wurden, wie auf den vorangegangenen Tagungen, auch in diesem Jahr wieder schwerpunktmäßig diskutiert. Einen wichtigen Fortschritt in der Prävention HPV-assoziiierter Erkrankungen ist die von Ines Perea (BMG) angekündigte STIKO-Empfehlung zur HPV-Impfung von Jungen im Alter von 9-17 Jahren. In mehreren Diskussionen wurde betont, dass eine HPV-Impfung auch in höherem Alter sinnvoll sein kann, z.B. bei MSM und Patienten unter oder vor einer Immunsuppression.

Ebenso intensiv wurde die Präexpositionsprophylaxe (PrEP) zur HIV-Prävention besprochen, deren Wirksamkeit in mehreren Studien dokumentiert ist und die auch in Deutschland zunehmend genutzt wird. Die PrEP geht mit einem veränderten Sexualverhalten einher, das das Risiko für andere STI erhöht. Prof. Brockmeyer, Präsident der DSTIG, wies eindringlich auf die Notwendigkeit der ärztlichen Begleitung der PrEP-Einnehmenden hin, um anhand regelmäßiger Untersuchungen Infektionen mit HIV und anderen STI, sowie Nebenwirkungen der PrEP-Medikation zu erkennen.

Regelmäßige Untersuchungen auf STI-Erreger sind ein wichtiges Mittel um die Neuinfektionsrate zu senken. Die Einführung des Chlamydien-Screenings 2008 in Deutschland hat aufgrund der geringen Teilnahmerate sowie der Begrenzung auf Frauen und ein Höchstalter von 25 Jahren zu keiner signifikanten Abnahme der Infektionsprävalenz geführt und ist in dieser Form ohne Beteiligung der Männer und ärztliche Vergütung nicht sinnvoll. Um die Infektionsprävalenz zu senken, müssen mehr Infektionen detektiert und behandelt werden. Dazu ist die STI-Testung bei Männern und Frauen in Abhängigkeit vom Sexualverhalten erforderlich. Diese risikoadaptierte Analyse impliziert eine vorangehende Sexualanamnese im Rahmen einer Beratung, in der u.a. die für die Labordiagnostik relevanten Sexualpraktiken kommuniziert werden. Neben Chlamydien müssen weitere STI Erreger berücksichtigt werden, die zudem nicht nur in urogenitalen Proben, sondern insbesondere auch in anorektalen und pharyngealen Proben sowie in Blutproben untersucht werden.

Ziele und zukünftige Aufgaben

Aus den Informationen und Erkenntnissen, die in den Vorträgen, Postern und Diskussionen des Kongresses präsentiert und herausgearbeitet wurden, ergeben sich eine Reihe von Zielen und Aufgaben für die Zukunft, die folgende Punkte betreffen:

- *Verbesserung der sexuellen Bildung in allen Altersstufen:* Der Kenntnisstand bzgl. STI und sexueller Gesundheit (Erreger, Häufigkeit, Übertragung, Prävention) muss durch Bildungsprogramme für alle Altersbereiche (Kinder, Jugendliche, Erwachsene und ältere Menschen) weiter verbessert werden.
- *Verbesserung des individuellen Präventionsverhaltens:* Bestimmte Präventionsmaßnahmen können bereits in Folge einer zunehmenden sexuellen Bildung der Bevölkerung stärker umgesetzt werden (Impfung, PrEP, Partnerbenachrichtigung bei positiven STI-Tests). In Ländern mit einer hohen HPV-Impfquote (ca. 80% der Zielpopulation) sind HPV-Infektionen und HPV-assoziierte Erkrankungen signifikant reduziert worden. In Australien wird die hohe Impfquote durch Schulprogramme erreicht. Modellprojekte in Deutschland zeigen, dass das auch hierzulande möglich ist.
- *Verbesserung der STI-Versorgung:* Die Fachkompetenz der Ärzte und anderer Mitarbeiter im Gesundheitsdienst muss verstärkt werden, z.B. durch zertifizierte Veranstaltungen, wie das von der DSTIG entwickelte Fortbildungscurriculum „Sexuelle Gesundheit und STI“. Wir benötigen mehr Einrichtungen der integrativen Versorgung in Zentren für Sexuelle Gesundheit und einen Ausbau bedarfsgerechter Angebote, in denen die unterschiedliche Verteilung verschiedener STI in bestimmten Alters- und Bevölkerungsgruppen berücksichtigt wird. Dementsprechend müssen STI-Untersuchungen Risiko- oder Anlass-bezogen erfolgen und nicht nur Symptom-orientiert durchgeführt werden.
- *Finanzierung:* Für die Durchführung der Risikoadaptierten Testung und der damit verbundenen Beratung ist eine Entschädigung bzw. Abrechenbarkeit notwendig. Kurzfristig werden dadurch Kosten gesteigert; mittelfristig werden durch eine effektive Prävention aber eine Senkung der Kosten erreicht, indem STI-Infektionen vermieden und dadurch Diagnostik und die Therapie von STI und auch assoziierten Komplikationen unnötig werden.

Autoren

PD. Dr. Thomas Meyer, Dermatologische Klinik der Ruhr-Universität Bochum, Gudrunstraße 56, 44791 Bochum
 Prof. Dr. med. Norbert H. Brockmeyer, Präsident der Deutschen STI-Gesellschaft (DSTIG), Dermatologische Klinik der Ruhr-Universität Bochum, Große Beckstr. 12, 44787 Bochum, e-Mail: info@dstig.de

Zeugung mit Risiken – Interview mit dem Kardiologen Urs Scherrer

Ulrike Baureithel

Im September 2018 löste ein Artikel im renommierten *Journal of the American College of Cardiology* weltweite Aufmerksamkeit aus. Die vom Kardiologen Urs Scherrer und seinen Kollegen am Berner Inselspital durchgeführte Studie mit 54 IVF-gezeugten Jugendlichen kam zum Ergebnis, dass deren Herz-Kreislauf-Funktion gegenüber der Kontrollgruppe (43 Probanden) signifikant verändert war. Mit Hilfe von morphologischen und funktionellen Tests konnten unter Ausschluss von anderen Risikofaktoren bei in der Petrischale entstandenen Probanden eine vorzeitige Gefäßalterung und erhöhte Blutdruckwerte nachgewiesen werden, die das Risiko für spätere Herz-Kreislauf-Krankheiten verstärken. Der Zusammenhang zwischen IVF und kardiovaskulären Risiken steht damit neu zur Diskussion. Link zur neuen Studie: <http://www.onlinejacc.org/content/72/11/1267>

Seit der Geburt von Louise Brown 1978 sind fast sechs Millionen Menschen mittels künstlicher Befruchtung zur Welt gekommen. Bisher ging man davon aus, sie entwickelten sich genauso wie Kinder, die auf natürlichem Wege gezeugt werden. Entwicklungspsychologisch scheint das der Fall zu sein, physiologisch gibt es inzwischen jedoch Zweifel. Warum?

Es mehren sich die Anzeichen, dass zumindest die Herz-Kreislauf- und die Stoffwechsel-Funktionen bei Kindern, die mittels IVF und zusätzlich eventuell der ICSI-Methode geboren werden, gestört sind. Es gibt auch Hinweise auf eine vorzeitige Gefäßalterung. Die Herzfunktion ist häufig bereits beim Fötus verändert und bleibt auch nach der Geburt bestehen, zumindest bis zum Alter von drei Jahren. Zeichen einer ersten manifesten Herz-Kreislauf-Krankheit lassen sich sowohl bei der IVF-Maus als auch beim Menschen in Form einer arteriellen Hypertonie im jungen Erwachsenenalter nachweisen. Ebenfalls in diesem Alter wurden Zeichen einer Insulinresistenz gefunden, die später zu einem Diabetes führen kann. Arterielle Hypertonie erhöht im späteren Leben das Schlaganfall- und unter Umständen auch das Herzinfarktrisiko. Arteriosklerose wiederum begünstigt das Auftreten von Demenz.

Wie sind Sie bei Ihrer Studie vorgegangen?

Bei unserer kürzlich veröffentlichten, beim Menschen durchgeführten Studie handelte es sich um junge Erwachsene, die wir bereits zuvor als Kinder untersucht hatten. Seinerzeit konnten wir bereits Zeichen einer vorzeitigen Gefäßalterung nachweisen. Dieses Mal haben wir uns die

Frage gestellt, ob sich dies zu einem erhöhten arteriellen Bluthochdruck entwickelt hat. Wir haben bei den Jugendlichen eine 24-Stunden-Messung des arteriellen Blutdrucks vorgenommen und festgestellt, dass sowohl der systolische als auch der diastolische Blutdruck signifikant erhöht war, beim systolischen betrug die Differenz zu den Kontrollpersonen ungefähr vier Millimeter Quecksilber, beim diastolischen ungefähr zwei Millimeter. Noch beruhigender war, dass die Prävalenz einer etablierten arteriellen Hypertonie bei diesen Personen signifikant erhöht war. Betroffenen waren mehr als 15 Prozent der IVF-Probanden, in der Kontrollgruppe waren es nur 2,5 Prozent.

Um es genau zu sagen: Der Blutdruck der betroffenen Jugendlichen betrug 119/71, der der Kontrollgruppe 115/69. Ist dieser Unterschied nicht minimal?

Nein, so minimal ist das nicht. Wir dürfen nicht vergessen, dass der Blutdruck im Jugendalter voraussagen lässt, wie er sich im späteren Leben weiterentwickeln wird.

Bei IVF-gezeugten Kindern handelt es sich oft um Zwillinge oder um Frühgeborene nach Risikoschwangerschaften. Könnte das Ihre Ergebnisse beeinflusst haben?

Das ist eine wichtige Frage. In unserer Studie haben wir nur Einlinge untersucht, die am Ende einer unkomplizierten Schwangerschaft fristgerecht und mit normalem Gewicht geboren wurden. Ihr Hinweis ist insofern wichtig, dass es bei assistierter Befruchtung häufiger zu solchen Problemen kommt. Diese Ereignisse erhöhen das kardiovaskuläre Risiko selbst dann, wenn das Kind auf üblichem Wege gezeugt wurde. Insofern ist unsere IVF-Gruppe eine Niedrigrisikogruppe. Wenn wir die IVF-Population insgesamt anschauen, ist also zu erwarten, dass deren Risiko noch höher sein könnte.

Könnten aber nicht auch andere Risikofaktoren, etwa bei den Eltern oder die Lebensführung der Jugendlichen für die Ausschläge verantwortlich sein?

Fortpflanzungsmediziner führen immer wieder an, dass sterile Eltern eine schlechtere Herz-Kreislauf-Funktion aufweisen als fertile. Diese gäben sie dann an ihre Kinder weiter, die IVF spiele also gar keine Rolle. Das ist wissenschaftlich nicht haltbar, sterile Eltern haben eine normale Gefäßfunktion. Maus-Experimente bestätigen diese These, denn die für IVF verwendeten Mäuse sind nicht steril, ihr IVF-Nachwuchs ist jedoch von den genannten Veränderungen betroffen. Was die untersuchten IVF-Jugendlichen betrifft, wiesen diese keine bekannten Herzkreislauf-Risikofaktoren auf, sie waren weder übergewichtig noch völlig unспортlich und sie ernährten sich normal.

Man muss also annehmen, dass die Ursachen für die pathologischen Veränderungen tatsächlich in der Art der Zeugung zu suchen sind. Welche Gründe kann es dafür geben?

Gesichert kann gelten, dass epigenetische Veränderungen eine Rolle spielen und bereits beim Embryo in der Petrischale nachweisbar sind. Das heißt, das passiert irgendwann zwischen der Spermien- und Eizellentnahme und der Implantation des Embryos. Die Ursachen können sehr vielfältig sein, denn die Umgebung des IVF-konzipierten Embryos ist eine völlig andere als die eines natürlich gezeugten. Es gibt Unterschiede in Bezug auf Temperatur, pH-Werte, das Milieu, das den Embryo umgibt, denn die Kulturmedien, in denen der Embryo schwimmt, reproduzieren die Situation nach natürlicher Konzeption nur sehr ungenau. Auch mechanische Einwirkungen spielen eine Rolle, etwa wenn bei ICSI ein Spermium direkt eingebracht oder wenn der Embryo in die Gebärmutter eingesetzt wird.

Es gibt Hinweise dafür, dass Embryonen, die sich länger entwickelt haben und besonders fit wirken, besonders große epigenetische Veränderungen aufweisen. Wäre das nicht ein Argument gegen die Anwendung der Präimplantationsdiagnostik (PID)?

Es gibt tatsächlich Studien, die zeigen, dass Embryonen ihre besondere Fitness erkaufen mit ausgeprägten epigenetischen Veränderungen und potentiell nachteiligen Folgen für die Herz-Kreislauf-Funktion. Die PID ist mit einer zusätzlichen mechanischen Intervention am Embryo verbunden, was ebenfalls zu vermehrten epigenetischen Veränderungen führt und so das Risiko erhöhen könnte. Allerdings gibt es derzeit noch keine validen Studien in diesem Bereich.

Ihnen wird oft entgegengehalten, dass Sie nur eine kleine Zahl von Probanden untersucht haben und die Ergebnisse deshalb nicht generalisierbar seien.

So klein war unsere Probandenzahl nun auch wieder nicht. Es ist sehr aufwändig, einen detaillierten kardiovaskulären Phänotyp an sorgfältig selektionierten IVF-Probanden ohne weitere kardiovaskuläre Risikofaktoren zu erheben, das wird im Rahmen von Tausenden von Probanden nie möglich sein. Wir arbeiten mit statistischen Wahrscheinlichkeiten, die Möglichkeit, dass wir uns täuschen liegt, je nach untersuchtem Parameter im Bereich von 4:100 bis 1:100 000. Richtig ist, dass unsere Probanden aus einer einzigen Fortpflanzungsklinik stammen und es bei Probanden aus anderen Kliniken zu anderen Ergebnissen kommen

könnte. Vergleichbare Studien in Barcelona, Australien oder Belgien mit ähnlichen Ergebnissen sprechen allerdings gegen diese Hypothese.

Welche Konsequenzen haben Ihre Studienergebnisse für die betroffenen Jugendlichen?

Soweit sie an arterieller Hypertonie leiden, müssen sie blutdrucksenkende Medikamente einnehmen. Da sie, wie gesagt, keine anderen Risikofaktoren aufweisen, werden sogenannte Lifestyle-Interventionen wie Gewichtsabnahme oder gesündere Ernährung keinen Erfolg bringen.

Wie hat die Forschungs-Community auf Ihre Studie reagiert, Sie haben sich damit sicher nicht nur Freunde gemacht.

Die Reproduktionsmedizin verhartet leider immer noch im Defensivmodus, statt sich mit den bei der IVF-Population aufgezeigten Gesundheitsproblemen offensiv auseinanderzusetzen, mit dem Ziel, die Methoden zu verbessern und die Gesundheitsfolgen für das entstehende Kind zu minimalisieren. Stattdessen versucht man, unsere Ergebnisse mit allen möglichen schwammigen Argumenten zu entkräften.

Die Kommunikationsabteilung des Inselhospitals wollte die Studienergebnisse Ihrer Forschungsgruppe gar nicht veröffentlichten mit Hinweis auf die „Auswirkungen auf andere Fachbereiche“. Welche Hintergründe vermuten Sie?

Es gibt, von der hauseigenen Fortpflanzungsklinik abgesehen, wohl nicht viele „andere Fachbereiche“, die davon betroffen sein könnten. Das war allerdings ein Schlag ins Wasser, denn unsere Studie hat ein unglaubliches weltweites Medienecho ausgelöst.

Sie waren kürzlich auch Mitglied in der Wissenschaftlichen Begleitgruppe bei der Schweizer Stiftung für Technologiefolgenabschätzung, wo es um Bedarf und Akzeptanz von Social Freezing in der Schweiz ging. Wie beurteilen Sie ein solches, medizinisch meist gar nicht induziertes Anwendungsgebiet angesichts Ihrer Forschungsergebnisse?

Es wirft zumindest viele Fragen auf, denn nach allem, was wir wissen, werden Kinder, die – wie es bei Social Freezing der Fall ist – mittels vorab eingefrorener Eizellen und IVF auf die Welt kommen, nicht ebenso gesund sein wie natürlich gezeugte. Das ist der Ausgangspunkt, von dem das ganze Thema angegangen werden sollte.



Schäffler, Eva, *Paarbeziehungen in Ostdeutschland. Auf dem Weg vom Real- zum Postsozialismus*. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, Bd. 25, Harrassowitz, Wiesbaden 2017, IX, 307 S., kart., 54,00 €

Die zeithistorische Transformationsforschung untersucht, wie sich in Ostmitteleuropa der Übergang vom Spätsozialismus zum Postsozialismus vollzog.¹ Auch Eva Schäfflers Dissertation *Paarbeziehungen in Ostdeutschland* wendet sich dieser Frage zu. Sie arbeitet detailliert heraus, wie sich das Private in der DDR bzw. in den östlichen Bundesländern zwischen den 1960er und 1990er Jahren veränderte und welche Rolle hierbei wirtschaftliche Veränderungen, gesellschaftliche Werte und Normen sowie politische Rahmenbedingungen spielten. Für die Zeit zwischen den 1960er und 1980er Jahren diskutiert sie insbesondere die Bedeutung politischer Vorgaben und staatlich propagierter Leitbilder. Mit Blick auf die 1990er Jahre stehen demgegenüber die Folgen des neuen politischen und rechtlichen Settings sowie die Diskurse über die Wiedervereinigung im Mittelpunkt. Schäffler betrachtet jedoch nicht nur diese externen Einflussfaktoren. Sie fragt auch, wie die Eigendynamiken in Paarbeziehungen den Wandel vorantrieben und in welcher Austauschbeziehung diese mit den externen Faktoren standen. Allerdings muss hierfür auch das entsprechende Quellenmaterial vorliegen, und das lieferten umfassend erst die sozialwissenschaftlichen Studien der 1990er Jahre, deren Befunde Schäffler diskutiert und historisch verortet.

¹ Vgl. Ther, Ph., 2016. Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa. Aktualisierte Aufl. Suhrkamp Verlag, Berlin; <http://zzf-potsdam.de/de/forschung/linien/die-lange-geschichte-der-wende-lebenswelt-systemwechsel-ostdeutschland-vor-waehrend>

Methodisch greift Schäffler auf das Konzept der historischen Pfadabhängigkeit zurück. Angewandt auf ihren Gegenstand besagt dieses Konzept, dass ein Entwicklungskorridor für soziale Veränderungen bestand, der parallel immer durch die staatlichen Vorgaben einerseits und die Eigendynamiken der Beziehungen andererseits beeinflusst wurde. Schäffler zeigt so überzeugend den „eigenen Entwicklungsweg“ (2) ostdeutscher Paarbeziehungen auf, wobei sie mehrere verschieden verlaufende Pfade darlegt. Zugleich kontrastiert sie die Entwicklungslinien mit den zeitgenössischen Prognosen, welche vielfach eine Angleichung ostdeutscher Lebensmodelle an westdeutsche vorausgesagt hatten. So gelingt Schäffler eine differenzierte und abwägende Analyse der Transformationsprozesse in drei Bereichen: Erstens betrachtet sie die Rahmenbedingungen, die sie inhaltlich anhand der Themen Gleichstellung und Sexualität behandelt. Zweitens diskutiert Schäffler die „konkrete Situation der ostdeutschen Paarbeziehungen“ (3) über die Aspekte ehelicher und nichtehelicher Beziehungen sowie Ehescheidungen. Abschließend befasst sich Schäffler mit dem Thema Reproduktion, das sie an den Beispielen Schwangerschaftsabbruch und Kinderbetreuung diskutiert.

Bevor aber Schäffler die drei Themen und deren Veränderungen auf dem Weg in den Postsozialismus behandelt, folgt ein vorgeschaltetes Kapitel zu den „Vorbereitungen“; gemeint sind die methodischen Zugriffe auf den Untersuchungsgegenstand der „heterosexuellen Paarbeziehung“, wobei sich Schäffler an der Familiensoziologie orientiert. Hier bietet die Autorin eine Begriffsdefinition und stellt ihren Zugriff auf Ehe, Liebe und Ehescheidung vor. Zu fragen bliebe aber, warum gerade in Bezug auf die Liebe „Emotionen“ als Analysekategorie ausgeklammert sind und an dieser Stelle nicht unter anderem auf den Arbeiten von Eva Illouz aufgebaut wird.² Darüber hinaus kontextualisiert Schäffler ihren Untersuchungsgegenstand in der Geschichte der DDR und fragt, wie er sich in die Ära Ulbricht sowie die Ära Honecker einpasste, welche Rolle die von der Autorin so genannte „Scharnierzeit“ zwischen 1965 und 1975 einnahm und welche Bedeutung das Jahr 1989 als „Zwischenstufe in der Entwicklung der ostdeutschen Paarbeziehungen“ (1) hatte. In diesem Zusammenhang betont Schäffler, dass gerade Transferprozesse das Verhalten von Paarbeziehungen nach der Wiedervereinigung beeinflussten. Zugleich kam es aber in den „Vereinigungsdiskursen“, gemeint sind die gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse im Zuge der Wiedervereinigung, zu einer Abgrenzung der ost- von der westdeutschen Identität – und umgekehrt. Denn Ostdeutsche mussten ihre Lebensbedin-

² Vgl. exemplarisch Illouz, E., 2012. Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.

gungen an die neuen Rahmenbedingungen anpassen, rekurrten jedoch auch auf tradierte Ideale, was einen „eigenen Weg“ entstehen ließ.

Diesen zeigt Schäffler zunächst anhand der Gleichstellung auf. Entgegen den politischen Forderungen wurde diese in der DDR nie erreicht, da zum Beispiel die Sozialpolitik traditionelle Geschlechterrollen festigte. Zudem existierte bis zum Ende der DDR eine negative Korrelation zwischen der Geburtenförderung und der gewünschten Vollerwerbstätigkeit von Müttern. Überdies blieben zahlreiche ostdeutsche Mütter nach der Wiedervereinigung berufstätig und passten sich damit nicht an ihre westdeutschen Pendanten an. Diese Entwicklung wertet Schäffler als Indikator dafür, dass die in der DDR propagierte Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft noch in den 1990er Jahren nachwirkte. Bei der Sexualität arbeitet Schäffler zunächst den „instrumentalisierenden Charakter“ (88) der staatlichen Sexualmoral heraus. Anschließend betont sie, dass die SED aufgrund bevölkerungspolitischer und ökonomischer Erwägungen einen Modernisierungs- und Liberalisierungsprozess initiiert habe. Wie bei der Sozialpolitik stand die Geburtenförderung im Vordergrund. Zugleich wollte die DDR „moderner“ als die Bundesrepublik sein. Dieser Topos fand sich überdies bei den Debatten um die gesetzlichen Bestimmungen beim Schwangerschaftsabbruch. Insofern ging es auch um eine Abgrenzung vom Westen. Abschließend verweist Schäffler darauf, dass nach 1989 Partnerschaft und partnerschaftliche Sexualität weiterhin einen hohen Stellenwert genossen haben und es entgegen der Prognosen zu keiner „Hypersexualisierung“ (281) gekommen sei. Auch hier zeigte sich somit die Pfadabhängigkeit deutlich.

Diesen Aspekt betont Schäffler auch in den folgenden beiden Kapiteln immer wieder. Damit entfaltet sich dem Leser ein differenziertes Panorama, bei dem die Transformationsprozesse in Partnerschaften zwischen den 1960er und 1990er Jahren abwägend dargestellt werden. Allerdings hätte es sich angeboten, detaillierter herauszuarbeiten, was sich im konkreten Fall hinter einem Sammelbegriff wie „Vereinigungsdiskurse“ versteckt und welche Akteure hier in Erscheinung traten. Auch bliebe zu hinterfragen, inwiefern „die Ehe in der späten DDR immer weniger als ‚Wert‘ angesehen wurde“ (127). Schäffler betont dies mit einem Verweis auf die Tendenz, schneller zu heiraten und sich früher scheiden zu lassen. Aber kann dies nicht auch auf eine anhaltend hohe Wertschätzung der Ehe verweisen? Schließlich haben Familiensoziologen und -soziologinnen immer wieder betont, dass von einer hohen Scheidungsrate nicht zwangsläufig auf eine niedrige Wertschätzung der Ehe geschlossen werden könne. Sobald die individuellen Erwartungen an eine Ehe, wie zum Beispiel eine partnerschaftliche Auf-

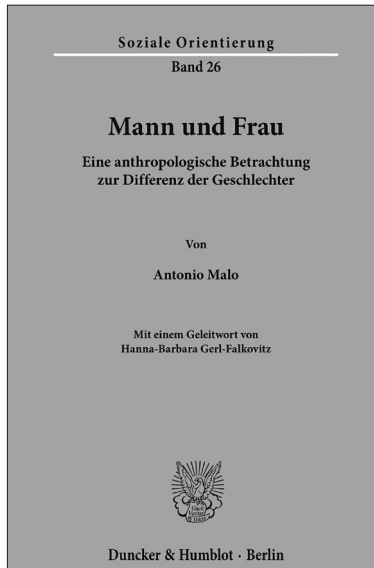
gabenverteilung und gegenseitige Liebe, nicht mehr erfüllt wurden, beendeten Paare ihre Ehe durchaus mit der Hoffnung, dass sich ebendies in der nächsten Ehe einstellen werde. Diese Fragen drängen sich der Leserin bzw. dem Leser auf und zudem regen Schäfflers Thesen insgesamt zum Nachdenken an.

Die Frage, wie die Sozialpolitik den Trend zum Zusammenleben in nichtehelichen Lebensgemeinschaften in der DDR begünstigte, ist ein weiterer Schwerpunkt in Schäfflers Studie. Neben der Vollerwerbstätigkeit von Müttern und der ebenfalls behandelten Entwicklung der Ehescheidungen legt die Autorin auch hier dar, wie ein eigener ostdeutscher Weg entstand. Daraus leitet sie die These ab, dass bis in die 1990er Jahre in Deutschland zwei „Familienregime“ (283) existierten. Auch im abschließenden Kapitel zu den Themen Schwangerschaftsabbruch und Kinderbetreuung macht Schäffler dieses Argument stark. So galten im wiedervereinigten Deutschland bis 1996 zwei unterschiedliche Bestimmungen: In den neuen Bundesländern behielt das DDR-Recht mit der Fristenlösung weitgehend seine Gültigkeit, wohingegen in den alten Bundesländern das Indikationsmodell der 1970er Jahre den rechtlichen Rahmen absteckte. Ferner hatte sich die ganztägige Betreuung von Kindern in der DDR zur Norm entwickelt, die auch nach der Wiedervereinigung nicht zur Disposition stand.

Schäfflers Studie zeigt überzeugend auf, wie im Sozialismus und Postsozialismus in Ostdeutschland die externen Einflüsse und Eigendynamiken von Partnerschaften in einer engen Austauschbeziehung standen und sich wechselseitig beeinflussten. Diese Verschränkungen ließen wiederum einen „eigenen“ ostdeutschen Pfad entstehen, der sich in einer bis heute anhaltenden Ost-West-Differenz zeigt. Die Studie ist damit insbesondere für Historikerinnen und Historiker von Interesse, die zu sozial- und politikgeschichtlichen Themen im geteilten und wiedervereinigten Deutschland forschen. Zugleich verortet Schäffler dabei zeitgenössische Prognosen aus den 1990er Jahren historisch. Damit leistet ihre Arbeit auch einen Beitrag zur Frage, wie Gegenwartsdiagnosen retrospektiv neu gelesen werden können.

Christopher Neumaier (Potsdam)

Wiederabdruck aus H-Soz-Kult, 22.01.2018, www.hsoz-kult.de/publicationreview/id/rezbuecher-28369



Malo, Antonio, *Mann und Frau. Eine anthropologische Betrachtung zur Differenz der Geschlechter*, Duncker & Humblot, Berlin 2018, 155 S., br., 49,90 €

Das in der Reihe *Soziale Orientierung* erschienene Buch von Antonio Malo ist eine Kampfschrift. Sie richtet sich vehement gegen den feministischen Gender-Mainstream, der mit seinen Auswüchsen und modischen Blüten vorgeführt und demontiert wird. Malo stellt dagegen das traditionelle Bild der heterosexuellen Zweierbeziehung in Form der Ehe, der Familie und der Generationenfolge vor. Er weiß natürlich auch, dass in anderen Kulturkreisen das Zusammenleben der Geschlechter abweichende Formen aufweist, doch er ist von der Überlegenheit der Wertvorstellungen des christlichen Abendlandes überzeugt. Maßstab ist die Ausbildung der autonomen Persönlichkeit, in der das „in einem jeden angelegte Menschliche“ seinen reinsten Ausdruck findet (113). Das so verstandene Menschliche beschränkt sich nicht auf sozial erworbene Verhaltensweisen, sondern macht für Malo das Wesen des Menschen aus. So bezeichnet er beispielsweise den Kannibalismus als „schlicht unmenschlich“ (113), was moderne Ethnologen sicherlich nicht akzeptieren würden.

In Bezug auf die Sexualität dominieren die Wertungen der katholischen Sexualmoral, die Malo allerdings in liberaler Form interpretiert und damit den lustfeindlichen Körper-Seele-Dualismus der römischen Kurie überwindet. Detailliert und kenntnisreich werden die psychologischen, sozialen und ethischen Aspekte der menschlichen Sexualität beschrieben, deren Zusammenspiel Malo „sexuelle Verfasstheit“ (5) nennt. Mit diesem Schlüsselbegriff wird eine Reduktion der Sexualität auf Praktiken der Kopulation vermieden; Liebe wird zu einem ‚Existenzial‘ im Sinne Martin Heideggers, wobei die Polarität der Geschlechter im Mittelpunkt steht.

Viele Beschreibungen und Bewertungen der intimen Beziehungen in Ehe und Familie entsprechen der Alltagskultur säkularer Gesellschaften des Westens und sind als solche nachvollziehbar und akzeptabel. Im Sinne der philosophischen Anthropologie wird die Differenz der Geschlechter über die rein biologische Funktion der Fortpflanzung hinaus zu einer Lebensform, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Malos Darstellung der Humanisierung bewegt sich im Rahmen der Kulturgeschichte, wodurch der Eindruck entsteht, es handle sich um einen zielgerichteten Prozess, der von einem übermenschlichen Geist gesteuert wird. Das entspricht Heideggers Fundamentallontologie, hinter der sich der christliche Schöpfergott im philosophischen Gewand verbirgt.

Wenn Malo es auch vermeidet, sich direkt auf Gott zu berufen, so ist seine Sichtweise doch der Teleologie verpflichtet, wie der Bezug auf Thomas von Aquin und Aristoteles belegt. Allerdings vertritt kein ernst zu nehmender Wissenschaftler heute noch die Lehre von der Wirksamkeit externer zielgerichteter Faktoren. Teleologie wurde im zwanzigsten Jahrhundert durch den Begriff der „Teleonomie“ ersetzt, der von kybernetischen Rückkopplungen ausgeht und evolutionäre Prozesse allein aus ihren Komponenten und Strukturen erklärt. Der Schöpfergott bleibt lediglich als Metapher, so, wenn der Autor von *The Selfish Gene*, Richard Dawkins, sein erstes Buch *The Blind Watchmaker* (1986) nennt. Um die Beschreibung der menschlichen Sexualität von Teleologie und Ontologie zu lösen, gibt es nur einen Weg: die Humanisierung evolutionsbiologisch zu rekonstruieren. Dieses Vorgehen würde Malos Sexuologie unangreifbarer machen, da sie kulturinvariante Strukturen freilegen würde, die im Genom kodiert sind, statt die Integration der Sexualität einem göttlichen Schöpfungsakt zuzuschreiben, wie es die Lehre vom *Intelligent Design* tut.

Die methodische Befreiung vom Kreationismus lässt sich besonders deutlich am Beispiel der Personalisierung der Sexualität demonstrieren, die dann nicht mehr als angeblich gottgewollte Grundausstattung zu lesen wäre, sondern als Resultat der Evolution. Die Evolution des Menschen ist ein multifaktorieller Vorgang, der aber nicht erst mit der kulturellen Evolution eingesetzt hat. Bevor sich die Affen vom Menschen getrennt haben, hat es gemeinsame Vorfahren gegeben, die schon deutlich menschenähnliche Züge trugen. Dazu zählen der aufrechte Gang und das Freiwerden der Hand, die auch Malo erwähnt. Offen bleibt dabei die Frage, warum es bei den mehrere Millionen Jahre aufrecht gehenden Australopithecinen nicht zur signifikanten Vergrößerung des Gehirns gekommen ist, durch die sich Wortsprache und abstraktes Denken entwickeln konnten. Nun ist das Gehirn nicht nur für kognitive Leistungen verantwortlich, sondern auch und in erster Linie für die emotionale Aus-

stattung des Menschen. Sicherlich gleichen sich Mensch und höhere Tiere in Basis-Emotionen wie sexuelle Erregung, aber die moderne Emotionstheorie kennt höherstufige Emotionen, die allein dem Menschen vorbehalten sind. Dazu zählt die erotische Liebe, die mehr ist als sexuelle Anziehung, die Tiere periodisch zusammenführt. Erotische Liebe ist auch mehr als Empathie, die Affen unter bestimmten Umständen füreinander empfinden mögen. Die Liebe umfasst Verständnis für und Sorge um den anderen als unersetzbare Person, wie Malo überzeugend darlegt (137f).

Die vergleichende Verhaltensforschung und die Evolutionsbiologie haben viel zum Verständnis der Menschwerdung durch die Sexualität beigetragen, wobei Darwins Gradualismus als Folge der natürlichen Selektion leitend ist. Allerdings hat Darwin mit der sexuellen Selektion als Ursprung des Menschen schon die Grenze zum qualitativen Sprung erreicht. Zur Erklärung der qualitativen Differenz zwischen Tier und Mensch ist von der philosophischen Anthropologie eine eigene Form der Selektion als Erweiterung der sexuellen Selektion eingeführt worden: die „emotionale Selektion“.¹ Deren Kern sehe ich darin, dass in der Zweierbeziehung das subjektive Erleben dominiert und das individuelle Verhalten anders als bei den Tieren nicht mit der Fortpflanzung koinzidiert. Das scheint ein Luxus zu sein, der mit dem auf die Erhaltung der Art gerichteten Selektionsprinzip unvereinbar ist. Aber diese Diskrepanz hat sich auf einer höheren Ebene als vorteilhaft für die Art erwiesen, insofern die Dominanz der Gefühle die emotionale Intelligenz hervorgebracht hat, die *Homo sapiens* zum Herrscher über die anderen Primaten hat werden lassen.

Dass es sich hier um einen teleonomischen Prozess handelt, der allein aus natürlichen Strukturen und Funktionen resultiert, wird deutlich, wenn man sich vorstellt, wie im Pleistozän die Affenmenschen gelebt haben mögen. In nomadisierenden Horden mit einer dem Sexualdimorphismus entsprechenden Arbeitsteilung scheinen sie in den Jäger- und Sammler-Gesellschaften früher Kulturen entsprechendes Leben geführt zu haben. Unter günstigen und relativ konstanten Umweltbedingungen konnten sich innerhalb der Horde längerfristige Paarbindungen entwickeln, die für den Mann der Garant waren, dass seine Gene weitergegeben werden, und bei der Frau die Erwartung stärkten, dass der Mann bei der Aufzucht der gemeinsamen Nachkommen ihr zur Seite steht. Der evolutionäre Vorteil der erotischen Bindung liegt demnach in der emotional abgestützten Kooperation der Eltern, welche die Generationenfolge absichert.

Daraus hat die evolutionäre Psychologie den Schluss gezogen, dass längerfristige Bindungen von Mann und Frau einen mentalen Raum geschaffen haben, der den Tieren prinzipiell verschlossen bleibt. Dabei handelt es sich allerdings nicht nur um positive Gefühle der Nähe, sondern auch um negative der Distanz gegenüber dem Partner. Die Paradoxie der dauerhaften Paarbindung liegt darin, dass sich in ihr die volatile Sexualität gleichsam selbst sozialisiert. So ist aus der Mann-Frau-Polarität die Geschlechtsidentität hervorgegangen, die das personale Selbstverständnis prägt. Personale Identität hat ihre Wurzeln nicht allein im Geschlecht, sondern im Unterschied zwischen den Geschlechtern. Um es pointiert zu formulieren: Nur Wesen mit einer hoch differenzierten Psychosexualität sind in der Lage, in der Beziehung zum anderen zu sich selbst zu kommen und über sich selbst Rechenschaft abzulegen.

Es sei betont, dass Malos anthropologische Betrachtungen der Differenz der Geschlechter, der sozialen Bedeutung von Ehe und Familie und nicht zuletzt der ethischen Dimension der sexuellen Verfasstheit weitgehend mit dem Szenario der Evolutionsbiologie kompatibel sind. Leider werden die einschlägigen Klassiker wie Donald Symons, *The Evolution of Human Sexuality* (1979), Geoffrey Miller, *The Mating Mind* (2001) und Alan Dixon, *Sexual Selection and the Origins of Human Mating Systems* (2009) in seinen Darlegungen nicht berücksichtigt. Diese hätten den im Buch angeführten humanistischen Referenzautoren mehr Gewicht verliehen und deren spekulative Thesen empirisch untermauert. Auch hätte die Darstellung der platonischen Eros-Lehre durch den theologischen Hintergrund keine so starke Schlagseite in Richtung auf Agape bekommen.

Betrachtet man den heutigen Stand der wissenschaftlichen Diskussion, so lesen sich Malos Attacken gegen den Gender-Feminismus schon wie ein Nachhutgefecht. Selbst die Medien, die sich gern auf sexuelle Exzentrizitäten stürzen, haben das Interesse an der Genderproblematik eher verloren und entdecken zunehmend die ‚wahre Liebe‘ als Motiv der Heirat. Die ‚großen Gefühle‘ und das ‚Traumpaar‘ sind in, wobei mindestens einer der Partner einen Migrationshintergrund haben muss. So macht die Vorrangstellung der europäischen Kultur der kulturellen Vielfalt Platz. Diesem Strukturwandel der Öffentlichkeit entsprechend, gehen die Sexualwissenschaft und die Soziologie der Sexualität mit den Begriffen Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Weise um, die gegenüber ideologischen Verwerfungen und religiösen Fundamentalismen weitgehend immun ist. Belastbare Daten stehen im Vordergrund, und ihre Interpretation verfährt weltanschaulich neutral. So rasant sich das Rollenverständnis der Geschlechter auch verändert, Mann und Frau werden sich immer erotisch begegnen und davon träumen, den Rich-

¹ Fellmann, F., Walsh, R., 2013. Emotional Selection and Human Personality. *Biological Theory* 8 (1), 64–73, <https://doi.org/10.1007/s13752-013-0093-3>

tigen oder die Richtige auch ohne Gottes Hilfe zu finden. In dieser Hinsicht liefert Malos Buch durchaus lehrreiche Ansichten, wie aufgeklärte Paare unserer Zeit verantwortungsvoll und undogmatisch mit dem sexuellen Begehren umgehen.

Ferdinand Fellmann (Münster)



Velten, Julia, *Sexuelle Funktionsstörungen bei Frauen*, Hogrefe, Göttingen 2018, 96 S., br. 19,95 €

Beim ersten Durchblättern des ohne Anhang gerade 85 Seiten starken Bändchens ist der Eindruck „dünn“, für erfahrene Sexualtherapeut_innen gäbe es kaum neue Erkenntnisse.

Auf den zweiten Blick und nach gründlicher Lektüre zeigt sich dann, daß es der Autorin gelungen ist, einen sehr kompakten und gehaltvollen Überblick über das Thema zu geben. Erscheinungsbild, ätiologische Faktoren und Störungsmodelle, Diagnostik, Überlegungen zur Indikation für Interventionen und Behandlungsoptionen werden knapp, aber treffend und übersichtlich dargestellt. Ein umfangreiches, vielleicht etwas zufällig zusammengestelltes Literaturverzeichnis, vor allem aber ein Kurzfragebogen und eine Anleitung zum spezifischen Achtsamkeitstraining helfen weiter.

Zwei Fallbeispiele illustrieren die theoretische Abhandlung. Dabei finden sich einige Highlights: die Ausführungen zur „Genito-pelvinen Schmerz-Penetrationsstörung“ einschließlich der Vulvodynie, die zunehmend in der sexualtherapeutischen Praxis eine Rolle spielt und bisher meist nur unzureichend besprochen und behandelt wird. Auch die Erwähnung der Asexualität finde ich gelungen, ebenso diejenige der „dysfunktionalen Kogni-

tionen zu Sexualität“, maladaptiven Schemata und vor allem zum Körperbild, ebenfalls häufig vernachlässigt.

Dann gibt es aber doch größere und kleinere Einwände: Die Gleichsetzung der Hysterektomie mit „chirurgischer Entfernung der Eierstöcke“ – mit der Folge einer hormonell bedingten sexuellen Funktionsstörung – ist schlicht falsch: Hysterektomie meint ausschließlich die Entfernung der Gebärmutter und hat nach guten Studien keine oder sogar positive Auswirkungen auf die Sexualität. Bei den psychologischen Faktoren fehlt die von uns früher beschriebene und in vielen Fällen bedeutsame „lustabträgliche Lebensweise“. Bei der Behandlung des Vaginismus fehlt m.E. der Hinweis auf die der Anwendung von Dilatoren aus mehreren Gründen überlegene Arbeit mit dem eigenen Finger (die Empfehlung geht auf Ulrike Brandenburg zurück), bei den pharmakologischen Optionen der sehr einfache und wirksame Einsatz von Lubrikativa.

Die Hinweise zur „Nutzung der Übungen als Vorspiel“ finde ich einseitig, die sehr dirigistische Vorgehensweise mit dem Übungscharakter aus therapeutischer Erfahrung nicht gut nachvollziehbar.

Vor allem aber hat mich die Aufzählung dessen gestört, was die Autorin „Störungsübergreifende Therapiemethoden“ nennt. Da findet sich ein Sammelsurium von verschiedenen Einzelinterventionen ohne Hinweis auf Hintergründe und Einbindung in ein Therapiekonzept. Unvermittelt werden dann im nächsten Kapitel das Hamburger Modell der Paartherapie und die Systemische Sexualtherapie kurz erwähnt, ohne sie einzuordnen und kritisch zu reflektieren und ohne Hinweis auf neuere Entwicklungen der Sexualtherapie, wie sie exemplarisch dem Standardwerk von Uwe Hartmann zu entnehmen sind.

Das Büchlein ist sicher geeignet, um Allgemeinärzt_innen, Gynäkolog_innen, Hebammen, Mitarbeiter_innen in Beratungsstellen einen ersten Einblick zu verschaffen, sie für das Thema zu sensibilisieren und auf weitere Hilfsmöglichkeiten hinzuweisen. Als Grundlage für eine sexualtherapeutische Tätigkeit bleibt es zu „dünn“. Zu befürchten ist, daß der Band bei seinem Erscheinen in dem dezidiert „psychologischen“ Hogrefe Verlag in einer renommierten verhaltenstherapeutisch orientierten Reihe die geeignete Zielgruppe nicht erreicht.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



Driemeyer, Wiebke, Benjamin Gedrose, Armin Hoyer, Lisa Rustige (Hg.), *Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft* (Beiträge zur Sexualforschung Bd. 100), Psychosozial, Gießen 2015, 257 S., br., 29,90 €

Basierend auf einer Tagung im Jahre 2013 vereint dieser Sammelband Beiträge von Mitgliedern des Nachwuchsnetzwerks Sexualforschung und Sexualtherapie (NEKST) aus dem Umfeld der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS). In der Einleitung machen die Herausgeber unfreiwillig die zentralen Probleme der jüngeren Vertreter der Sexualforschung deutlich: hoher Anspruch, Betonung der Notwendigkeit der eigenen akademischen Existenz und wenig Realitätsbezug bei gleichzeitigem Mangel an Kritik bestehender Vorstellungen über die Sexualsphäre. So wird zwar angekündigt, die Frage von „Grenzen“ nicht dahingehend zu verfolgen, was außerhalb dieser begrenzten Zone zu finden sei, sondern innerhalb (15), doch bei der Analyse von „Grenzverschiebungen“ bleibt man schon in eingefahrenen Mustern. Als Beispiel für ein nicht gewaltbehaftetes und vordergründig freiwilliges sexuelles Verhaltensmuster wird das Beispiel eines männlichen Professors genannt, der weibliche Untergebene sexuell ausbeutet (16). Aus eigener Erfahrung kann ich versichern: ein solches Verhalten ist nicht an Männer und nicht an Heterosexualität gekoppelt, entspricht aber gängigen Einschätzungen.

Ganz im Mainstream von Boulevard und Feuilleton bewegt sich Maria Pössel in ihrem Aufsatz über den sexuellen Kindesmissbrauch und möglicherweise entsprechende eigene Erfahrungen im Leben von Tätern. Diese findet sie in signifikanter Weise, wobei sie sich allein auf die Aussagen der Pädophilen stützt und sie nicht etwa durch weitere Recherchen absichert. Da entsprechend untersuchte Personen wissen, dass die Betonung der eigenen Opferrol-

le ihnen tendenziell nutzt, ist der Aussagewert von Pössels Untersuchungen eher gering. Als Beispiel nimmt sie u.a. einen Vater, der seine Tochter missbrauchte – dass Inzest noch etwas anderes ist als Pädophilie, entgeht ihr. Nichts von dem, was sie schreibt, hätte nicht auch ein forensischer Psychiater ohne jede sexualwissenschaftliche Ausbildung herausfinden können.

Daniel Turner und Peer Birken – zählt der auch zur „jungen Sexualwissenschaft“? – wandten sich mit der Wiederholung eines Fragebogens von 1972 im Jahre 2012 an Studierende der Humanmedizin in Hamburg, um herauszufinden, wie die Befragten es mit dem Thema „sexuelle Gesundheit“ hielten (62). Leider erfolgt keine Definition, was darunter zu verstehen sei, jedoch erfährt der Leser, dass 1972 47% der 236 Befragten, 2012 aber nur 28,2% von 259 eine institutionelle Verankerung der Sexualwissenschaft im Ausbildungskanon der Humanmediziner für nötig erachteten. Ob dies vielleicht auch ein wenig an den Sexualwissenschaftlern liegen könnte?

Diese Frage stellt sich beispielsweise bei der Lektüre des Beitrages von Armin Hoyer, der ein „infektiologisches Hygieneregime“ (91) im Kampf gegen AIDS befürwortet und das Sexuelleben der Menschen mit den Verhältnissen in einem chirurgischen Operationssaal in Bezug setzt (100ff). Dass Autorität und Intimbereich nicht zueinander passen und die Nicht-Thematisierung von psychischen Momenten ein Problem sein könnte, entgeht Hoyer.

Zu viel Nachfragen ist auch nicht im Beitrag von Louisa S. Arnold und Andreas Bergmann über staatliche Präventionsprogramme zur Stabilisierung von Familien in sozial benachteiligten Gruppen zu erkennen. Der Aufsatz ist eine Meta-Studie von Aufsätzen, die über ein nordamerikanisches Projekt berichten. Dass diese Präventionsprogramme erst durch erpresserische Lohnbedingungen auf dem Arbeitsmarkt nötig wurden, die dazu führen, dass ein Familienleben nicht mehr stattfinden kann, wird ebenso wenig angeschnitten wie die Tatsache, dass die Teilnahme an den Programmen so freiwillig ist wie der Sex eines befristet beschäftigten Universitätsassistenten mit seinem Professor: wer nicht teilnimmt, bekommt keine Unterstützung mehr und erfährt im Gegenzug ausufernde Kontrolle. Als Gefahr für die geregelte Kindererziehung identifizieren die Autoren folgefalsch nicht die sozialen und materiellen Rahmenbedingungen, sondern allein die Verbreitung von Patchworkfamilien (118f). Besser hätte es die katholische oder evangelikale Eheberatung um die Ecke nicht formulieren können – eine eigenständige Sexualforschung benötigt hierfür niemand.

Nicht ganz so eindimensional liest sich der Beitrag von Christoph Zürn, Tim Schlange und Wiebke Driemeyer über das Projekt „Mit Sicherheit verliebt“, in dem Studierende der Humanmedizin in Schulen engagiert sexuelle Aufklärung betreiben und dabei feststellen müssen, dass

viel Halbwissen aus Medien und Freundeskreis durch jugendliche Köpfe geistert. Der Sexualkundeunterricht hatte offenbar keine Erkenntnisse gebracht – wäre es dann nicht angebrachter die Lehrer zu schulen, anstatt hinterher kursorisch bei Kindern und Jugendlichen vorzusprechen? Zu dieser Erkenntnis gelangen die Autoren leider nicht.

Ein weiteres Problem stellt die mangelnde Relevanz der vorgestellten Projekte dar. Sowohl Gesine Plagges und Silja Matthiesens Studie über das Sexualverhalten von Studierenden als auch die Arbeit Maika Böhm's über studentische Beziehungsbiographien wurden exklusiv in Hamburg angefertigt. In beiden Fällen wird nicht überlegt, wer eigentlich Zeit und Interesse aufbringt, an einer Studie teilzunehmen und sich mitzuteilen. Von welcher Vorstellung von „Sexualität“ die Autoren ausgehen erfolgt ebenfalls nicht.

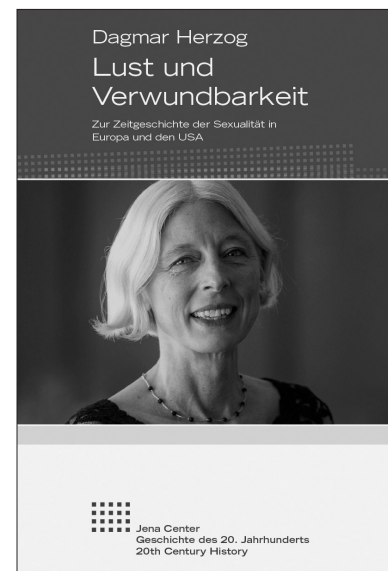
Das gleiche Problem stellt sich im Beitrag von Verena Klein, Martin Rettenberger und Peer Birken zum hypersexuellen Verhalten von Frauen. Was nun genau „Hypersexualität“ ist und welche Normvorstellungen dieser Einschätzung zu Grunde liegen, wird nicht herausgestellt. Der favorisierte „HBI-Cut-Off-Wert“ (194) wird genannt, ohne erläutert zu werden. Die Autoren erwähnen erst ganz am Ende ihres Aufsatzes die Gefahr, dass durch eine solche Studie nur überkommene Mythen über „liebeshungrige Frauen“ transportiert würden (196) – geht es beim Sex wirklich immer um Liebe oder nicht einfach nur um Sex, Selbständigkeit oder Rebellion? Selbst diese Frage kann nicht geklärt werden.

Wozu, so fragt man sich spätestens in der Mitte des Buches, benötigt irgendjemand auf dieser Welt eine eigenständige Sexualwissenschaft, wenn ihre Vertreter nicht einmal sagen können, auf welcher Basis sie arbeiten. Es soll nicht in Frage gestellt werden, dass die Aufsätze in sich geschlossen sind und mit großem Fleiß erarbeitet wurden, aber wer die Fundamente des eigenen Schaffens nicht hinterfragt, hat keinen Anspruch auf eine von Alleinstellungsmerkmalen abhängige Stellung innerhalb der Wissenschaftsgesellschaft.

Nur zwei Beiträge des Buches beinhalten wirklich neue Ansätze und Kritik an der bisherigen, auch eigenen ärztlichen Arbeit. Erich Meyers Studie über die Trans*Beratung benennt unverblümt das Problem, dass Ärzte und Bürokraten den Betroffenen meist mehr im Weg als zur Seite stehen. David Garcia Nunez und seine Mitarbeiter wiederum beschäftigen sich intensiv mit den Grenz- und Diskriminierungsproblemen, denen Trans* heute ausgesetzt sind. Hier bietet sich dem Leser ein Ausblick auf eine Ebene, auf der akademische Forscher mit außeruniversitären Beratungsstellen gemeinsam an neuen Herangehensweisen arbeiten, die vor allem der einen Gruppe dienen, die in den übrigen Aufsätzen nur als Objekte, nicht als Subjekte wahrgenommen werden: Patienten.

Infolgedessen sucht man im vorliegenden Buch auch diejenigen Akteure des Gesundheitsmarktes vergeblich, die den Markt abdecken, den Sexualforscher in ihren Elfenbeintürmen nicht bemerken: Heilpraktiker, Yoga-Trainer, Paarberater oder Psychotherapeuten. Die Dominanz der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) auf allen Gebieten der Sexualkunde in Deutschland wird nicht kritisch bemerkt. Materielle Zwänge, fragwürdige juristische Einschätzungen und Gesetze, soziale Bedingungen und die mögliche Breitenrelevanz der eigenen Studien werden nicht einmal angeschnitten. Am Ende fehlt noch ein Register, was den Zugang zum Werk unnötig erschwert. Sind das die Perspektiven einer „jungen Sexualwissenschaft“? Wer soll eine solche Wissenschaft und entsprechend handelnde Akteure benötigen?

Florian G. Mildenerberger (Frankfurt/Oder)



Herzog, Dagmar, *Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA*. Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wallstein Verlag, Göttingen 2018, 238 S., br., 15,00 €

Vier der sieben Texte dieses auf- und anregenden Buches sind in Deutsch und drei in Englisch verfasst. Sie bilden ein Ganzes, so wie die binationale und bikulturelle Autorin, die 1961 in den USA geboren wurde, deutschstämmige Eltern hatte, in den USA und in Deutschland studierte, derzeit als Historikerin an der City University of New York lehrt und oft in Deutschland weilt. Erst jüngst hat sie in Berlin zum Thema „Liebe und Gerechtigkeit“ auf dem Festakt „150 Jahre Magnus Hirschfeld“ gesprochen.

Der erste Text analysiert „Sexualität, Memory, Morality“ im deutschen Westen der Nachkriegszeit bis 1960.

Dabei geht es wesentlich darum, ob und inwieweit der Umgang mit Sexualität in der Nazizeit Auswirkungen auf das „Danach“ hatte. Hier zeigt sich wie in allen Arbeiten von Dagmar Herzog, dass der Zugang zum Jetzt nicht ohne den Rückblick auf die Vergangenheit zu finden ist: „Consideration of the history of sexuality, and insistence on integrating the history of sexuality with more traditional historiographical foci, also challenges our assumptions about key social and political transformations and provides new insights into a broad array of crucial phenomena“ (7).

Auch im zweiten Text geht es um einen sehr großen historischen Bogen, er reicht „von der Geschichte der Sexualität zur Sexualpolitik der Gegenwart“ (41). Diesmal geht es um Abtreibung, Behinderung, Christentum. Christentum und Abtreibung – eigentlich unvereinbar im Sinne eines „Der-Herr-hat's-gegeben-der-Herr-hat's-genommen-der-Name-des-Herrn-sei-gelobt“ als eine fremdbestimmte Haltung zu Leben und Tod. Aber gerade in den sechziger und siebziger Jahren als einer „Zeit hitzigster Auseinandersetzungen unter Theologen wie Laien“ (43) fanden sich „katholische und evangelische Geistliche und Theologen in jedem westeuropäischen Land, die sich für legalen Zugang zur Abtreibung aussprachen, und das nicht, weil sie darin ganz pragmatisch das kleinere Übel sahen, sondern weil sie diese Möglichkeit für aus christlicher Sicht geboten hielten“ (44f). Es ist eine große Fähigkeit der Autorin, einer Schwarz-Weiß-Malerei zu entkommen, ein plumpes Gut-Böse-Schema zu überwinden, das nicht immer unwillkommene und vielleicht verstörende Diverse über das verführerische Simple zu stellen. Bemerkenswerter Weise fügt Dagmar Herzog dem Thema Christentum und Abtreibung noch die Dimension Behinderung hinzu. Sie bemerkt, dass frühere Überlegungen zur Abtreibung von einem „unreflektierten und unsensiblen Umgang mit Behinderung“ getragen waren und heute „clevere Gegner der Abtreibung diese Schwachstelle“ aufgreifen und versuchen, „die Rechte Behinderter für ihre Sache nutzbar zu machen“ (45). Was ist, wenn eine Schwangere erfährt, dass ihr Kind behindert sein wird? Die werdende Mutter ist umstellt von Eiferern aller Art, denen es weniger um Mutter und Kind als um ihre Dogmen geht.

Die drei Spitzen des heiklen Dreiecks Abtreibung – Behinderung – Christentum stecken tief in historischen Schluchten und ideologischen Abgründen, und in den Winkeln des Dreiecks lauern Freund und Feind gleichermaßen. Ursprünglich ging es der angehenden Historikerin, die Gesellschaft untersuchte, keineswegs um das Thema Sexualität, aber „ohne dass ich es gesucht hätte – es war einfach da“ (206). Zeitgeschichtlich zu forschen, so erkannte sie bald, bedeutet immer, Sexualität zu berücksichtigen, und manchmal haben Auseinandersetzungen, die im politischen, moralischen, ethnischen Gewand vorgetragen werden und unversöhnlich erscheinen, ihren Grund in Unterschieden und Unvereinbarem in der Sexualität – im

Widerstreit von sexueller Emanzipation und sexueller Repression. Es ist nicht zufällig, dass die Aussagen in diesem Text auf einem Vergleich von fünf europäischen Nationen beruhen – Großbritannien, Frankreich, Bundesrepublik Deutschland, Italien und der Schweiz. Die Autorin wendet sich immer wieder Europa zu – so auch in dem dritten Text „Sexuality in Europe in the Twentieth Century“, weil die gegenwärtigen Schwierigkeiten des europäischen Zusammenfindens gegenläufige Tiefenströmungen erkennen lassen, die mit Sexualität, Sexualpolitik, Sexuelle Aufklärung, Sexualwissenschaft und natürlich auch mit Partnerschaft, Ehe, Familie – eben mit dem wahren Leben – zu tun haben.

Der vierte Text beleuchtet die „Sexuelle Revolution“ in Westeuropa. Er trägt den Titel „Umstrittene Freiheit“ und ist unbestritten eine der besten Arbeiten über die unklare „Beziehung zwischen dem politischen Aktivismus und den großen Transformationen der sexuellen Landschaft Europas in den sechziger und siebziger Jahren“ (99). Im Hintergrund steht dabei immer die Frage, wie eine sexuelle Liberalisierung mit einer gesamtgesellschaftlichen Liberalisierung zusammenhängt, ob sie Motor, Teil oder Folge ist. Klar ist nur, dass sie „als kostbares und – ja, auch – moralisches Ziel“ zu verteidigen ist (125).

Wie unterschiedlich die Wirkungsgeschichte eines Phänomens wie die freudianische Psychoanalyse in verschiedenen Kulturen verläuft, welche Konstanten und changierenden Variablen sich dabei ausmachen lassen und welche Zufälligkeiten dabei eine Rolle spielen, zeigt sich in den Texten fünf und sechs. Der fünfte Text trägt die gewitzte Überschrift „Freud's ‚Cold Wars‘. Christianization and Desexualization of Psychoanalysis in the Postwar United States“, der sechste die Überschrift „Von Ödipus zu Narziss“. In beiden Texten geht es um die Rezeption und den Stellenwert der Psychoanalyse in den USA – im fünften um Christianisierung mit der Folge einer Vertreibung des Sexuellen, im sechsten um einen „Paradigmenwechsel“ (160) mit Blick auf die Themen Homosexualität, Lust und Liebe. Ein „abrupter Prestigeverlust“ der Psychoanalyse vollzog sich nach Dagmar Herzog in den siebziger Jahren in den USA, während just in diesem Moment „das Interesse an ihr in der Bundesrepublik massiv wuchs“ (179f) – für die 68er möglicherweise „auch als Hilfestellung beim eigenen Ringen mit der Schwierigkeit, politische und sexuelle Erfüllung zu vereinen“ (180).

Die wundersame und doch so fragile Dreifaltigkeit von Sexualität, Lust und Liebe hat noch nie konflikt- und fraglos geleuchtet, insbesondere wenn es um die sexuelle Orientierung und v.a. die männliche Homosexualität geht. Kann eine feste Beziehung, eine Liebesbeziehung alle Lust erfassen? Ist Lust ohne Liebe möglich oder das Wahre oder das Schlimme? Ist die „Renaissance der Liebesdoktrin“ (178) – wie sie Herzog in den USA beobachtet – die finale Lösung? Warum werden Homosexuelle traditionell auf das

Sexuelle reduziert? Sind homosexuelle und heterosexuelle Beziehungen prinzipiell von gleicher Qualität? Muss man Homosexualität fürchten? An diesen und ähnlichen Fragen scheiden sich nicht nur die Geister, sondern auch der Geist scheidet, auch der der Psychoanalyse, die mit Homosexualität nicht zurechtkommt: „die bemerkenswerte Beständigkeit der Homophobie in der Psychoanalyse“ (160).

Der siebte Text schließlich ist der Kritischen Sexualwissenschaft in der Bundesrepublik gewidmet. Die Autorin leugnet nicht ihre Affinität zu ihr und ihren Akteuren, aber das hindert sie nicht an einer stringenten Analyse, eben auch von außen, aber nicht von oben. Die – charakteristischen – Zwischenüberschriften lauten: „Postnazistische Sexualwissenschaft“ (187), „Masters und Johnson kommen über den Ozean“ (190), „Sexualität konkret: ‚Liebe 79 – ein florierender Geschäftszweig‘“ (182), „Radikale Psychoanalyse“ (194). Man kann sich gut vorstellen, was dazu ausgeführt wird, zum Beispiel, dass nun nicht mehr nur gefragt wird, „was das versteckte Sexuelle im Nichtsexuellen sei, sondern umgekehrt: Was ist am Sex nichtsexuell?“ (196). Man spürt regelrecht die Freude der Autorin, wenn sie in ihren Forschungen auf solche Fragestellungen stößt.

Die Texte des Buches sind von einer unglaublichen Fülle an historischem Material getragen: „Ich habe eine riesige Datenbank in meinem Herzen“ (201). Daran hat der Leser nun Anteil. Doch wird man nicht erdrückt vom Faktenfundament, sondern gewinnt Boden unter den Füßen. Dagmar Herzog sortiert nachvollziehbar, schreibt verständlich und geradlinig, sie umgeht kein Problem, so heikel es auch sein mag. Sie weiß um die „Verwundbarkeit“ (Buchtitel), sie verletzt nicht, so unverblümt und ehrlich sie auch ist.

Das Sexuelle sieht sie in einem Fadenkreuz von Vergangenheit / Gegenwart und Individuum / Gesellschaft. Lust und Liebe sind individuell und folglich unendlich vielgestaltig. Aber Lust und Liebe gedeihen oder verarmen in einem gesellschaftlichen Kontext: „Ich denke nicht, dass Menschen von ihren sozialen Verhältnissen zu trennen sind, sondern finde es sehr wichtig, die Interaktion des Individuums mit seiner Umwelt in den Blick zu bekommen“ (212). Diese Umwelt, dieser Mikro- und Makrokontext – und auch die Reflektion in der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung – sind nicht statisch, sondern dynamisch, und zwar zeitgeschichtlich wie aktuell. Was heute erlaubt ist, war gestern noch verboten, was gestern allgemein üblich war, ist heute besonders. Eine progressive Kontinuität kann die Autorin nicht erkennen, aber viel Gutes und Liebenswertes, viele Sehnsüchte und „incredible yearnings“ (76) schon.

Den sieben Texten folgt zum Schluss ein furioses Interview, das Norbert Frei, Tobias Freimüller und Robert Purtsche vom *Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts* geführt haben und das von Sozialisation über Sexualgeschichte bis zu den USA in der Gegenwart reicht. Atemberaubend.

Kurt Starke (Zeuckritz)



Kempe, Astrid, *Lückenhaftigkeit und Reform des deutschen Sexualstrafrechts vor dem Hintergrund der Istanbul-Konvention*, Duncker & Humblot, Berlin 2018, zugleich jur. Diss. Halle 2017, 337 S., br., 89,90 €

Den Anfang einer sexualpolitisch und sexualwissenschaftlich aktiven Reformbewegung in Deutschland markierte der Versuch eines kleinen Kreises von Akteuren im Jahre 1897, einen Teil des Sexualstrafrechts zu verändern. Hierbei handelte es sich um §175 StGB, der die gleichgeschlechtliche Liebe mit Strafe belegte. Es dauerte bis 1994, ehe die Ziele von 1897 zumindest größtenteils erreicht waren. Eine Schlussfolgerung hieraus könnte sein, dass das Sexualstrafrecht eine Art Tabu im deutschen Rechtssystem darstellt, das nur sehr vorsichtig verändert werden kann, solange die Verantwortung allein bei nationalen Entscheidungsträgern liegt.

Eine indirekte Bestätigung einer solchen Annahme findet sich in der Konsequenz der Ratifizierung des „Übereinkommens zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt (Istanbul-Konvention)“, die am 11. Mai 2011 erfolgte. Bereits wenige Jahre später sahen sich die Parteien im Bundestag genötigt, elementare Paragraphen des Strafgesetzbuches zu modifizieren, allen voran §177 StGB. Angelsächsische Rechtstraditionen aus dem „common law“ wirken so auf die Fassung des deutschen Rechtes ein. Dieses Konglomerat aus historischer Zögerlichkeit, nationaler Bewusstseinstübrung im sexualpolitischen Geschehen, die Entwicklung der Rechtsituation im EU-Ausland und die neuen Zwänge für ein deutsches Strafgesetzbuch innerhalb der EU fasst die Autorin in ihrer umfänglichen Dissertation zusammen.

Bis zur Reform des §177 im Juli 2016 galt in Deutschland eine sexuelle Handlung nur dann als nicht einvernehmlich und strafbar, wenn der Täter das schutzlose Opfer mit

Gewalt oder deren Androhung zu sexuellen Handlungen nötigte. Dies wurde früher mit dem Begriff „Notzucht“ (51) umschrieben. Eine einfache Ablehnung der sexuellen Handlung seitens des Opfers war nicht zwingend ausreichend für eine strafrechtliche Verfolgung. Sexuelle Selbstbestimmung galt nur als bedroht, wenn sie akut und aktiv verteidigt werden musste. Dies ließ einen breiten Interpretationsspielraum zugunsten des Täters zu. Diesen belegt die Autorin anhand einer Reihe aussagekräftiger Beispiele (z.B. 65f). Insbesondere der Begriff der „schutzlosen Lage“ leistete im Rahmen der Ermittlungen häufig einem Ende der Untersuchung Vorschub (78f). Selbst im Falle von Serienstraftaten gegen eine Person konnte der Täter – bei entsprechend geschickt agierender Verteidigung – einer Verfolgung entgehen (122ff). Spätestens in Revisionsverhandlungen wurde dem Opfer ein „Irrtum über die eigene Schutzlosigkeit“ attestiert (159f).

Dem stand die Urteilspraxis in angelsächsisch geprägten Rechtssystemen entgegen (211f). Gemäß der Tradition des „common law“ erlangten diese Urteile ähnliche Wirksamkeit wie Gesetze, d.h. ermittelnde Polizisten bzw. Staatsanwälte orientierten sich bereits seit den 1990er Jahren an entsprechenden Festlegungen von Richtern. Die Überführung dieser Urteile in kodifiziertes international gültiges Recht erfolgte mittels der 2011 vom Europarat beschlossenen „Istanbul-Konvention“. Deren Umsetzung in Deutschland beinhaltet insbesondere die Einbindung eines feministischen Kampfbegriffs in geltendes Recht: „Nein heißt Nein“ (220). Daraus folgte, dass „nur ein Ja“ auch ein „Ja“ sein könne (230).

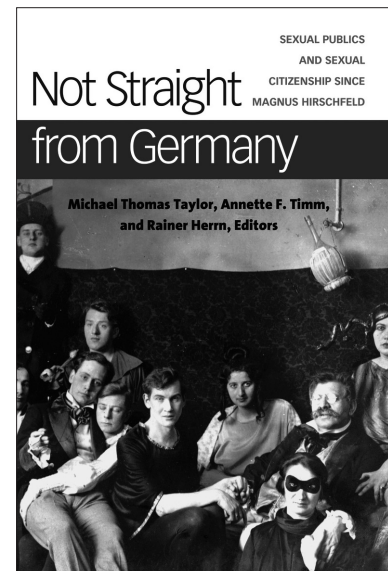
Im Rahmen der Debatten zur Reform des Sexualstrafrechts brachten verschiedene politische Fraktionen unterschiedliche Vorschläge in den Bundestag ein (246f). Letztendlich wurde die Neufassung des Paragraphen mit einer Strafverschärfung und der Stärkung der Definitionsrechte des Opfers verbunden. Sexuelle Nötigung, der Versuch hierzu und die Vergewaltigung werden gleichermaßen, jedoch mit abgestuftem Strafmaß, verfolgt (270ff).

Kempes Buch wirkt insgesamt kohärent und der Autorin gelingt es, die trockene juristische Formalsprache (meist) in verständliche Sätze zu gießen und zugleich das alle sexualpolitischen Reformvorhaben in Deutschland begleitende mediale Dauerfeuer außen vor zu lassen. In diesem Zusammenhang jedoch offenbart sich zugleich die zentrale Schwäche der Darstellung. Die Autorin klammert die Rolle von Lobbyorganisationen bei der Wort- und Definitionsfindung völlig aus, obwohl gerade das Sexualstrafrecht hierfür prädestiniert ist. Auch umgeht sie die Frage, welche weiteren Teile des Sexualstrafrechts im Kontext der Debatten um „Nein heißt Nein“ ebenfalls diskutiert und bisweilen verschärft wurden. Die hiermit begründeten Modifizierungen im Strafverfolgungswesen („elektronische Überwachung“) werden nicht thematisiert. Astrid Kempe scheint zu glauben, juristische Reformen würden allein durch

Fachleute organisiert und ohne Einfluss der Öffentlichkeit entstehen. Nur die „Kölner Sylvesternacht“ wird erwähnt (269), ohne auf die damit verbundenen Debatten in Politik, sozialen Netzwerken und Medien näher einzugehen.

Gleichwohl ist das vorliegende Buch weit mehr als eine hübsch zusammengestellte Dissertation. Es gewährt (ungewollt?) Einblick in die Denkwelten von nationalen und internationalen Juristen und zeigt die Hilflosigkeit von Politikern im Umgang mit den Konsequenzen selbst ratifizierter Abkommen.

Florian G. Mildenberger (Frankfurt an der Oder)



Taylor, Michael Thomas, Annette F. Timm, Rainer Herr (Hg.), *Not Straight from Germany. Sexual Publics and Sexual Citizenship since Magnus Hirschfeld*, University of Michigan Press, Ann Arbor 2017, 408 S., geb., 72,79 €

Ausstellungskataloge haben auf dem akademischen Buchmarkt einen schweren Stand. Rezensionen erscheinen stets erst dann, wenn sich die Museumstüren längst geschlossen haben. Infolgedessen müssen die Aufsätze sowohl Besucher als auch spätere Leser überzeugen können. Dies geschieht, wie in diesem Fall, am besten durch eine gute thematische Aufstellung und zahlreiche Abbildungen. Eine breite Autorenschar ist ebenfalls hilfreich. Das vorliegende Buch ist in vier Abschnitte untergliedert, die jeweils mehrere Aufsätze enthalten. Zunächst widmen sich Michael T. Taylor und Rainer Herr der Darstellung von Magnus Hirschfelds Arbeit am Institut für Sexualwissenschaft in Berlin in den 1920er Jahren und schildern anschaulich seine wissenschaftstheoretischen Ansichten, ehe Sabine Kriebel die Inhalte der Ausstellung „POPSEX!“ in Calgary für diejenigen Leser aufbereitet, die nicht vor Ort sein konn-

ten. Anschließend erörtern Gary D. Stark, Lisa M. Todd und Tobias Becker die Strategien von „besorgten“ Hütern der bestehenden Ordnung zum Umgang mit dem sexuellen Aufbegehren in der Gesellschaft.

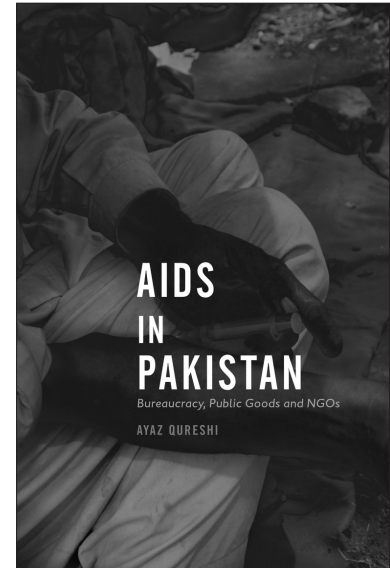
Interessant ist hier die transnationale Perspektive. Die Wahlverwandtschaft von Sexualforschung und Populärkunst von der Jahrhundertwende bis in die 1920er Jahre wird von Kathrin Peters, Kevin S. Amdon, Rainer Herrn und Christine N. Brinckmann vorgestellt. Peters macht deutlich, wie ähnlich sich Wilhelm von Gloedens idealisierte Knabenkörper und Hirschfelds zeitgleich entwickelte Zwischenstufentheorie waren. Außerdem schildern die übrigen Autoren, wie wirkmächtig Bildpropaganda, naturwissenschaftliche Forschungsarbeiten und sexualpolitische Bemühungen im Kontext der Verjüngungsdebatten der 1920er Jahre („Steinach“) ineinander griffen.

Im letzten Teil des Buches widmen sich vier Aufsätze den begleitenden Zeitumständen und verwandten Genres: ein Beispiel aus der Literatur um 1900 wird ebenso analysiert wie die Problematik der Propagierung sexueller Zwischenstufen in Zeiten fragiler Männlichkeiten nach Ende des Ersten Weltkrieges. Darüber hinaus wird herausgearbeitet, wie Produkte hirschfeldscher Forscherkompetenz nach 1933 und nach 1945 auf dem Markt blieben und wie mit „Hirschfeld“ auf dem Sexmarkt Geld zu verdienen war.

Es ist immer schwierig, historische Ereignisse und Entwicklungen innerhalb der Naturwissenschaften in Bezug zur Gegenwart zu setzen und mit aktuellen Strömungen der Kunst zu konfrontieren. Aber abstrakte Gegenwartskunst und historische Aufnahmen aus einem medizinischen Forschungsinstitut gegenüber zu stellen, ohne zu erklären, wie hier Abstraktion, Distanz, Empathie oder epochenübergreifendes Verständnis funktionieren soll, erleichtert nicht das Verständnis – weder für die Arbeit Hirschfelds noch die der aktuellen künstlerischen Interpreten. Darüber hinaus stellen sich hinsichtlich des historiographischen Teils eine Reihe von Fragen. So werden Hirschfelds „sexuelle Zwischenstufen“ als „sexual intermediaries“ übersetzt – frühere Begriffe werden weder erwähnt noch wird erklärt, warum sich die Autoren für diese Form anstelle von „variations“, „interstages“ oder „in-betweens“ entschieden haben. Im Kontext von Eugen Steinach wäre, gerade angesichts der Wirkmächtigkeit seiner zeitgenössischen Bildpropaganda ein Hinweis auf Sergej Voronov sinnvoll gewesen.

Gleichwohl handelt es sich bei dem vorliegenden Sammelband um ein lesenswertes Werk, in dem bisweilen gekonnt, bisweilen gekünstelt, Bilder und Imaginationen des Sexuellen mit gelungener historiographischer Arbeit verbunden werden. Es wird deutlich gezeigt, wie ausdrucksstark und wirkungsvoll Forschung, Präsentation und Vermarktung sexueller Variationen in Zeiten des Verbots und der Zensur sein können.

Florian G. Mildenerberger (Frankfurt/Oder)



Qureshi, Ayaz, *AIDS in Pakistan: Bureaucracy, Public Goods and NGOs*, Palgrave Macmillan, Singapur 2018, 217 S., geb., 145,59 €

Ayaz Qureshi lehrt Medizinethnologie in Edinburgh. Mit dieser ethnografischen Forschungsarbeit legt er die erste Monografie zur Zusammenarbeit internationaler, staatlicher und nichtstaatlicher Organisationen zur Senkung der HIV/AIDS-Raten in Pakistan vor. Für diese Studie arbeitete Qureshi zwischen Juni 2010 und September 2011 als teilnehmender Beobachter im *National AIDS Control Program* (NACP) der pakistanischen Regierung in Islamabad.

Im Einleitungskapitel (1–25) definiert Qureshi die zentralen Termini und führt in die Grundproblematik ein. Homosexualität, Ehebruch, Prostitution und Drogenkonsum sind in Pakistan illegal. In den frühen 2000er Jahren drängte die Weltbank Pakistan zu HIV-Präventionsarbeit. Da Vertreter von Regierungsorganisationen schwerlich soziale Arbeit mit Menschen machen könnten, die von der Regierung kriminalisiert werden, wurden diese Arbeiten an Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und gemeinschaftsbasierte Organisationen (CBOs) vergeben. Als „heilige Kuh“ (4) des globalen HIV-Sektors beschreibt Qureshi die Annahme, NGOs leisteten mit PLHIV (*People Living with HIV*) bzw. Akteuren der Risikogruppen effektivere Präventionsarbeit als Regierungsorganisationen. Qureshi bemängelt, dass Antikorruptionskampagnen vor allem den öffentlichen Sektor fokussierten und Korruptionsprozesse innerhalb des Privatsektors, insbesondere wenn öffentliche Gelder in private Hände fließen, unterbelichtet blieben (11).

Das zweite Kapitel (33–54) behandelt die Geschichte der HIV-Politik Pakistans. Aufgrund der den öffentlichen Raum dominierenden konservativen Moralvorstellungen haben die Regierungen in Pakistan HIV in den 1980ern und 1990ern im Wesentlichen ignoriert. 1988 wurde das

National AIDS Control Programme (NACP) im Gesundheitsministerium gegründet, aber erst 1994 gab es eine erste Medienkampagne zu HIV – mit Rücksicht auf islamische Wertvorstellungen allerdings ohne den Hinweis auf eine sexuelle Übertragbarkeit. Es wurde diskret auf eine Hotline für weitere Informationen hingewiesen, die eine automatische Nachricht abspielte, die den Gebrauch von Kondomen empfahl.

Nach den Atomtests 1998 wurden Sanktionen gegen Pakistan verhängt, in deren Folge der Gesundheitssektor weitgehend privatisiert wurde. Im Jahr 2000 hatte Pakistan 1,5 Millionen US-Dollar für HIV/AIDS zur Verfügung (41) – zum Vergleich: Bangladesch hatte damals ein Budget von 10 Millionen US-Dollar pro Jahr. Die Sanktionen bestanden bis zum 11. September 2001; als Pakistan Partner im Krieg gegen den Terror wurde, eröffnete USAID wieder ein Büro in Pakistan. 2003 bewilligte die Weltbank einen Kredit für ein HIV-Programm in Pakistan im Umfang von fast 50 Millionen US-Dollar, unter der Voraussetzung, dass private NGOs mit der Präventionsarbeit beauftragt werden. Letztlich finanzierte das Programm 24 NGOs, von denen die meisten zuvor nicht im Gesundheitsbereich tätig waren (44); auch konnte mit diesem Vorgehen keine Präventionsarbeit in den unsicheren Gebieten des Landes organisiert werden. Ebenfalls 2003 erhielt Pakistan eine Finanzierung von *Global Fund* (Round-2) zur Behandlung von HIV-Patienten. Mit diesem Geld wurden die ersten fünf antiretrovirale Therapiezentren in öffentlichen Krankenhäusern eingerichtet (46), die Patienten kostenlos mit ART-Medikamenten versorgen. 2011 gab es bereits 15 antiretrovirale Therapiezentren, allerdings registrierten sich nur 4.455 PLHIV zur Behandlung, obwohl die Gesamtzahl der PLHIV damals auf über 100.000 geschätzt wurde (46). Mittlerweile gibt es 32 dieser Zentren in 18 Städten. Kanada finanzierte Pakistan 2003 (bis 2008) zusätzlich das HASP (*HIV and AIDS Surveillance Project*) zur Identifizierung von Risikogruppen: Injizierende Drogenkonsumenten, Transsexuelle und männliche Sexarbeiter in Großstädten wurden als Risikogruppen identifiziert (52). Im September 2007 legte das NACP einen Gesetzesentwurf (*HIV and AIDS Prevention and Treatment Act*) vor, der Sozialarbeiter der NGOs, die für Präventionsarbeit Kontakte zum Drogen-, Prostitutions- oder Homosexuellenmilieu haben, vor Inhaftierung schützen sollte; allerdings wurde der Gesetzesentwurf nie angenommen (allein die Provinz Sindh ratifizierte 2013 die *Sindh HIV and AIDS Control Treatment and Protection Ordinance*).

Im dritten Kapitel (59–82) werden Korruption und Rechenschaftsverpflichtungen auf dem „HIV-Präventionsbasar“ deskriptiv dargestellt. Regierungsangestellte und Direktoren der NGOs sind hochkreativ im Umleiten von Fördergeldern in die eigenen Taschen: Jede NGO benötigt ein repräsentatives Büro in einer Villa, die dem Direktor ggf.

inkl. seines erweiterten Familienkreises als Hauptwohnsitz dient; und wer mutmaßlich im Park Gratiskondome verteilt, benötigt dazu den entsprechend ausgestatteten SUV-Fuhrpark, der nach Ablauf der Förderphase in den Privatbesitz übergeht. Mit diesem Phänomen verbunden sind gegenseitige Verdächtigungen zu Fälschungen von Fallzahlen, welche dadurch begünstigt werden, dass die NGOs Daten der von ihnen betreuten PLHIV anonymisieren, weil sie Regierungsstellen vorwerfen, dass diese jene kriminalisierten und einsperren wollten.

Das nächste Kapitel (85–100) legt dar, wie Regierungsbeamte über Modifikationen der Verwaltungsvorgaben die Macht der NGOs zu beschneiden versuchten. Das darauffolgende Kapitel (105–121) beschreibt die Maximierung der Streitigkeiten unter den NGOs und innerhalb des NACP, nachdem 2010 verbreitet wurde, die Weltbank würde die Finanzierung von HIV-Präventionsarbeit stoppen. Ehemals miteinander kollaborierende NGOs wurden zu erbitterten Gegnern im Angesicht drohender Ressourcenverknappung und auch die Mitarbeiter des NACP drohten mit der Vernichtung von Datensätzen auf den Arbeitscomputern um ihre Chancen auf Vertragsverlängerung zu steigern (113).

Das sechste Kapitel (125–149) analysiert die Förderprozesse der Finanzierung durch *Global Fund* (Round-9), für die CBOs zentral sind, da die Fördervorgabe auch die Stärkung zivilgesellschaftlicher Akteure und demokratischer Strukturen beinhaltet. Die Förderung von willigen Akteuren der Risikogruppen führte u.a. zu zwei Problemen. Zum einen begünstigte es CBOs aus dem Umfeld von Regierungsangestellten, die allein auf dem Papier bestehen (134); zum anderen übergeht dieses Vorgehen all die Gruppen, die sich nicht beteiligen wollen. So gibt es z.B. keine Präventionsprojekte für das große Problemfeld homosexueller Aktivitäten an islamischen Koranschulen (129). Das siebte Kapitel (151–169) diskutiert die Idee der Fokussierung auf Risikogebiete anstatt auf Risikogruppen/-verhaltensweisen. Im achten Kapitel (173–194) kritisiert Qureshi die Idee der Förderwürdigkeit von Personengruppen aufgrund ihres Serostatus (GIPA-Prinzip von UNAIDS: *Greater Involvement of People living with AIDS*) am Beispiel der Rivalitäten unter den AIDS-Aktivist*innen, die sich gegenseitig PLHIV abwerben, um ihr Ranking und damit den Wohlstand der Direktoren zu optimieren. Das Schlusskapitel (197–207) kritisiert das neoliberale Finanzierungsregime zum einen anhand der letzten statistischen Daten zu den HIV-Prävalenzraten der Risikogruppen in Pakistan, die sich in den letzten Jahren zunehmend erhöht haben, und zum anderen anhand der Korruptionskanäle, die durch die Einbindung diverser NGOs und CBOs, deren Existenz z.T. auf den fiktionalen Charakter der Antragspoesie beschränkt bleibt, eher intransparenter wurden.

Die Studie ist methodologisch vorbildlich, analytisch brillant, und das Thema ist von höchster Relevanz. Der

regionale Fokus auf Pakistan sollte den Kreis der Leser nicht einschränken. Wer sich für Projektarbeit interessiert oder Tipps sucht, wie Fördergelder der individuellen Wohlstandsgenese dienlich gemacht werden, muss dieses Buch lesen.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Lottmann, Ralf, Rüdiger Lautmann, Maria do Mar Castro Varela (Hg.), *Homosexualität_en und Alter(n). Ergebnisse aus Forschung und Praxis*, Springer VS, Wiesbaden 2016, 247 S., 44,99 €

Die homosexuellen Subkulturen gelten gemeinhin als Orte jugendlichen Vergnügens bzw. der Überhöhung der Jugend schlechthin. Doch auch schwule Männer und lesbische Frauen werden älter, erreichen das Rentenalter und finden sich dann mit neuen Zwängen und alten Herausforderungen konfrontiert, die bislang im deutschsprachigen Diskurs der Soziologen, Gesundheitswissenschaftler und Sexualforscher keine Rolle spielten. Die Autoren des vorliegenden Sammelbandes widmen sich in drei Themenschwerpunkten mit jeweils mehreren Aufsätzen den theoretischen und praktischen Problemlagen rund ums Thema „Homosexuell im Alter“.

Im einleitenden Kapitel entwirft Rüdiger Lautmann das Panorama der Herausforderungen: die Unwissenheit in der Forschung, die Ratlosigkeit in der Praxis, z.B. im Altersheim. Ältere Schwule waren in ihrer Jugend noch mit dem Problem der strafrechtlichen Verfolgung konfrontiert und finden sich nun in einem Heim mit genau denjenigen Mit-Ältern konfrontiert, die an der Stigmatisierung Homosexueller häufig nichts auszusetzen hatten. Wer nicht in einer Partnerschaft lebt, hat meist keine Familie,

die sich um einen kümmert – und doch sind Freundschaften für ein Altern in Würde von großer Bedeutung. Dass ältere Menschen noch sexuelle Bedürfnisse haben, haben Geriater in weiten Kreisen noch nicht akzeptiert, von Altenpflegern, Pflegedienstleitungen und Gesundheitswissenschaftlern ganz zu schweigen. Bisexuelle Senioren sitzen sowieso – wie auch in früheren Lebensjahrzehnten – zwischen allen Stühlen und Lesben bleiben weitgehend unsichtbar.

Die Problematik von Stigmatisierung und Verdrängung Homosexueller im Alter vertieft Maria do Mar Castro Varela in ihrem Essay. Sie verlangt von der Gesellschaft im Allgemeinen und den mit der Pflege alter Menschen befassten Institutionen im Besonderen mehr Sensibilität für „Anderssein“. Ebenso argumentiert Wilhelm Frieling-Sonneberg, der in seinem Beitrag die Dynamik von nachlassender individueller Gesundheit und Vernachlässigung durch Pflegeinstitutionen herausarbeitet.

Wie schwule Senioren leben und leben wollen, arbeitet Ralf Lottmann in seinem Aufsatz heraus. Er nimmt als Beispiel den bereits verwirklichten „Lebensort Vielfalt“ in einem Mehrgenerationenhaus. Offener Umgang mit der sexuellen Veranlagung steht da im Vordergrund – und etwas anders verläuft das Leben im Alter offenbar bei lesbischen Frauen, wie Claudia Krell und Bärbel Susanne Traunsteiner in ihren Aufsätzen nahe legen. Durch Befragungen fand Krell heraus, dass die viel beschworene „Unsichtbarkeit“ der Lesben im Alltag sich im Alter fortsetzt und die Betroffenen aus Furcht vor Diskriminierung sehr zurückhaltend agieren. Auffallend ist, dass Lesben das Alter nicht so sehr als Bedrohung begreifen wie schwule Männer. Traunsteiner gelangt in Österreich zu ähnlichen Ergebnissen. Die jetzige Generation schwuler Senioren umfasst weniger Menschen als demographisch anzunehmen ist – nicht jeder schaffte das Coming-Out, Krankheiten wie AIDS dezimierten die Reihen und von AIDS blieb die Furcht vor Krankheiten im Allgemeinen und Diskriminierung im Besonderen.

Sowohl Michael Bochow als auch Lea Schütze widmen sich in ihren Aufsätzen der Frage, ob das psychische Wohlbefinden eventuell dadurch erzielt wird, dass schwule Senioren ihr sexuelles Wollen eher zurückstellen, um so in einer im Grunde altersfeindlichen und gleichwohl alternden Gesellschaft, umgeben von Heteros, Freundschaften pflegen zu können, die sich in Seniorenheimen als überlebenswichtig erweisen können. Bleibt also nur die Chance, auch im Alter in der vage umrissenen „Community“ und sei es in einem homofreundlichen Wohnprojekt, die eigene Sexualität nicht verstecken zu müssen? Heiko Gerlach und Christian Szillat lassen in ihrer Studie zur Situation in Hamburg entsprechende Schlüsse zu.

Mögen sich auf „Gayromeo“ auch die „opafeindlichen“ Schwulen tummeln, so bieten Online-Kontaktforen

immer noch Fluchtpunkte. Doch verlangt das Leben im Alter auch von den Senioren selbst eine Modifikation des eigenen Selbst. „Vielfalt“ gibt es nicht auf Knopfdruck und nicht durch staatliche Maßnahmen, wie Ute Koop und Yvonne Tietz nahe legen. Dass es eine Alternative zum neuen „Closet“-Altersheim geben kann, legen Erfahrungen aus den USA nahe. Beispielsweise ambulante Pflege, die Homosexuelle nicht als zu pathologisierende Fremdkörper im Berufsalltag wahrnimmt. Um dies zu veranschaulichen, wählten die Herausgeber einen Beitrag von Kathleen Sullivan aus, der 2013 in englischer Sprache erschienen war und hier in einer gelungenen Übersetzung präsentiert wird.

Jenseits des großen Teichs wie auch hierzulande aber kommen Entwicklungen nur in Gang, wenn es sich für die betroffenen Institutionen entweder finanziell rechnet oder Nichtbeachtung dem Image erheblich schadet. Ein „Pink Passkey“, eine Art Label für homogene Altersumsorgung könnte eventuell Sinn machen, vermuten Manon Linschoten, Ralf Lottmann und Frederic Lauscher in ihrem Essay. Wie leicht hierzulande Labels und Auszeichnungen in der Pflege für entsprechend interessierte Institutionen zu erlangen sind und wie unbedeutend gering die Sanktionen bei Verlust ausfallen, ist den Autoren offenbar unbekannt.

Natürlich ist der Sammelband zunächst ein erster Ansatz. Gleichwohl hätte man das Thema der binationalen Partnerschaften (z.B. älterer weißer Mann/junger Asiate) anschneiden können. Auch wäre es sicher vorteilhaft gewesen, den Berufsstand der Altenpfleger in die Untersuchung einzubeziehen. Transgender finden nahezu keine Beachtung. Schließlich fällt auf, dass Herausgeber und Autoren die Problematik der Altersarmut weitgehend aussparen. Homosexualität allein als Ausschlussgrund für altersgerechte Behandlung mag bedeutsam sein, die materielle Exklusion aber dürfte erheblich umfangreicher sein. Gentrifizierung trifft auch und gerade alte Menschen, die aus ihren Wohnungen vertrieben werden oder das soziale Umfeld gänzlich einbüßen. Ein Exkurs zu „schwulen Krankheiten“ im letzten Lebensabschnitt wäre interessant gewesen. So bleibt genügend Raum für weitergehende Studien. Gleichwohl ist der Sammelband von großer Bedeutung. Erstmals werden hier angloamerikanische Studien und deutschsprachige Forschungsansätze zu einem bislang weitgehend vernachlässigten Thema zusammengeführt.

Florian G. Mildenberger (Frankfurt an der Oder)

EIKE SANDERS, KIRSTEN ACHELNIK
UND ULLI JENTSCH

KULTURKAMPF UND GEWISSEN

Medizinethische Strategien der
„Lebensschutz“-Bewegung

Sanders, Eike, Kirsten Achteplik, Ulli Jentsch, *Kulturkampf und Gewissen. Medizinethische Strategien der „Lebensschutz“-Bewegung*, Verbrecher-Verlag, Berlin 2018, 157 S., br., 15 €

Der Streit um die Abtreibung ist neu entbrannt. Seit Anfang des Jahres debattieren Befürworter und Gegner lautstark die Reform des Paragraphen 219a, während sich gleichzeitig infolge der Flüchtlingskrise 2015 konservative und rechte Kräfte gesellschaftspolitisch neu orientieren. Im Kontext der unterschwellig oder ganz offen geschürten Furcht vor „Umvolkung“ und der Suggestierung der Notwendigkeit zur Steigerung der Geburtenziffern innerhalb der alteingesessenen Bevölkerung ist es nur ein kleiner Schritt zur Forderung nach einer Rückabwicklung der Freigabe der Abtreibung. Hier sind eine Vielzahl von kleinen, aber lautstarken und bisweilen einflussreichen Gruppierungen aktiv, die unter dem diffusen Sammelbegriff „Lebensschutz-Bewegung“ auftreten.

Dieses Konstrukt wird im vorliegenden Buch aus Sicht ihrer schärfsten Gegner vorgestellt, denn die Autoren entstammen allesamt der autonomen Linken. Für Sanders, Achteplik und Jentsch steht von Anfang fest, dass die „Lebensschützer“ im Unrecht sind – und ähneln so diesen ganz ungemein (7). Das Buch ist in sechs Kapitel unterteilt, denen eine Einleitung, ein Fazit und ein Literaturverzeichnis beigeordnet sind. Zunächst schildern die Autoren die politische Entwicklung der letzten Jahre, um dann zugleich die Arbeitsweise der „Lebensschützer“ vorzustellen.

Deren Lobbyismus zielt weniger auf eine direkte Einflussnahme der Politik ab als vielmehr auf die Erzielung eines Stimmungsumschwungs in der Bevölkerung. Es ist also ein Kulturkampf, der sich gegen alles richtet, was im Zusammenhang mit „1968“ gesehen werden kann. Im Kampf der Begriffe um Bevölkerungsrückgang, Immigra-

tion und Werteverfall sind Bezüge zur extremen Rechten nicht selten. Den Autoren entgeht aber, wie sehr sich im Lauf der letzten Jahre die Einstellung der „Lebensschützer“ zum Islam geändert hat: früher das Vorbild einer einflussreichen Religion zum Schutz traditioneller Familienstrukturen, heute das Zerrbild des Bösen.

Um ihre eigene Arbeitsweise wissenschaftlich zu unterfüttern, spielen Ärzte als Stichwortgeber und Medizinethiker für die „Lebensschützer“ eine wichtige Rolle. Ihrer Vorgehensweise und Ideologie sind zwei Kapitel im Buch gewidmet. „Lebensschützer“ positionieren sich als Helfer der Frauen, um sie vor dem umstrittenen „Post Abortion Syndrom“ (PAS) zu bewahren, und sie sehen sich zugleich als Anwälte aller ungeborenen Kinder, wodurch sie sich gegen die eugenischen Aspekte der Präimplantationsdiagnostik (PID) positionieren. Die wichtige Bezugsrelevanz des Christentums wird von den Autoren erkannt, ebenso wie den Einfluss der Kirchen: so nutzt es italienischen Frauen wenig, dass sie das Recht auf Abtreibung haben, wenn es keine Ärzte gibt, die den Eingriff durchführen (93). Auch in Deutschland haben abtreibungswillige Frauen immer häufiger Probleme, einen kompetenten Arzt zu finden. Denn die „Lebensschützer“, stets bei der Hand mit Holocaust-Vergleichen, wenn es um den Tod ungeborenen Lebens geht, zögern nicht davor zurück, Ärzte und Kliniken mit Drohungen, Strafanzeigen und Mobbingkampagnen zu überziehen, um auch hierzulande Frauen die Möglichkeit zu nehmen, den Eingriff vornehmen zu lassen (99ff). Jedoch übersehen Sanders, Achtelik und Jentsch den Bruch zwischen den politisch rechts stehenden Abtreibungsgegnern und den Amtskirchen im Zusammenhang mit der Haltung zur Flüchtlingskrise. Hier wurden jahrzehntelang gepflegte Bündnisse binnen weniger Monate zertrümmert.

In einem eigenen Kapitel stellen die Autoren schließlich die Organisationen und Akteure der „Lebensschützer“-Szene vor. Die große Zahl an Frauen unter den Aktivistinnen ist für die Autoren kein Thema – es hätte die Selbstverortung als „FeministInnen“ wohl einer Hinterfragung ausgesetzt. Bisweilen erkennen Sanders, Achtelik und Jentsch die Ähnlichkeit der Argumentationsmuster von „Lebensschützern“ und radikalen linken Feministinnen (z.B. im Fall der Kritik von PID), jedoch versäumen sie es, die eigene Position im „Kulturkampf“ herauszuarbeiten.

Denn all der Methoden, welche die „Lebensschützer“ heute nutzen, inklusive ihrer Bündnisse mit radikalen Gruppierungen, haben sich die linken Abtreibungsbefürworter seit den 1970er Jahren ebenfalls bedient – nur damals waren sie die Opposition gewesen, während sie heute in einem Zwangsbündnis mit dem kapitalistischen Staat und der Medizinalbürokratie, derer sie sich einstmals entledigen wollten, festsitzen und die Orthodoxie re-

präsentieren dürfen. Es dürfte utopisch sein, einerseits zu erklären, dass „menschliche Stammzellen und Embryonen schützenswert und wertvoll und nicht nur kapitalistische Verfügungsmasse für eine neoliberale Verwertungslogik sind“ – und andererseits in einem Atemzug den Schwangerschaftsabbruch als „normal“ diskursiv verankern zu wollen (148).

Trotz der Hinweise auf die Fortschritte in der embryonalen und gynäkologischen Forschung umgehen Sanders, Achtelik und Jentsch einen entscheidenden Punkt: die Freigabe der Abtreibung wurde zu einem Zeitpunkt erkämpft, als Kondome nicht immer reißfest waren, die Verhütung durch die „Pille“ risikvoll war und weitere Lösungen (Intrauterinpessar, „Pille danach“, etc.) entweder noch nicht erfunden oder extrem nebenwirkungsreich waren. Zielt die linke Bewegung in ihrer Ideologie nicht auf eine stete Orientierung am wissenschaftlichen Fortschritt und die Selbstemanzipation der Frau ab? Ist die ständige Wiederholung der Kampfparolen aus der Motte der Frauenbewegung nicht ein Zeichen für die Vergreisung der Linken? Doch solche Gedanken liegen den Autoren fern – sie leben ähnlich in der Vergangenheit wie ihre Rosenkranzmurmelnenden Antagonisten.

Die das ganze Buch durchfließende Furcht vor einem gesellschaftlichen „Rollback“ wird stets an der AfD festgemacht. Dass diese Partei nicht zwangsläufig die Partei der „Lebensschützer“ sein muss, stellte deren Bundestagsfraktion mit einer Anfrage zur „Verhinderung“ der Geburt von Menschen mit Behinderung (insbesondere bei Eltern mit Migrationshintergrund) am 23. März 2018 selbst unter Beweis. Die Autoren des Buches bezogen hierzu allerdings separat Stellung¹.

Bedauerlich ist, dass das Buch trotz der Nennung unzähliger Namen und Organisationen kein Register aufweist. Gleichwohl bietet es einen informationsgesättigten und parteiischen Blick auf eine Debatte, die gerade erst wieder begonnen hat und doch irgendwie vorgestrig wirkt.

Florian G. Mildenberger (Frankfurt/Oder)

¹ <https://www.apabiz.de/2018/afd-antrag-zu-schwerbehinderten-und-was-sagt-die-lebensschutz-bewegung-dazu/>



Grumbach, Detlef (Hg.), *Demo.Für.Alle. Homophobie als Herausforderung*, Männerschwarm, Hamburg 2017, 168 S., br., 18 €

Der fragile Firnis der Zivilisation und der sexuellen Befreiung offenbarte sich für den Herausgeber und die Autoren des vorliegenden Sammelbandes, als am 12. Juni 2016 ein Attentäter den „Pulse Club“ in Orlando stürmte und 49 Gäste tötete. Homophobie als Antrieb für Mord. Dieses Buch ist eine Reaktion darauf, aber auch auf die Entwicklung des als „roll-back“ empfundenen Aufstiegs der Alternative für Deutschland (AfD) und der in ihrem Fahrwasser agierenden „besorgten Bürger“, die nach Ansicht der Autoren nichts weniger beabsichtigen, als die sexuelle Emanzipation der letzten Jahrzehnte rückgängig zu machen. Bereits in der Einleitung schwört Grumbach die Leser auf diese Gefahr ein (15) und betont zugleich die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Akteure, die er unter dem nur vage umrissenen Sammelbegriff „queer“ einordnet (14).

Der rote Faden des „wir, die Guten – da die Bösen“, die Betonung des an Carl Schmitt erinnernden Freund-Feind-Schemas beginnt hier und zieht sich durch das gesamte Buch. Das Handeln der eigenen Akteure wird nicht ansatzweise hinterfragt, weder im Eröffnungsbeitrag von Gabriel Wolkenfeld, der die Reaktionen in der Berliner Community auf die Geschehnisse in Orlando zusammenfasst, noch in den Folgebeiträgen. Jan Schnorrenberg kritisiert die Schwulen in der AfD als „braunen Regenbogen“, der sich in der Hatz auf Ausländer ergehe (37) und sich trotz der geringen Anzahl an Mitgliedern zur Stimme der Schwulen und Lesben in Deutschland verkläre (33). Mit keiner Silbe erwähnt er die Tatsache, dass diese Feststellung sich auch mühelos auf den mitgliederschwachen, aber öffentlichkeitsaffinen Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) anwenden ließe. Und natürlich sieht sich Schnorrenberg au-

ßerstände darauf zu verweisen, dass die Gleichsetzung von „muslimisch“ und „schwulenfeindlich“ das Spezialgebiet von LSVD, schwulen Opfertelefonen und vor allem dem wirkmächtigen taz-Autors Jan Feddersen gewesen war¹. Der beliebte Berliner Anzeigenfriedhof *Siegessäule* titelte auch mal „Türken raus!“ – was natürlich nur ironisch gemeint gewesen sein soll. Zum Sommer 2008 machte dann noch das *CSD-Magazin* mit und erkannte in allen Muslimen der Welt ungebremste Schwulenhasser. Doch davon liest man hier nichts. In keinem der vorliegenden Beiträge wird auf diese jahrelangen Kampagnen irgendwie Bezug genommen. Denn der Feind steht ja außerhalb der allein über die genitalen Handlungen sich definierenden „Community“.

Auch in Muriel Aichbergers Aufsatz über schwule Männlichkeiten ist zwar von der Relevanz des „Tuntenseins“ die Rede, nicht aber davon, dass es gerade der LSVD mit seiner Bürgerrechtspolitik gewesen war, der die politischen „Tunten“ seit den 1990er Jahren an den Rand drängen wollte – weil sie nicht zum Bild jenes schwulen Homo-Ehe-Spießers passten, der nun Staatsnähe und Männlichkeit repräsentieren sollte. Die Abwehr alles Fremden war das zentrale Handlungsinstrument der Schwulen- und Lesbenbewegung der 1990er und 2000er Jahre gewesen.

Der Germanist Peter Rehberg spannt in seinem Essay den Bogen von der kapitalistischen Ausbeutung über AIDS hin zum schwulen Pornofilm und sieht die Gefahr, dass ein „kultureller Essentialismus“ versuche, „nationale Narrative“ festzulegen, was Männlichkeit und Weiblichkeit in einer globalisierten Welt sein müsse (65). Eine große Gefahr erblickt er im „Homonationalismus“, also der Instrumentalisierung der Rechte Homosexueller zugunsten hegemonialer westlicher Politik (74). Leider übersieht Rehberg, dass es die sexuelle Emanzipation der Homosexuellen, von der er selbst profitiert, eben nur im Westen innerhalb von Nationalstaaten gab. Auch unterlässt er jeden Hinweis darauf, dass es erst die Politik der Homoverbände und das bereitwillige Mitwirken der Homo-Journalle in den Jahren nach 1990 gewesen war, die einen „Homonationalismus“ ermöglichte. Rehberg hätte seine eigene Rolle als Mitarbeiter genau dieser Entwicklung hinterfragen können, zieht es aber vor, unbeeinflussbare Ereignisse im Ausland (Brexit, die Wahl Trumps, Orlando) zusammenzustellen und als ein urplötzlich in die schöne schwule Welt gesetztes Unglück zu präsentieren (64).

Seine journalistischen Kollegen und Weggefährten Dirk Ludigs, Bodo Niendel, Kriss Rudolph und Werner Hinzpeter agieren nicht anders. Ludigs erklärt programmatisch „Wir – sind – allein“, womit er interessanterweise die Ideologie der Anhänger Donald Trumps rosa einfärbt, und verlangt jenes Bündnis gesellschaftlicher

¹ Vgl. Zülfukar, C., Voß, H.-J., 2016. Schwule Sichtbarkeit – schwule Identität. Kritische Perspektiven. Psychosozial-Verlag, Gießen, 96f.

Minderheiten, das er selbst jahrelang durch seine penetrante Beschwörung einer allen sozialen Zusammenhängen enthobenen schwulen Bürgerrechtspolitik torpediert hatte (162). Ebenso argumentieren Hinzpeter und Rudolph. Bodo Niendel und der Soziologe Volker Woltersdorff beschwören den vergangenen Kampfgeist einer sexualpolitischen sozialen Bewegung, die der Reaktion von AfD und „besorgten Eltern“ entgegenzutreten müsse.

Einen Hauch an Selbstkritik immerhin äußern Birgit Bosold vom Schwulen Museum Berlin und der Sexualhistoriker Gert Hekma in ihren Aufsätzen: Zu lange habe sich die LGBTI*-Welt von außen vorschreiben lassen, was zu ihr gehöre und was nicht. Immer seien die wichtigsten Akteure der vollmundig „Schwulen- und Lesbenbewegung“ genannten Organisationen jeder bedeutenden sexualpolitischen Debatte der letzten Jahrzehnte ausgewichen, z.B. rund um Pädosexualität. Doch auch diese Autoren übersehen einen zentralen Punkt: die viel beschworene „Gay Community“ ist nur ein auf staatliche Subventionen zugeschnittenes Getto geworden. Dies macht den zentralen Unterschied zur AfD oder auch den „besorgten Eltern“ aus, die gegen zu frühe Sexualaufklärung in Schulen auf die Straße gehen. Sie wollen den Staat aus dem Sexual- und Privatleben außen vor halten. Dass dies ursprünglich auch das Ziel Magnus Hirschfelds und der zweiten deutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre gewesen war, ist den Mitarbeitern des Sammelbandes vollkommen entgangen.

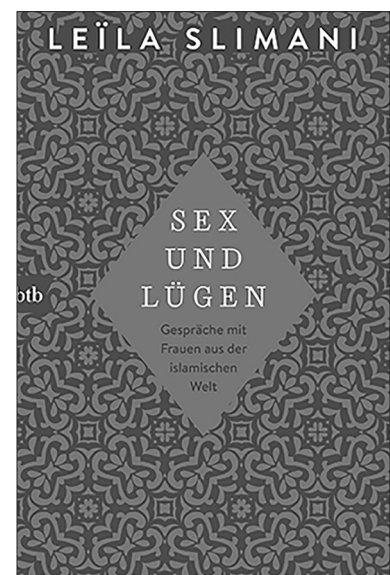
Sämtliche deutschen Autoren des vorliegenden Buches sehen kein Problem darin, dass sie in den vergangenen Jahrzehnten zu keiner Zeit jemals ihre Stimme erhoben, wenn sich der Staat in sexuelle Angelegenheiten einmischte. Die Wiedereinführung von Homosexualität als besonderes Merkmal bei der Verbrechensbekämpfung unter dem Deckmantel des „Krieges gegen den Terror“ wurde von ihnen nie erwähnt. Anstatt über den Sinn von Auslandseinsätzen der Bundeswehr zu reden, wurde nur gefordert, dass auch schwule und lesbische Soldaten daran teilhaben dürfen. Die Einführung von Hartz IV erfolgte durch dieselbe Bundesregierung, die Homo-Ehe und Antidiskriminierungsgesetz gewährte – infolgedessen konnte sich keiner der nun so wortreich „soziale Bündnisse“ beschwörenden Autoren zu einer zeitnahen Kritik aufraffen.

Ein Forum hätte es durchaus gegeben: die in Berlin von 1999 bis 2010 erscheinende *Gigi. Zeitschrift für sexuelle Emanzipation*. Interessanterweise erwähnen die sich besonders gegen „Homonalismus“ positionierenden Autoren (Rehberg, Niendel, Ludigs, Schnorrenberg) die einigende Klammer nicht, welche seit den 1990er Jahren immer wieder Bündnisse zwischen „linken“ Schwulen/Lesben/Trans* und den neuerdings als willkommene Gäste überhöhten Muslimen ermöglicht hatte: der als Antizionismus verkleidete Antisemitismus, welcher den westdeutschen Kommunisten schon immer inne wohnte. Dieser

äußerte sich in der Vergangenheit u.a. in Aufforderungen zur Lynchjustiz auf dem einen oder anderen Straßenfest oder CSD. Die betonte Freundschaft zu Israel ist eventuell der eigentliche Grund des Hasses auf die AfD, auch wenn die Autoren sich damit ebenso zurückhalten wie mit einer klaren Positionierung zur Haltung zu Drogen oder Barebacking. Die eine Problematik hätte Crystal-Beck beschädigt, die andere berührt die Frage der freiwilligen Selbstaufgabe souveräner Sexualpolitik durch die LGBTI-Bewegung in Deutschland in besonderer Weise.

Natürlich verzichtete der graumelierte Herausgeber selbstlos auf jede Integrierung oder auch nur Erwähnung der zahlreichen Kritiker der aktuellen sexualpolitischen Entwicklungen (z.B. David Berger). Stattdessen sammelte er eine Schar an alternden Genossen, um sich einzuigeln und dem Weltschmerz zu huldigen.

Florian G. Mildenerberger



Slimani, Leïla, *Sex und Lügen: Gespräche mit Frauen aus der islamischen Welt*, aus dem Frz. übersetzt von A. Thoma, btb, München 2018, 208 S., br., 12 €

Leïla Slimani (geb. 1981) wuchs in Marokko auf und lebt seit ihrem Studium an der Elitehochschule Sciences Po in Paris. Ihr Roman *Chanson douce (Dann schlaf auch du)* wurde 2016 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet, dem bedeutendsten Literaturpreis Frankreichs. Ende 2017 wurde Leïla Slimani zur persönlichen Beauftragten von Staatspräsident Emmanuel Macron zur Pflege des französischen Sprachraums ernannt.

Die Idee für das vorliegende Buch entstand durch die Reaktionen von Leserinnen nach einer Lesereise mit ihrem ersten Roman durch Marokko. Ihr erster Roman

Dans le jardin de l'orgre (2014) handelt von einer Nymphomanin und ist bislang leider nicht auf deutsch erschienen.

Insgesamt berichten in der vorliegenden Reportage 16 marokkanische Frauen über ihre Zerrissenheit, die Heuchelei in der Gesellschaft und ihren Wunsch nach Anerkennung. Der zentrale wiederkehrende Begriff ist Ehre. Die Ehre und Dominanz der Männer in Marokko sind aufs engste verknüpft mit der Scham der Frau, dem Juwel, dem Bonbon, das man zu ihrem Schutz umhüllen muss (131). Das Kopftuch ist daher nicht nur Ausdruck religiöser Gefühle, sondern v.a. Symptom sozialer Unfreiheit (40) und Fremdbestimmung der Frau (37): „Die Moral ist immer die Moral der anderen“ (54).

Ehre- bzw. Schamobsession führen zur Institutionalisierung einer gesellschaftlichen Kultur der Lüge (15), die Privat- und Intimsphäre einschnüren: „Kein Heil außerhalb der Ehe“ (27). Das marokkanische Strafrecht kriminalisiert außerehelichen Geschlechtsverkehr (Art. 490), Ehebruch (Art. 491), Homosexualität (Art. 489), Nacktheit und obszöne Gesten in der Öffentlichkeit (Art. 483) und Abtreibung (ausgenommen nach Vergewaltigungen). Von Frauen wird erwartet, dass sie jungfräulich in die Ehe kommen – nach dem Familiengesetz muss jede Frau vor der Heirat ein Keuschheitszertifikat (28) vorlegen. Daher die Akzeptanz unverheirateter Frauen von Analverkehr und operativer Hymenrekonstruktion (150).

Daher auch die häufigen Vergewaltigungen (63); Männer wissen, dass Frauen sozial geächtet werden, wenn sie eine Vergewaltigung anzeigen. „Der Reinheitskult ist eine Form des Missbrauchs“ (80). 2012 vergiftete sich die 16-jährige Amina Filali in Larache bei Tanger nach ihrer Vergewaltigung mit Rattengift, weil ihre Eltern ihre Ehe mit dem Vergewaltiger arrangierten (51); nach Art. 475 des Strafrechts liegt keine Vergewaltigung vor, wenn der Vergewaltiger die Vergewaltigte danach ehelicht. Die muslimische Welt ist zerrüttet vom sexuellen Elend, von der Kluft zwischen dem, was gesagt wird, und was die Leute in Wahrheit tun und tun wollen (161). Gerade „die Jugend erstickt unter der Last dieser Frustrationen, die sich in Gewaltausbrüchen gegenüber Frauen entladen“ (191), mittlerweile auch in Köln.

Slimani gibt in diesem Buch 16 Frauen eine Stimme. Der Leser erhält durch ihre Bekenntnisse einen eindrucksvollen Einblick in das sexuelle Elend in islamischen Gesellschaften der Gegenwart aus weiblicher Perspektive. Die Interviews werden durch einen Überblick zu aktuellen politischen und medialen Debatten zum Thema Sexualität in Marokko hintergründig ergänzt. Auch wenn vorliegendes Werk keine soziologische Studie ist, entsteht doch in summa ein repräsentatives Bild, das berührt und zur Reflektion anregt. Wer sich für den Konflikt zwischen Islam und „dem Westen“ an der Bruchlinie Sexualität und Geschlechtergerechtigkeit interessiert, wird dieses Buch mit Gewinn lesen.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Nora Pester (Hg.)

Mit Fotografien von Ilan Nachum

Queer in Israel

Hentrich & Hentrich 2018

Sprache: Deutsch, Englisch

168 Seiten, 84 Abbildungen, geb., 24,90 €

Hinter den bunten Bildern der jährlichen Gay Pride Parade in Tel Aviv steht eine Dimension der rechtlichen Gleichstellung von Homosexuellen, mit der Israel nicht nur eine Inselposition im Nahen Osten einnimmt, sondern die zu den progressivsten weltweit gehört. Sie ermöglicht alternative Eltern- und Familienmodelle, die in Deutschland bisher weitgehend unbekannt sind. Gleichzeitig offenbart sich an diesem Thema die tiefgreifende Spaltung der israelischen Gesellschaft zwischen der „Bubble“ Tel Aviv und dem Rest des Landes sowie zwischen ultra-progressiven und ultra-konservativen Lebensformen und Denkmustern.

Unsere Buchtipps



Julia Velten
Sexuelle Funktionsstörungen bei Frauen

(Reihe: „Fortschritte der Psychotherapie“, Band 68)
2018, VI/96 Seiten,
€ 19,95 / CHF 26.90
(Im Reihenabonnement
€ 15,95 / CHF 21.50)
ISBN 978-3-8017-2837-3
Auch als eBook erhältlich

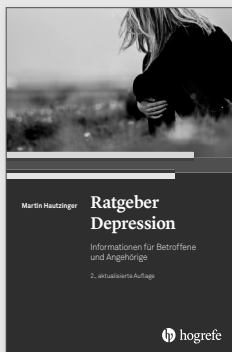
Der Band liefert eine praxisnahe Darstellung der psychotherapeutischen Behandlung sexueller Funktionsstörungen bei Frauen. Neben der Sexual- und Psychoedukation sowie sexualtherapeutischen Partnerübungen, werden körperbezogene Selbsterfahrungsübungen, kognitive und Achtsamkeitsinterventionen vorgestellt. Darüber hinaus werden Hinweise für den Umgang mit Schwierigkeiten im Behandlungsverlauf gegeben. Ein ausführliches Fallbeispiel veranschaulicht die Umsetzung der dargestellten Interventionen in der klinischen Praxis.



Janine Breil / Rainer Sachse
Klärungsorientierte Psychotherapie der Borderline-Persönlichkeitsstörung

(Reihe: „Praxis der Psychotherapie von Persönlichkeitsstörungen“, Band 9)
2018, 303 Seiten,
€ 32,95 / CHF 42.90
ISBN 978-3-8017-2808-3
Auch als eBook erhältlich

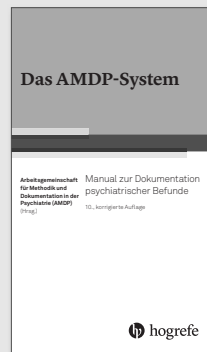
Viele Therapeuten wünschen sich für die Behandlung von Patienten mit einer Borderline-Störung wirksame Unterstützung für den Umgang mit dem typischen dysfunktionalen Interaktionsverhalten. Genau dies können die Konzepte der Klärungsorientierten Psychotherapie bieten. Das Buch erläutert das Vorgehen bei der Therapieplanung und Beziehungsgestaltung und veranschaulicht die konkreten Schritte anhand von Beispielen und Transkripten.



Martin Hautzinger
Ratgeber Depression
Informationen für Betroffene und Angehörige

(Ratgeber zur Reihe Fortschritte der Psychotherapie, Band 13). 2., akt. Auflage
2018, 76 Seiten, Kleinformat,
€ 8,95 / CHF 11.90
ISBN 978-3-8017-2860-1
Auch als eBook erhältlich

Der Ratgeber klärt über die Symptome, den Verlauf, die Ursachen und die Behandlungsmöglichkeiten von Depressionen auf. Außerdem werden Selbsthilfemöglichkeiten vorgestellt. Der Ratgeber hilft dabei, die eigene Krankheit bzw. die Krankheit eines Angehörigen oder Freundes besser zu verstehen. Er eignet sich auch dazu, begleitend zu einer bereits laufenden Behandlung gelesen zu werden und damit die Therapie zu unterstützen.



Arbeitsgemeinschaft für Methodik und Dokumentation in der Psychiatrie (AMDP) (Hrsg.)

Das AMDP-System
Manual zur Dokumentation psychiatrischer Befunde

10., korr. Auflage 2018,
204 Seiten, Kleinformat,
€ 24,95 / CHF 32.50
ISBN 978-3-8017-2885-4
Auch als eBook erhältlich

Das AMDP-System zur Dokumentation psychiatrischer Befunde und anamnestischer Daten kann erfolgreich zur Aus- und Weiterbildung von Medizin- und Psychologiestudierenden eingesetzt werden und in der Psychiatrie tätigen Berufsgruppen als Nachschlagewerk dienen. Bei der nun vorliegenden 10. Auflage handelt es sich um eine korrigierte Ausgabe der 9. Auflage, in der sowohl der Psychische Befund als auch der Somatische Befund überarbeitet sowie mit Zusatzmerkmalen ergänzt wurde.

Eva Illouz
Suhrkamp

Warum Liebe endet

Eva Illouz

Warum Liebe endet – Eine Soziologie negativer Beziehungen
suhrkamp 2018, 447 Seiten, geb., 25,00 €

Unsere Kultur ist unendlich reich an Darstellungen und Geschichten, die vom Erscheinen der Liebe im Leben der Menschen handeln – von jenem magischen Augenblick, in dem wir wissen, dass jemand für uns bestimmt ist. Erstaunlicherweise ist sie aber eher wortkarg, wenn es um den nicht weniger mysteriösen Moment geht, in dem die Liebe endet (oder erst gar nicht beginnt).

Seit zwei Jahrzehnten beschäftigt sich Eva Illouz mit der Frage, wie der Konsumkapitalismus und die Kultur der Moderne unser Gefühls- und Liebesleben transformiert haben. Warum Liebe endet bildet den vorläufigen Abschluss dieses grandiosen Forschungsprojekts und zeigt, warum mit Blick auf unsere sexuellen und romantischen Beziehungen vor allem eines selbstverständlich geworden ist: sich von ihnen zu verabschieden.

Anhand einer großen Vielfalt an literarischen und geistesgeschichtlichen Quellen sowie im Rückgriff auf zahlreiche Gespräche, die sie mit Frauen und Männern aus verschiedenen Ländern geführt hat, arbeitet Illouz souverän heraus, wie es um Beziehungen in Zeiten von Speed-Dating und Tinder, von Gelegenheitssex und Körperkult bestellt ist – und warum insbesondere Frauen die Leidtragenden dieser gleichermaßen sexualisierten wie sexuell befreiten Kultur sind.

Aus dem Buch

»Sexualität, Technologie und Konsum sind zu einer mächtigen Matrix verschmolzen, in der für Gefühle kein Platz mehr ist.«



Call for Papers

Utopien des Sexuellen – Nach 68 | Was bleibt? | Was kommt?

Die sexuelle Befreiung zählt zu den verbreitetsten Utopien der Moderne, verwirklicht wurde sie kaum. Allerdings hatte sich die weltweite 68er-Generation wie keine andere Generation zuvor diesem Ziel verschrieben.

Die damals entworfene Vision einer „sexuellen Revolution“ sollte – über eine „befreite“ individuelle Sexualität hinaus – Frauenrechte, Gleichberechtigung der Geschlechter bis hin zu alternativen Beziehungs- und Geschlechtermodellen realisieren. – Das Utopische des Sexuellen war mit der Utopie einer befreiten Gesellschaft verknüpft.

Was kann es heute bedeuten, die 68er-Utopien des Sexuellen erneut aufzurufen? Einerseits stellt sich die heutige Situation als eine völlig andere dar: Allein die disruptive Kraft der neuen Technologien setzt die Gesellschaften einem permanenten Druck der Veränderung aus, der die Spielregeln des Lebens und Zusammenlebens verändert und auch neue Formen sexueller Wirklichkeit hervorbringt. Andererseits gibt es kein Gegenmodell zu dem Bestehenden, das eine selbsterstörerische Dynamik zu entfalten scheint.

Das zweite Heft der *Sexuologie* 2019 und eventuell das nachfolgende erste Heft 2020 soll daher der Frage Raum geben, ob und wenn ja, wie – oder auch nicht – ein utopisches Sexuelles im gegenwärtigen Horizont zu denken wäre. Es soll darum gehen, zu erkunden, in welcher Form dem Sexuellen noch eine zu aktivierende Potenz innewohnt, die notwendig sein könnte, um die Verhältnisse (erneut) aufzusprengen – oder aber, ob auch das Sexuelle einer transformierenden Entwicklung unterliegt, deren Dimensionen wir gegenwärtig nur utopisch / dystopisch erahnen können.

Ein ausführlicher, thematisch aufgeschlüsselter Call for Papers wird bis Anfang Februar auf der Website der *Sexuologie* – <http://www.sexuologie-info.de> – veröffentlicht werden. Vorabfragen, durchaus verbunden mit Themenvorschlägen, können gern an die Redaktion der *Sexuologie* unter sexuologie@dgsmtw.de gerichtet werden.